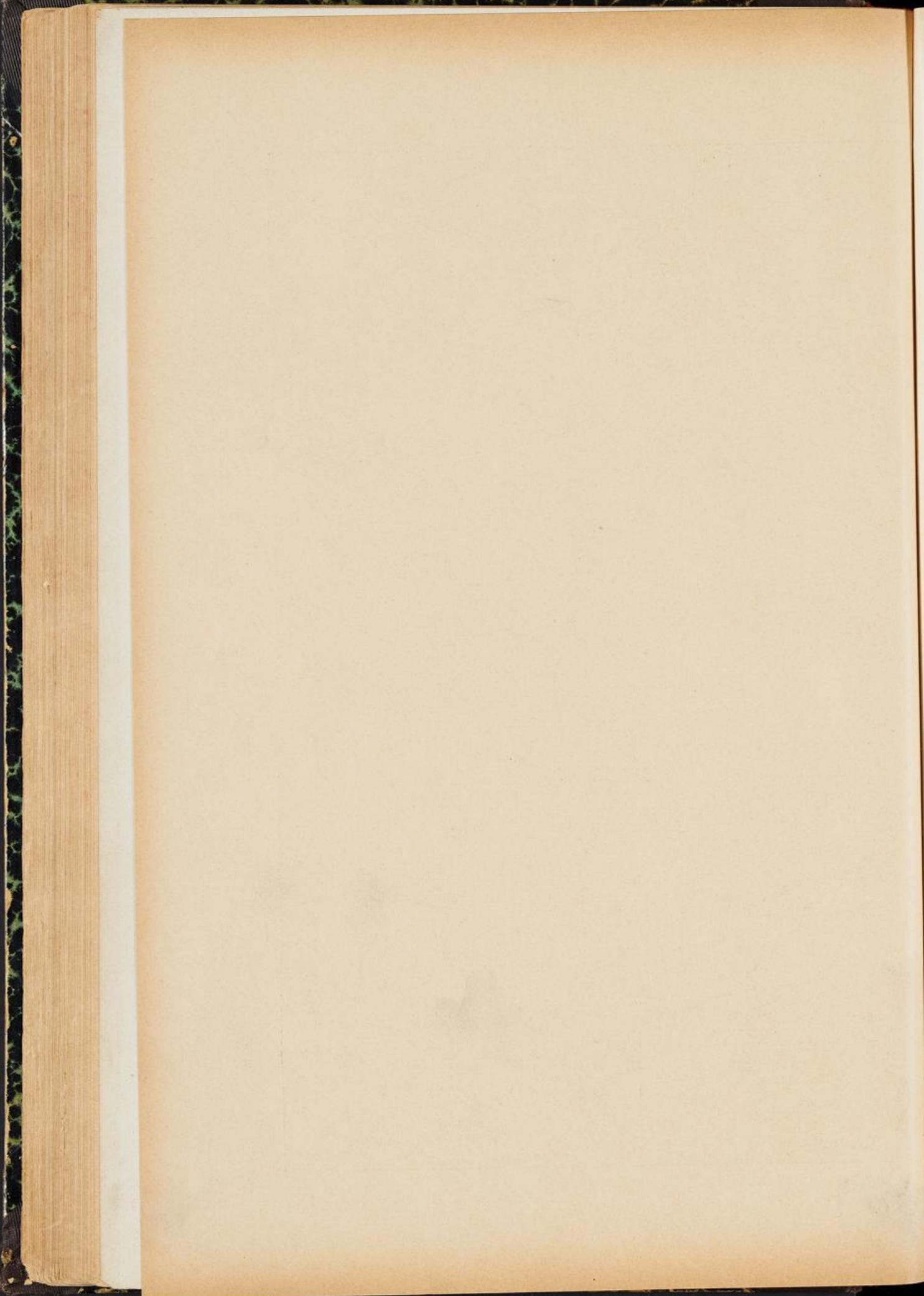






Giuseppa. Tiedt dem Gemalde von G. von H. 1848.

reproduziert mit Genehmigung des Verlegers.



li
" 3
2
2
11
10
e
h
2
g
L
r
c
i
i
f

Stechlin.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Der Weg bis zur Kirche war ganz nah. Und nun standen sie dem Portal gegenüber.

Nex, zu dessen Ressort auch Kirchenbauliches gehörte, setzte sein Pincenez auf und musterte. „Sehr interessant. Ich setze das Portal in die Zeit von Bischof Luger. Prämonstratenser-Bau. Wenn mich nicht alles täuscht, Anlehnung an die Brandenburger Krypte. Also sagen wir zwölfhundert. Wenn ich fragen darf, Herr von Stechlin, existieren Urkunden? Und war vielleicht Herr von Quast schon hier oder Geheimrat Adler, unser bester Kenner?“

Dubslav geriet in eine kleine Verlegenheit, weil er sich einer solchen Gründlichkeit nicht gewärtigt hatte. „Herr von Quast war einmal hier, aber in Wahlangelegenheiten. Und mit den Urkunden ist es gründlich vorbei, seit Wrangel hier alles niederbrannte. Wenn ich von Wrangel spreche, mein' ich natürlich nicht unsern Vater Wrangel, der übrigens auch keinen Spas verstand, sondern den Schillerschen Wrangel. . . . Und außerdem, Herr von Nex, ist es so schwer für einen Laien. Aber Sie, Krippenstapel, was meinen Sie?“

Nex, über den plötzlich etwas von Dienstlichkeit gekommen war, zuckte zusammen. Er hatte sich an Herrn von Stechlin gewandt, wenn nicht als an einen Wissenden, so doch als an einen Ebenbürtigen, und daß jetzt Krippenstapel aufgefordert wurde, das entscheidende Wort in dieser Angelegenheit zu sprechen, wollte ihm nicht recht passend erscheinen. Ueberhaupt, was wollte diese Figur, die doch schon stark die Karikatur streifte. Schon der Bericht über die Bienen und namentlich was er über die Haltung der Königin und den Prince-Consort gesagt hatte, hatte so merkwürdig anzüglich geklungen, und nun wurde dies Schulmeister-Original auch noch aufgefordert, über bauliche Fragen und aus welchem Jahrhundert die Kirche stamme, sein Urteil abzugeben. Er hatte wohlweislich nach Quast und Adler gefragt, und nun kam Krippenstapel! Wenn man durchaus wollte, konnte man das alles patriarchalisch finden; aber es mißfiel ihm doch. Und leider war Krippenstapel — der zu seinen sonstigen Sonderbarkeiten auch noch den ganzen Troß des Autodidakten gestellt — keineswegs angethan, die kleinen Unebenheiten, in die das Gespräch hineingeraten war, wieder glatt zu machen.

Ueber Land und Meer. III. Okt.-Heft. XIV. 7.

Er nahm vielmehr die Frage „Krippenstapel, was meinen Sie“ ganz ernsthaft auf und sagte:

„Wollen verzeihen, Herr von Nex, wenn ich unter Anlehnung an eine neuerdings erschienene Broschüre des Oberlehrers Tucheband in Templin zu widersprechen wage. Dieser Grafschaftswinkel hier ist von mehr mecklenburgischem und uckermärkischem als brandenburgischem Charakter, und wenn wir für unsre Stechliner Kirche nach Vorbildern forschen wollen, so werden wir sie wahrscheinlich in Kloster Himmelfort oder Gransee zu suchen haben, aber nicht in Dom Brandenburg. Ich möchte hinzufügen dürfen, daß Oberlehrer Tuchebands Aufstellungen, soviel ich weiß, unwidersprochen geblieben sind.“

Gzako, der diesem aufflackernden Kampfe zwischen einem Ministerialassessor und einem Dorfschulmeister mit größtem Vergnügen folgte, hätte gern noch weitere Scheite herzugetragen, Woldemar aber empfand, daß es höchste Zeit sei, zu intervenieren, und bemerkte: nichts sei schwerer, als auf diesem Gebiete Bestimmungen zu treffen — ein Satz, den übrigens sowohl Nex wie Krippenstapel ablehnen zu wollen schienen — und daß er vorschlagen möchte, lieber in die Kirche selbst einzutreten, als hier draußen über die Säulen und Kapitelle weiter zu debattieren.

Man fand sich in diesen Vorschlag, Krippenstapel öffnete die Kirche mit seinem Riesenschlüssel, und alle traten ein.

VI.

Gleich nach zwölf — Woldemar hatte sich, wie geplant, schon lange vorher, um bei Lorenzen vorzusprechen, von den andern Herren getrennt — war Dubslav samt Nex und Gzako von dem Globfower Ausfluge zurück, und Nex, seiner Mann, der er war, war bei Passierung des Vorhofs verbindlich an die mit Zinn ausgelegte blanke Glaskugel herangetreten, um ihr, als einem mutmaßlichen Produkte der eben besichtigten „grünen Glashütte“, seine Ministerialaufmerksamkeit zu schenken. Er ging dabei so weit, von „Industriestaat“ zu sprechen. Gzako, der gemeinschaftlich mit Nex in die Glaskugel hineinguckte, war mit allem einverstanden, nur nicht mit seinem Spiegelbilde. „Wenn man nur bloß etwas

besser aussähe . . ." Rex versuchte zu widersprechen aber Czako gab nicht nach und versicherte: „Ja, Rex, Sie sind ein schöner Mann, Sie haben eben mehr zuzusetzen. Und da bleibt denn immer noch was übrig.“

Oben auf der Rampe stand Engelfe.

„Nun, Engelfe, wie steht's? Woldemar und der Pastor schon da?“

„Nein, gnäd'ger Herr. Aber ich kann ja die Christel schicken . . .“

„Nein, nein, schicke nicht. Das stört bloß. Aber warten wollen wir auch nicht. Es war doch weiter nach Globow, als ich dachte; das heißt, eigentlich war es nicht weiter, bloß die Beine wollen nicht mehr recht. Und hat solche Anstrengung bloß das eine Gute, daß man hungrig und durstig wird. Aber da kommen ja die Herren.“

Und er grüßte von der Rampe her nach der Bohlenbrücke hinüber, über die Woldemar und Lorenzen eben in den Schloßhof eintraten. Rex ging ihnen entgegen. Dubslav aber nahm Czakos Arm und sagte: „Nun kommen Sie, Hauptmann, wir wollen derweilen ein bißchen recherchieren und uns einen guten Platz aussuchen. Mit der ewigen Veranda, das is nichts; unter der Marquise steht die Luft wie 'ne Mauer, und ich muß frische Luft haben. Vielleicht erstes Zeichen von Hydropsie. Kann eigentlich Fremdwörter nicht leiden. Aber mitunter sind sie doch ein Segen. Wenn ich so zwischen Hydropsie und Wasserfucht die Wahl habe, bin ich immer für Hydropsie. Wasserfucht hat so was kolossal Anschauliches.“

Unter diesen Worten waren sie bis in den Garten gekommen, an eine Stelle, wo viel Buchsbaum stand, dem Poetensteige gerad' gegenüber. „Sehen Sie hier, Hauptmann, das wäre so was. Niedrige Buchsbaumwand. Da haben wir Luft und doch keinen Zug. Denn vor Zug muß ich mich auch hüten wegen Rheumatismus, oder vielleicht ist es auch Gicht. Und dabei hören wir das Plätschern von meiner Sansjouis-Fontäne. Was meinen Sie?“

„Kapital, Herr Major.“

„Ach, lassen Sie den Major. Major klingt immer so dienstlich . . . Also hier, Engelfe, hier dede den Tisch und stell auch ein paar Fuchsen oder was gerade blüht in die Mitte. Nur nicht Afern. Afern sind ganz gut, aber doch sozusagen unterm Stand und sehen immer aus wie 'n Bauerngarten. Und dann mache dich in den Keller und hol uns was Ordentliches herauf. Du weißt ja, was ich zum Frühstück am liebsten habe. Vielleicht hat Hauptmann Czako denselben Geschmack.“

„Ich weiß noch nicht, um was es sich handelt, Herr von Stechlin; aber ich möchte mich für Uebereinstimmung schon jetzt verbürgen.“

Inzwischen waren auch Woldemar, Rex und der Pastor vom Gartenjalon her auf die Veranda hinausgetreten, und Dubslav ging ihnen entgegen. „Guten Tag, Pastor. Nun, das ist recht. Ich dachte schon, Woldemar würde von Ihnen annectiert werden.“

„Aber, Herr von Stechlin . . . Ihre Gäste . . . Und Woldemars Freunde.“

„Betonen Sie das nicht so, Lorenzen. Es giebt Umgangsformen und Artigkeitsgesetze. Gewiß. Aber das alles reicht nicht weit. Was der Mensch am ehesten durchbricht, das sind gerade solche Formen. Und wer sie nicht durchbricht, der kann einem auch leid thun. Wie geht es denn in der Ehe? Haben Sie schon einen Mann gesehen, der die Formen wahr, wenn seine Frau ihn ärgert? Ich nicht. Leidenschaft ist immer siegreich.“

„Ja, Leidenschaft. Aber Woldemar und ich . . .“

„Sind auch in Leidenschaft. Sie haben die Freundschaftsleidenschaft, Orest und Pylades — so was hat es immer gegeben. Und dann, was noch viel mehr sagen will, Sie haben nebenher die Konspirationsleidenschaft . . .“

„Aber, Herr von Stechlin.“

„Nein, nicht die Konspirationsleidenschaft, ich nehm' es zurück; aber Sie haben dafür was andres, nämlich die Weltverbesserungsleidenschaft. Und das ist eine der größten, die es giebt. Und wenn solche zwei Weltverbesserer zusammen sind, da können Rex und Czako warten, und da kann selbst ein warmes Frühstück warten. Sagt man noch Déjeuner à la fourchette?“

„Kann, Papa. Wie du weißt, es ist jetzt alles englisch.“

„Natürlich. Die Franzosen sind abgesetzt. Und ist auch recht gut, wiewohl unsre Vettern drüben erst recht nichts taugen. Selbst ist der Mann. Aber ich glaube, das Frühstück wartet.“

Wirklich, es war so. Während die Herren zu zwei und zwei an der Buchsbaumwandung auf und ab schritten, hatte Engelfe den Tisch arrangiert, an den jetzt Wirt und Gäste herantraten.

Es war eine längliche Tafel, deren dem Mundell zugekehrte Längsseite man frei gelassen hatte, was allen einen Ueberblick über das hübsche Gartenbild gestattete. Dubslav, das Arrangement musternd, nickte Engelfe zu, zum Zeichen, daß er's getroffen habe. Dann aber nahm er die Mittelschüssel und sagte, während er sie Rex reichte: „Toujours perdrix. Das heißt, es sind eigentlich Krammetsvögel, wie schon gestern abend. Aber wer weiß, wie Krammetsvögel auf französisch heißen? Ich wenigstens weiß es nicht. Und ich glaube, nicht einmal Tucheband wird uns helfen können.“

Ein allgemeines verlegenes Schweigen bestätigte Dubslavs Vermutung über französische Vokabelkenntnis.

„Wir kamen übrigens,“ fuhr dieser fort, „dicht vor Globow durch einen Dohnenstrich, überall hingen noch viele Krammetsvögel in den Schleifen, was mir auffiel und was ich doch, wie so vieles Gute, meinem alten Krippenstapel zuschreiben muß. Es wäre doch 'ne Kleinigkeit für die Jungens, den Dohnenstrich auszuplündern. Aber so was kommt nicht vor. Was meinen Sie, Lorenzen?“

„Ich freue mich, daß es ist, wie es ist, und daß die Dohnenstriche nicht ausgeplündert werden. Aber ich glaube, Herr von Stechlin, Sie dürfen es Krippenstapel nicht anrechnen.“

Dubslav lachte herzlich. „Da haben wir wieder

die alte Geschichte. Jeder Schulmeister schulmeisteriert an seinem Pastor herum, und jeder Pastor pastort über seinen Schulmeister. Ewige Rivalität. Der natürliche Zug ist doch, daß die Jungens nehmen, wo sie kriegen können. Der Mensch stiehlt wie'n Rabe. Und wenn er's mit einemmal unterläßt, so muß das doch 'nen Grund haben."

"Den hat es auch, Herr von Stechlin. Bloß einen ändern. Was sollen sie mit 'nem Krammetsvogel machen? Für uns ist es eine Delikatesse, für einen armen Menschen ist es gar nichts, knapp so viel wie'n Sperling."

"Ach, Lorenzen, ich sehe schon, Sie liegen da wieder mit dem Patrimonium der Enterbten' im Anschlag; Sperling, das klingt ganz so. Aber so viel ist doch richtig, daß Krippenstapel die Jungens brillant in Ordnung hält; wie ging das heute Schlag auf Schlag, als ich den kurzgeschornen Schwarzkopp nach Fehrbellin fragte, und wie stramm waren die Jungens und wie manierlich, als wir sie nach 'ner Stunde in Glosow wiedersehen. Wie sie da so sibel spielten und doch voll Respekt in allem. 'Frei, aber nicht frech', das ist so mein Satz."

Woldemar und Lorenzen, die nicht mit dabei gewesen waren, waren neugierig, auf welchen Vorgang sich all dies Lob des Alten bezöge.

"Was hat dem," fragte Woldemar, "die Glosower Jungens mit einemmal zu so guter Reputation gebracht?"

"O, es war wirklich scharmant," sagte Czako. "Wir waren noch im Walde drin, als wir auch schon Stimmen, ganz wie Kommandorufe, hörten, und im selben Augenblicke, wo wir auf einen freien, von Kastanien umstellten Platz hinausstraten — eigentlich war es wohl schon ein großer Fabrikhof — sahen wir uns wie mitten in einer Schlacht. Auf unsrer Seite stand die bis dahin augenscheinlich siegreiche Truppe, deren weiterer Angriff aber wegen der guten Deckung, die sich der Gegner zu geben gewußt hatte, mit einemmal stoppte, was kaum zu verwundern war, denn eben diese gute Deckung bestand aus wohl tausend, ein großes starree bildenden Glasballons, hinter die sich die geschlagene Partei wie hinter eine Barricade zurückgezogen hatte. Da standen sie nun und nahmen ein Feuergefecht auf, das von hüben und drüben mit den massenhaft umherliegenden Kastanien geführt wurde. Die meisten Schüsse gingen zu kurz und fielen klappernd wie Hagel auf die Ballons nieder. Ich hätte dem Spiel, ich weiß nicht wie lange, zusehn können. Als man unsrer aber ansichtig wurde, stob alles unter Hurra und Mügenschwanken auseinander. Ueberall sind Photographen. Aber wo sie hingehören, da fehlen sie. Genau so wie bei der Polizei."

Dubslav hatte schmunzelnd der Schilderung zugehört. "Hören Sie, Hauptmann, Sie verstehn es aber; Sie können mit 'nem Dukaten den Großen Kurfürsten vergolden."

"Ja," sagte Rex, "das thut unser Freund Czako nicht anders; dreiviertel ist immer Dichtung."

"Ich gebe mich auch nicht für einen Historiker aus und am wenigsten für einen korrekten Attemmenschen."

"Und dabei, lieber Czako," nahm Dubslav das Wort, "dabei bleiben Sie nur. Auf Ihr Spezielles! Und darin müssen Sie mir in meiner Lieblingsorte Bescheid thun, nicht in Rotwein, den mein berühmter Miteinsiedler das 'natürliche Getränk des norddeutschen Menschen' genannt hat. Einer seiner mannigfachen Irrtümer; vielleicht der größte. Das natürliche Getränk des norddeutschen Menschen ist am Rhein und Main zu finden. Und am vorzüglichsten da, wo sich, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, beide vermählen. Ungefähr von dieser Vermählungsstelle kommt auch der hier." Und dabei wies er auf eine vor ihm stehende Bocksbentelflasche.

"Sehen Sie, meine Herren (verhaßt sind mir alle langen Hälse), das hier, das nenn' ich eine gefällige Form. Heißt es nicht irgendwo: 'Laßt mich dicke Leute sehn', — oder so ähnlich. Da stimm' ich zu; ganz mein Fall. Ich bin für dicke Flaschen." Und dabei stieß er wiederholt mit Czako an. "Noch einmal, auf Ihr Wohl. Und auf Ihres, Herr von Rex. Und dann auf das Wohl meiner Glosower, oder wenigstens meiner Glosower Jungens, die sich nicht bloß um Fehrbellin kümmern und um Leipzig, sondern, wie wir gesehen haben, auch selber ihre Schlachten schlagen. Ich ärgere mich nur immer, wenn ich diese riesigen Ballons da sehe. Und da hinter dem ersten Fabrikhof (ich wollte Sie nur nicht weiter damit behelligen), da ist noch ein zweiter Hof, da sieht es noch viel schlimmer aus. Da stehen nämlich wahre Glasungeheuer, auch Ballons, aber mit langem Hals dran, und die heißen dann Retorten."

"Aber Papa," sagte Woldemar, "daß du dich über die paar Retorten und Ballons nie beruhigen kannst. So lang ich nun denken kann, eiferst du dagegen. Es ist doch ein wahres Glück, daß so viel davon in die Welt geht und den armen Fabrikleuten einen guten Lohn sichert. So was wie Streik kommt ja hier gar nicht vor. In diesem Punkt ist unsre Stechliner Gegend doch wirklich noch ein Paradies." Lorenzen lachte.

"Ja, Lorenzen, Sie lachen. Aber eigentlich hat Woldemar doch recht, was — und Sie wissen auch, warum — nicht oft vorkommt. Es ist genau so, wie er sagt. Natürlich bleibt uns Eva und die Schlange; das ist uralte Erbschaft. Aber so viel noch von guter alter Zeit in dieser Welt zu finden ist, so viel findet sich hier, hier in unsrer lieben alten Grafschaft. Und in dies Bild richtiger Gliederung, oder meinetwegen auch richtiger Uterordnung (denn ich erschrecke vor solchem Worte nicht), in dieses Bild des Friedens paßt mir diese ganze Glosower Retortengläserei und -bläsererei nicht hinein. Und wenn ich nicht fürchten müßte, für einen Querkopf gehalten zu werden, so hätt' ich bei hoher Behörde schon lange meine Vorschläge wegen dieser Retorten und Ballons eingereicht. Und natürlich gegen beide. Warum müssen es immer Ballons sein? Und wenn schon Ballons, na, dann lieber solche wie diese hier. Die laß' ich mir gefallen." Und dabei hob er die Bocksbentelflasche.

"Wie diese," bestätigte Czako.



Lanzhunde. Starb her... von D. Mohaglia.

Photographie von Frau Pauline in Wien.

„Ja, Czako, Sie sind ganz der Mann, meinen Papa in seiner Ibiodynkrasie zu bestärken.“

„Ibiodynkrasie,“ wiederholte der Alte. „Wenn ich so was höre. Ja, Woldemar, da glaubst du nun wieder wunder was Feines gesagt zu haben. Aber es ist doch bloß ein Wort. Und was bloß ein Wort ist, ist nie was Feines, auch wenn es so aussieht. Aber dunkle Gefühle, die sind fein. Und so gewiß die Vorstellung, die ich mit dieser lieben Flasche hier verbinde, für mich persönlich was Geleestes hat... kann man Geleestes sagen?...“ Lorenzen nickte zustimmend. „So gewiß hat die Vorstellung, die sich für mich an diese Glosfower Niesenbocksbeutelflaschen knüpft, etwas Infernalisches.“

„Aber Papa.“

„Still, unterbrich mich nicht, Woldemar. Denn ich komme jetzt eben an eine Berechnung, und bei Berechnungen darf man nicht gestört werden. Ueber hundert Jahre existiert nun schon diese Glashütte. Und wenn ich nun so das jedesmalige Jahresprodukt mit hundert multipliziere, so rechne ich mir alles in allem ganz gut eine Million heraus. Die schicken sie nun jahraus jahrein in die Welt, zunächst in andre Fabriken, und da destillieren sie denn drauf los und allerhand schreckliches Zeug in diese grünen Ballons hinein: Salzsäure, Schwefelsäure, rauchende Salpetersäure. Das ist die schlimmste, die hat immer einen rotgelben Rauch, der einem gleich die Lunge anfrisht. Aber wenn einen der Rauch auch zufrieden läßt, jeder Tropfen brennt ein Loch, in Leinwand oder in Tuch, oder in Leder, überhaupt in alles; alles wird angebraunt und angeäht. Das ist das Zeichen unsrer Zeit jetzt, „angebraunt und angeäht“. Und wenn ich dann bedenke, daß meine Glosfower da mitthun und ganz gemächlich die Werkzeuge liefern für die große Generalweltanbrennung, ja, hören Sie, meine Herren, das giebt mir immer einen Stich. Und ich muß Ihnen sagen, ich wollte, jeder kriegte lieber einen halben Morgen Land von Staats wegen und kaufte sich zu Ostern ein Ferkelchen, und zu Martini schlachteten sie ein Schwein und hätten den Winter über zwei Speckseiten, jeden Sonntag eine ordentliche Scheibe, und alltags Kartoffeln und Grieben.“

„Aber Herr von Stechlin,“ lachte Lorenzen, „das ist ja die reine Neulandtheorie. Das wollen ja die Sozialdemokraten auch.“

„Ach was, Lorenzen, mit Ihnen ist nicht zu reden... Uebrigens Proffit... Aber eigentlich verdienen Sie's nicht.“

*

Das Frühstück zog sich lange hin, und das dabei geführte Gespräch nahm noch ein paarmal einen Anlauf ins Politische hinein; Lorenzen aber, der kleine Schraubereien gern vermeiden wollte, wich jedesmal geschickt aus und kam lieber auf die Stechliner Kirche zu sprechen. Er war aber auch hier vorsichtig und beschränkte sich, unter Anlehnung an Tucheband, auf Architektonisches und Historisches, bis Dubslav, ziemlich abrupt, ihn fragte: „Wissen Sie denn, Lorenzen, auf unserm Kirchenboden Bescheid? Krippenstapel hat mich erst heute wissen

lassen, daß wir da zwei vergoldete Bischöfe mit Krummstab haben. Oder vielleicht sind es auch bloß Aebte.“ Lorenzen wußte nichts davon, weshalb ihm Dubslav gutmütig mit dem Finger drohte.

So ging das Gespräch. Aber kurz vor zwei mußte dem allem ein Ende gemacht werden. Engelke kam und meldete, daß die Pferde da und die Manteljacke bereits aufgeschmalt seien. Dubslav ergriff sein Glas, um auf ein frohes Wiedersehn anzustoßen. Dann erhob man sich.

Ner, bei Passierung der Rampe, trat noch einmal an die franke Aoe heran und versicherte, daß solche Blüte doch etwas eigentümlich Geheimnisvolles habe. Dubslav hütete sich, zu widersprechen, und freute sich, daß der Besuch mit etwas für ihn so Erheiterndem abschloß.

*

Gleich danach ritt man ab. Als sie bei der Glaskugel vorbeikamen, wandten sich alle drei noch einmal zurück, und jeder küpfte seine Mütze. Dann ging es, zwischen den Finglingen hin, auf die Dorfstraße hinaus, auf der eben eine ziemlich ramponiert aussehende Halbchaise, das lederne Berdeck zurückgeschlagen, an ihnen vorüberfuhr; die Sitze leer. Alles an dem Fuhrwerk ließ Ordnung und Sauberkeit vermissen; das eine Pferd war leidlich gut, das andre schlecht, und zu dem neuen Livereock des Kutschers wollte der alte Hut, der wie ein fuchsiges Torfstück aussah, nicht recht passen.

„Das war ja Sundermanns Wagen.“

„So, so,“ sagte Czako. „Auf den hätt' ich beinah' geraten.“

„Ja, dieser Sundermann,“ lachte Woldemar. „Mein Vater wollt' Ihnen gestern gern etwas Grafenschaftliches vorzeigen, aber er vergriff sich. Sundermann auf Siebenmühlen ist so ziemlich unsre schlechteste Nummer. Ich sehe, er hat Ihnen nicht recht gefallen.“

„Gott, gefallen, Stechlin, — was heißt gefallen? Eigentlich gefällt mir jeder oder auch keiner. Eine Dame hat mir mal gesagt, die langweiligen Leute wären schließlich gerade so gut wie die interessanten, und es hat was für sich. Aber dieser Sundermann! Zu welchem Zwecke läßt er denn eigentlich seinen leeren Wagen in der Welt herumkutschieren?“

„Ich bin dessen auch nicht sicher. Aber wahrscheinlich in Wahlangelegenheiten. Er persönlich wird irgendwo hängen geblieben sein, um Stimmen einzufangen. Unser alter braver Kortschädel nämlich, der allgemein beliebt war, ist diesen Sommer gestorben, und da will nun Sundermann, der sich auf den Konservativen hin ausspielt, aber keiner ist, im Trüben fischen. Er intrigiert. Ich habe das in einem Gespräch, das ich mit ihm hatte, ziemlich deutlich herausgehört, und Lorenzen hat es mir bestätigt.“

„Ich kann mir denken,“ sagte Ner, „daß gerade Lorenzen gegen ihn ist. Aber dieser Sundermann, für den ich weiter nichts übrig habe, hat doch wenigstens die richtigen Prinzipien.“

„Ach Ner, ich bitte Sie,“ sagte Czako, „richtige Prinzipien! Geschmacklosigkeiten hat er und öde

Nebensarten. Dreimal habe ich ihn sagen hören: „Das wäre wieder Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie.“ So was sagt kein anständiger Mensch mehr, und jedenfalls fest er nicht hinzu: „daß er das Wasser abstellen wolle.“ Das ist ja eine schreckliche Wendung.“

Unter diesen Worten waren sie bis an den hochüberwölbten Teil der Kastanienallee gekommen.

Engelke, der gleich frühmorgens ein allerschönstes Wetter in Aussicht gestellt hatte, hatte recht behalten; es war ein richtiger Oktobertag, klar und frisch und milde zugleich. Die Sonne fiel hie und da durch das noch ziemlich dicke Laub, und die Reiter freuten sich des Spieles der Schatten und Lichter. Aber noch ammutiger gestaltete sich das Bild, als sie bald danach in einen Seitenweg einmündeten, der sich durch eine flache, nur hie und da von Wasserlachen durchzogene Wiesenlandschaft hinschlängelte. Die großen Heiden und Forsten, die das eigentlich Charakteristische dieses nordöstlichen Grafschaftswinkels bilden, traten an dieser Stelle weit zurück, und nur ein paar einzelne, wie vorgeschobene Coulißen wirkende Waldstreifen wurden sichtbar.

Alle drei hielten an, um das Bild auf sich wirken zu lassen; aber sie kamen nicht recht dazu, weil sie, während sie sich umsahen, eines alten Mannes ansichtig wurden, der, nur durch einen flachen Graben von ihnen getrennt, auf einem Stück Wiese stand und das hochstehende Gras mähte. Jetzt erst sah auch er von seiner Arbeit auf und zog seine Mütze. Die Herren thaten ein Gleiches und schwannten, ob sie näher heranreiten und eine Ansprache mit ihm haben sollten. Aber er schien das weder zu wünschen noch zu erwarten, und so ritten sie denn weiter.

„Mein Gott,“ sagte Rex, „das war ja Krippenstapel. Und hier draußen, so weit ab von seiner Schule. Wenn er nicht die Sechundsfellmütze, die wie aus einer konfisziierten Schulmappe geschnitten aussah, gehabt hätte, hätt' ich ihn nicht wieder erkannt.“

„Ja, er war es, und das mit der Schulmappe wird wohl zutreffen,“ sagte Woldemar. „Krippenstapel kann eben alles — der reine Robinson.“

„Ja, Stechlin, Sie sagen das so hin, als ob Sie's bespötteln wollten. Eigentlich ist es doch aber was Großes, sich immer selber helfen zu können. Er wird wohl 'nen Sparren haben, zugegeben, aber Ihrem Lorenzen ist er doch um ein gut Stück überlegen. Schon weil er ein Original ist und ein Gulengesicht hat. Gulengesichtsmenschen sind andern Menschen immer überlegen.“

„Aber Czako, ich bitte Sie, das ist ja doch alles Unsinn. Und Sie wissen es auch. Trotzdem, Sie möchten dem armen Lorenzen was am Zeug flicken, bloß weil Sie herausfühlen: das ist eine lautere Persönlichkeit.“

„Da thun Sie mir unrecht, Stechlin. Ganz und gar. Ich bin auch fürs Lautere, wenn ich nur persönlich nicht in Anspruch genommen werde.“

„Nun, davor sind Sie sicher, — vom Brombeerstrauch keine Trauben. Im übrigen muß ich hier abbrechen und Sie bitten, mich auf ein Weilchen entschuldigend zu wollen. Ich muß da nämlich nach

dem Forsthaufe hinüber, da drüben neben der Waldecke.“

„Aber Stechlin, was wollen Sie denn bei 'nem Förster?“

„Kein Förster. Es ist ein Oberförster, zu dem ich will, und zwar derselbe, den Sie gestern abend bei meinem Papa gesehen haben. Oberförster Ragler, bürgerlich, aber doch beinahe schon historischer Name.“

„So, so; jedenfalls brillanter Billardspieler. Und doch, wenn Sie nicht ganz intim mit ihm sind, sind' ich diesen Abstecker übertrieben artig.“

„Sie hätten recht, Czako, wenn es sich lediglich um Ragler handelte. Das ist aber nicht der Fall. Es handelt sich nicht um ihn, sondern um seine junge Frau.“

„A la bonne heure.“

„Ja, da sind Sie nun auch wieder auf einer falschen Fährte. So was kann nicht vorkommen, ganz abgesehen davon, daß mit Oberförstern immer schlecht Kirichen pflücken ist; die blasen einen weg, man weiß nicht wie . . . Es handelt sich hier einfach um einen Teilnahmebesuch, um etwas, wenn Sie wollen, schön Menschliches. Frau Ragler erwartet nämlich.“

„Aber mein Gott, Stechlin, Ihre Worte werden immer rätselhafter. Sie können doch nicht bei jeder Oberförstersfrau, die erwartet, eine Visite machen wollen. Das wäre denn doch eine Niesenaufgabe, selbst wenn Sie sich auf Ihre Grafschaft hier beschränken wollten.“

„Es liegt alles ganz exceptionell. Uebrigens mach' ich es kurz mit meinem Besuch, und wenn Sie Schritt reiten, worum ich bitte, so hol' ich Sie bei Genshagen noch wieder ein. Von da bis Wuz haben wir kaum noch eine Stunde, und wenn wir's forcieren wollen, keine halbe.“

Und während er noch so sprach, bog er rechts ein und ritt auf das Forsthaus zu.

Woldemar hatte die Mitte zwischen Rex und Czako gehabt; jetzt ritten diese beide nebeneinander. Czako war neugierig und hätte gern Fris herangerufen, um dies und das über Ragler und Frau zu hören. Aber er sah ein, daß das nicht ging. So blieb ihm nichts als ein Meinungsaustausch mit Rex.

„Sehn Sie,“ hob er an, „unser Freund Woldemar, trabt er da nicht hin, wie wenn er dem Glücke nachjagte? Glauben Sie mir, da steckt 'ne Geschichte dahinter. Er hat die Frau geliebt oder liebt sie noch. Und dies merkwürdige Interesse für den in Sicht befindlichen Erdenbürger. Uebrigens vielleicht ein Mädchen. Was meinen Sie dazu, Rex?“

„Ach Czako, Sie wollen ja doch nur hören, was Ihrer eignen frivolen Natur entspricht. Sie haben keinen Glauben an reine Verhältnisse. Sehr mit Unrecht. Ich kann Ihnen versichern, es giebt dergleichen.“

„Nun ja, Sie, Rex. Sie, der sich Frühgottesdienste leistet. Aber Stechlin . . .“

„Stechlin ist auch eine sittliche Natur. Sittlichkeit ist ihm angeboren, und was er von Natur mitbrachte, das hat sein Regiment weiter ausgebildet.“

Gzako lachte. „Nun hören Sie, Rex, Regimente kenn' ich doch auch. Es giebt ihrer von allen Arten, aber Sittlichkeitsregimente kenn' ich noch nicht.“

„Es giebt's ihrer aber. Zum mindesten hat's ihrer immer gegeben, sogar solche mit Askefe.“

„Nun ja, Cromwell, Puritaner. Aber long, long ago'. Verzeihen Sie die abgedundelte Phrase. Aber wenn sich's um so feine Dinge wie Askefe handelt, muß man notwendig einen englischen Brocken einschalten. Sonst bleibt alles beim alten. Sie sind ein schlechter Menschenkenner, Rex, wie alle Konventikler. Die glauben immer, was sie wünschen. Und auch an unserm Stechlin werden Sie mutmaßlich erfahren, wie falsch Sie gerechnet haben. Im übrigen kommt da ein Wegweiser. Lassen Sie uns nachsehen, wo wir eigentlich sind. Wir reiten so immer drauf los und wissen nicht mehr, ob links oder rechts.“

Rex war einfach für Weiterreiten, und das war auch das richtige. Denn keine halbe Stunde mehr, so holte Stechlin sie wieder ein. „Ich wußte, daß ich Sie noch vor Genshagen treffen würde. Die Frau Oberförsterin läßt sich übrigens den Herren empfehlen. Er war nicht da, was recht gut war.“

„Kann ich mir denken,“ sagte Gzako.

„Und was noch besser war, sie sah brillant aus. Eigentlich ist sie nicht hübsch, Blondine mit großen Vergiftneinnichtaugen und etwas lymphatisch; auch wohl nicht ganz gesund. Aber sonderbar, solche Damen, wenn was in Sicht steht, sehen immer besser aus als in natürlicher Verfassung, ein Zustand, der allerdings bei der Stagler kaum vorkommt. Sie ist noch nicht volle sechs Jahre verheiratet und erwartet mit nächstem das Siebente.“

„Das ist aber doch unerhört. Ich glaube, so was ist Scheidungsgrund.“

„Mir nicht bekannt und auch, offen gestanden, sehr unwahrscheinlich. Jedenfalls wird es die Prinzessin nicht als Scheidungsgrund nehmen.“

„Die Prinzessin?“ fuhren Rex und Gzako a tempo heraus.

„Ja, die Prinzessin,“ wiederholte Wolbemar. Ich war all die Zeit über gespannt, was das für einen Eindruck auf Sie machen würde, weshalb ich mich auch gehütet habe, vorher mit Andeutungen zu kommen. Und es traf sich gut, daß mein Vater gestern abend nur so leicht drüber hinging, ich möchte beinah' sagen diskret, was sonst nicht seine Sache ist.“

„Prinzessin,“ wiederholte Rex, dem die Sache beinah' den Atem nahm. „Und aus einem regierenden Hause?“

„Ja, was heißt aus einem regierenden Hause? Regiert haben sie alle mal. Und soviel ich weiß, wird ihnen dies ‚mal regiert haben‘ auch immer noch angerechnet, wenigstens sowie sich um Eheschließungen handelt. Um so großartiger, wenn einzelne darauf verzichten und ohne Rücksicht auf Ebenbürtigkeit sich aus reiner Liebe vermählen. Ich sage ‚vermählen‘, weil ‚sich verheiraten‘ etwas plebeje klingt. Frau Stagler ist eine Typen-Büchsenstein.“

„Eine Typen!“ sagte Rex. „Nicht zu glauben. Und erwartet wieder. Ich bekenne, daß mich das am meisten hofiert. Diese Ausgiebigkeit, ich finde kein andres Wort, oder richtiger, ich will kein andres finden, ist doch eigentlich das Bürgerlichste, was es giebt.“

„Zugegeben. Und so hat es die Prinzessin auch selber aufgefaßt. Aber das ist gerade das Große an der Sache; ja, so sonderbar es klingt, das Ideale.“

„Stechlin, Sie können nicht verlangen, daß man das so ohne weiteres versteht. Ein halb Dugend Bälge, wo steckt da das Ideale?“

„Doch, Rex, doch. Die Prinzessin selbst, und das ist das Mührendste von der Sache, hat sich darüber ganz direkt ausgesprochen. Und zwar zu meinem Alten. Sie sieht ihn öfter und möchte ihn, glaub' ich, bekehren, — sie ist nämlich von der strengen Richtung und hält sich auch zu Superintendent Kofeleger, unserm Papst hier. Und kurz und gut, sie macht meinem Papa beinah' den Hof und erklärt ihn für einen perfekten Kavaliere, wobei Stagler immer ein etwas süßlaures Gesicht macht, aber natürlich nicht widerspricht.“

„Und wie kam sie nur dazu, Ihrem Papa gerade Konfessions in einer so delikaten Sache zu machen?“

„Das war voriges Jahr, genau um diese Zeit, als sie auch mal wieder erwartete. Da war mein Vater drüben und sprach, als das durch die Situation gegebene Thema berührt wurde, halb diplomatisch, halb humoristisch von der Königin Luise, hinsichtlich deren der alte Heim, der berühmte Arzt, als auch da das ‚Siebente‘ geboren werden sollte, von der Notwendigkeit der ‚Brache‘ gesprochen hatte.“

„Büchsen stark,“ sagte Rex. „Ganz im alten Heim-Stil. Aber freilich, Königinnen lassen sich viel gefallen. Und wie nahm die Prinzessin es auf?“

„O, sie war reizend, lachte, war weder verlegen noch verstimmt, sondern nahm meines Vaters Hand so zutraulich, wie wenn sie seine Tochter gewesen wäre. ‚Ja, lieber Herr von Stechlin,‘ sagte sie, ‚wer A sagt, der muß auch B sagen. Wenn ich diesen Segen durchaus nicht wollte, dann muß' ich einen Durchschnittsprinzen heiraten, — dann hätte ich vielleicht das, was der alte Heim empfehlen zu müssen glaubte. Statt dessen nahm ich aber meinen guten Stagler. Herrlicher Mann. Sie kennen ihn und wissen, er hat die schöne Einfachheit aller statlichen Männer, und seine Fähigkeiten, soweit sich überhaupt davon sprechen läßt, haben etwas Einseitiges. Als ich ihn deshalb heiratete, war ich ganz von dem einen Gedanken erfüllt, alles Prinzessliche von mir abzustreifen und nichts bestehen zu lassen, woraus Uebelwollende hätten herleiten können: ‚Ah, sie will eine Prinzessin sein.‘ Ich entschloß mich also für das Bürgerliche, und zwar ‚voll und ganz‘, wie man jetzt, glaub' ich, sagt. Und was dann kam, nun, das war einfach die natürliche Konsequenz.“

„Großartig,“ sagte Rex. „Ich entschlage mich nach solchen Mitteilungen jeder weiteren Opposition. Welch ein Maß von Entfagung! Denn auch im Nichtentfagen kann ein Entfagen liegen. Andauernde Opferung eines Innersten und Höchsten.“

„Unglaublich!“ lachte Czako. „Nex, Nex! Ich hab' Ihnen da schon vorhin alle Menschenkenntnis abgesprochen. Aber hier übertrumpfen Sie sich doch selbst. Wer Konventikel leitet, der sollte doch wenigstens die Weiber kennen. Stechlin sagte, sie sei lymphatisch und habe Vergiftmeinnichtaugen. Und nun sehen Sie sich den Kragler an. Beinah' sechs Fuß und rotblond und das Eisene Kreuz.“

„Czako, Sie sind mal wieder frivol. Aber man darf es mit Ihnen so genau nicht nehmen. Das ist das Slavische, was in Ihnen nachspukt; latente Sinnlichkeit.“

„Ja, sehr latent; durchaus vergrabener Schatz. Und ich wollte wohl, daß ich in die Lage käme, besser damit wuchern zu können. Aber . . .“

So ging das Gespräch noch eine gute Weile.

Die große Chaussee, darauf ihr Weg inzwischen wieder eingemündet war, stieg allmählich an, und als man den Höhepunkt dieser Steigung erreicht hatte, lag das Kloster samt seinem gleichnamigen Städtchen in verhältnismäßiger Nähe vor ihnen. Auf ihrem Hinritte hatten Nex und Czako so wenig davon zu Gesicht bekommen, daß ein gewisses Betroffenheit über die Schönheit des sich ihnen jetzt darbietenden Landschafts- und Architekturbildes kaum ausbleiben konnte. Czako besonders war ganz aus dem Häuschen, aber auch Nex blieb nicht zurück. „Die große Feldsteingiebelwand,“ sagte er, „so gewagt im allgemeinen bestimmte Zeitangaben sind, möcht' ich auf 1375, also Landbuch Kaiser Karls IV., setzen dürfen.“

„Wohl möglich,“ lachte Woldemar. „Es giebt nämlich Zahlen, die nicht gut widerlegt werden können.“

Nex hörte drüber hin, weil er in seinem Geiste mal wieder einer allgemeineren und höheren Auffassung der Dinge zustrebte. „Ja, meine Herrn,“ hob er an, „das geschmähete Mittelalter. Da verstand man's. Ich wage den Ausspruch, den ich übrigens nicht einem Kunsthandbuch entnehme, sondern der langsam in mir herangereift ist: „Die Platzfrage geht über die Stilfrage.“ Jetzt wählt man immer die häßlichste Stelle. Das Mittelalter hatte noch keine Brillen, aber man sah besser.“

„Gewiß,“ sagte Czako. „Aber das mit den Brillen, Nex, ist nichts für Sie. Wer mit seinem Monocle so viel operiert . . .“

Das Gespräch kam nicht weiter, weil in eben diesem Augenblicke mächtige Turmuhrschläge vom Städtchen Wutz her herüberklangen. Man hielt an, und jeder zählte. „Vier.“ Kaum aber hatte die Uhr ausge schlagen, so begann eine zweite und that auch ihre vier Schläge.

„Das ist die Klosteruhr,“ sagte Czako.

„Warum?“

„Weil sie nachschlägt; alle Klosteruhren gehen nach. Natürlich. Aber wie dem auch sei, Freund Woldemar hat uns, glaub' ich, für vier Uhr angemeldet, und so werden wir uns eilen müssen.“

VII.

Alle setzten sich wieder in Trab, auch Fritz, der dabei näher an die voranreitenden Herren herantam.

Ueber Land und Meer. 31. Okt.-Seite. XIV. 7.

Das Gespräch schwieg ganz, weil jeder in Erwartung der kommenden Dinge war.

Die Chaussee lief hier, auf eine gute Strecke, zwischen Bappeln hin, als man aber bis in unmittelbare Nähe von Kloster Wutz gekommen war, hörten diese Bappeln auf, und der sich mehr und mehr verschmälernde Weg wurde zu beiden Seiten von Feldsteinmauern eingefast, über die man alsbald in die verschiedensten Gartenanlagen mit Küchen- und Blumenbeeten und Obstbäumen dazwischen hinein sah. Alle drei liehen jetzt die Pferde wieder in Schritt fallen.

„Der Garten hier links,“ sagte Woldemar, „ist der Garten der Domina, meiner Tante Adelsheid; etwas primitiv, aber wundervolles Obst. Und hier gleich rechts, da bauen die Stiftsdamen ihren Dill und ihren Meiran. Es sind aber nur ihrer vier, und wenn welche gestorben sind — aber sie sterben selten — so sind es noch weniger.“

Unter diesen orientierenden Mitteilungen des hier aus seinen Knabenjahren her Weg und Steg kennenden Woldemar waren alle durch eine Maueröffnung in einen großen Wirtschaftshof eingeritten, der baulich so ziemlich jegliches enthielt, was hier, bis in die Tage des Dreißigjährigen Krieges hinein, der dann freilich alles zerstörte, mal Kloster Wutz gewesen war. Vom Sattel aus ließ sich alles bequem überblicken. Das meiste, was sie sahen, waren wirr durcheinander geworfene, von Baum und Strauch überwachsene Trümmernmassen.

„Es erinnert mich an den Palatin,“ sagte Nex, „nur ins christlich Gotische transponiert.“

„Gewiß,“ bestätigte Czako lachend. „So weit ich urteilen kann, sehr ähnlich. Schade, daß Krippenstapel nicht da ist. Oder Tucheband.“

Damit brach das Gespräch wieder ab.

In der That, wohin man sah, lagen Trümmernmassen, in die, seltensamlich genug, die Wohnungen der Klosterfrauen eingebaut waren, zunächst die größere der Domina, daneben die kleineren der vier Stiftsdamen, alles an der vorderen Langseite hin. Dieser gegenüber aber zog sich eine zweite, parallel laufende Trümmerlinie, darin die Stallgebäude, die Remisen und die Kollkammern untergebracht waren. Verblieben noch die zwei Schmalseiten, von denen die eine nichts als eine von Holunderbüschen übergrünte Mauer, die andre dagegen eine hochaufragende mächtige Giebelwand war, dieselbe, die man schon beim Anritt aus einiger Entfernung gesehen hatte. Sie stand da, wie bereit, alles unter ihrem beständig drohenden Niedersturz zu begraben, und nur das eine konnte wieder beruhigen, daß sich auf höchster Spitze der Wand ein Storchpaar eingenistet hatte. Störche, deren feines Vorgefühl immer weiß, ob etwas hält oder fällt.

Von der Maueröffnung, durch die man eingeritten, bis an die in die Trümmer eingebauten Wohngebäude waren nur wenige Schritte, und als man davor hielt, erschien alsbald die Domina selbst, um ihren Neffen und seine beiden Freunde zu begrüßen. Fritz, der, wie überall, so auch hier Bescheid wußte, nahm die Pferde, um sie nach einem an der andern Seite gelegenen Stallgebäude hinüberzuführen,

während Rex und Czako nach kurzer Vorstellung in den von Schränken umstellten Flur eintraten.

„Ich habe dein Telegramm,“ sagte die Domina, „erst um ein Uhr erhalten. Es geht über Gransee, und der Bote muß weit laufen. Aber sie wollen ihn ein Rad anschaffen, solches wie jetzt überall Mode ist. Ich sage Rad, weil ich das fremde Wort, das so verschieden ausgesprochen wird, nicht leiden kann. Manche sagen ‚ci‘, und manche sagen ‚chi‘. Bildungsprätensionen sind mir fremd, aber man will sich doch auch nicht bloßstellen.“

Eine Treppe führte bis in den ersten Stock hinauf, eigentlich war es nur eine Stiege. Die Domina, nachdem sie die Herren bis an die unterste Stufe begleitet hatte, verabschiedete sich hier auf eine Weise. „Du wirst so gut sein, Woldemar, alles in deine Hand zu nehmen. Führe die Herren hinauf. Ich habe unser bescheidenes Klostermahl auf fünf Uhr angeordnet; also noch eine gute halbe Stunde. Bis dahin, meine Herren. . .“

Oben war eine große Plättkammer zur Fremdenstube hergerichtet worden. Ein Waschtisch mit Zinknapfchen und Krügen in Kleinformat war aufgestellt worden, was in Erwägung der beinahe liliputanischen Raumverhältnisse durchaus passend gewesen wäre, wenn nicht sechs an eben so vielen Thürhaken hängende Niesenhandtücher das Ensemble wieder gestört hätten. Rex, der sich — ihn drückten die Stiefel — auf kurze zehn Minuten nach einer kleinen Erleichterung sehnte, bediente sich eines eisernen Stiefelknechtes, während Czako sein Gesicht in einer der kleinen Waschschüsseln begrub und beim Abreiben das feste Gewebe der Handtücher lobte.

„Sicherlich Eigengespiß. Ueberhaupt, Stechlin, das muß wahr sein, Ihre Tante hat so was; man merkt doch, daß sie das Regiment führt. Und wohl schon seit lange. Wenn ich recht gehört, ist sie älter als Ihr Papa.“

„O, viel; beinahe um zehn Jahre. Sie wird sechsundsiebzig.“

„Ein respektables Alter. Und ich muß sagen, wohl konserviert.“

„Ja, man kann es beinahe sagen. Das ist eben der Vorzug solcher, die man ‚schlank‘ nennt. Beiläufig ein Euphemismus. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren und die Zeit natürlich auch; sie kann nichts nehmen, wo sie nichts mehr findet. Aber ich denke — Rex thut mir übrigens leid, weil er wieder in seine Stiefel muß — wir begeben uns jetzt nach unten und machen uns möglichst lebenswürdig bei der Tante. Sie wird uns wohl schon erwarten, um uns ihren Liebling vorzustellen.“

„Wer ist das?“

„Nun, das wechselt. Aber da es bloß vier sein können, so kommt jeder bald wieder an die Reihe. Während ich das letzte Mal hier war, war es ein Fräulein von Schmargendorf. Und es ist leicht möglich, daß sie jetzt gerade wieder dran ist.“

„Eine nette Dame?“

„O ja. Ein Pummel.“

*

Und wie vorgeschlagen, nach kurzem „Sichajustieren“ in der improvisierten Fremdenstube,kehrten alle drei Herren in Tante Abelheids Salon zurück, der niedrig und verblakt und etwas altmodisch war. Die Möbel, lauter Erbschaftsstücke, wirkten in dem niedrigen Raume beinahe grotesk, und die schwere Tischdecke, mit einer mächtigen, ziemlich modernen Astrallampe darauf, paßte schlecht zu dem Zeißigbauer am Fenster und noch schlechter zu dem über einem kleinen Klavier hängenden Schlachtenbilde: „König Wilhelm auf der Höhe von Lissa“. Trotzdem hatte dies stillose Durcheinander etwas Anheimelndes. In dem primitiven Kamin — nur eine Steinplatte mit Rauchfang — war ein Holzfeuer angezündet; beide Fenster standen auf, waren aber durch schwere Gardinen so gut wie wieder geschlossen, und aus dem etwas schief über dem Sofa hängenden Quadratspiegel wuchsen drei Pfauenfedern heraus.

Tante Abelheid hatte sich in Staat geworfen und ihre Karlsbader Granatbroche vorgesteckt, die der alte Dubslav wegen der sieben mittelgroßen Steine, die einen größeren und buckelartig vorpringenden umstanden, die „Sieben-Kurfürsten-Broche“ nannte. Der hohe, hagere Hals ließ die Domina noch größer und herrischer erscheinen, als sie war, und rechtfertigte durchaus die brüderliche Malice: „Wickelkinder, wenn sie sie sehen, werden unruhig, und wenn sie zärtlich wird, fangen sie an zu schreien.“ Man sah ihr an, daß sie nur immer vorübergehend in einer höheren Gesellschaftsphäre gelebt hatte, sich trotzdem aber zeitlebens der angeborenen Zugehörigkeit zu diesen Kreisen bewußt gewesen war. Daß man sie zu der Domina gemacht hatte, war nur zu billigen. Sie verstand durchaus zu rechnen und anzuordnen und war nicht bloß von sehr gutem natürlichen Verstand, sondern unter Umständen auch voll Interesse für ganz bestimmte Personen und Dinge. Was aber, trotz solcher Vorzüge, den Verkehr mit ihr so schwer machte, das war die tiefe Prosa ihrer Natur, das mächtig Enge, das Mißtrauen gegen alles, was die Welt der Schönheit oder Freiheit auch nur streifte.

Sie erhob sich, als die drei Herren eintraten, und war gegen Rex und Czako aufs neue von verbindlichstem Entgegenkommen. „Ich muß Ihnen noch einmal aussprechen, meine Herren, wie sehr ich bedauere, Sie nur so kurze Zeit unter meinem Dache sehen zu dürfen.“

„Du vergißt mich, liebe Tante,“ sagte Woldemar. „Ich bleibe dir noch eine gute Weile. Mein Zug geht, glaub’ ich, erst um neun. Und bis dahin erzähl’ ich dir eine Welt und beichte.“

„Nein, nein, Woldemar, nicht das. Erzählen sollst du recht viel. Und ich habe sogar Fragen auf dem Herzen. Du weißt wohl schon, welche. Aber nur nicht beichten. Schon das Wort macht mir ein Unbehagen. Es hat solchen katholischen Beigeschmack. Unser Rentmeister Fir hat recht, wenn er sagt: ‚Beichte sei nichts, weil immer unehrlich, und es habe in Berlin — aber das sei nun freilich schon lange her — einen Geistlichen gegeben, der habe den

Beichtstuhl einen Satansstuhl genannt. Das sind ich nun offenbar übertrieben und habe mich auch in diesem Sinne zu Jir geäußert. Aber andererseits freue ich mich doch aufrichtig, einem so mutig protestantischen Worte gelegentlich zu begegnen. Mut ist, was uns not thut. Ein fester Protestant, selbst wenn er schroff auftritt, ist mir immer eine Herzstärkung, und ich darf ein gleiches Empfinden auch wohl bei Ihnen, Herr von Rex, voraussetzen."

Rex verbeugte sich. Woldemar aber sagte zu Czako: „Ja, Czako, da sehen Sie's. Sie sind nicht einmal genannt worden. Eine Domina — verzeih, Tante — bildet ein feines Unterscheidungsvermögen aus.“

Die Tante lächelte gnädig und sagte: „Herr von Czako ist Offizier. Es giebt viele Wohnungen in meines Vaters Hause. Das aber muß ich aussprechen, der Unglaube wächst, und das Katholische wächst auch. Und das Katholische, das ist das Schlimmere. Götzendienst ist schlimmer als Unglaube.“

„Gehst du darin nicht zu weit, liebe Tante?“

„Nein, Woldemar. Sieh, der Unglaube, der ein Nichts ist, kann den lieben Gott nicht beleidigen; aber Götzendienst beleidigt ihn. Du sollst keine andern Götter haben neben mir. Da steht es. Und nun gar der Papst in Rom, der ein Obergott sein will und unschlagbar.“

Czako, während Rex schwieg und nur seine Verbeugung wiederholte, kam auf die verwegene Idee, für Papst und Papsitum eine Lanze brechen zu wollen, entschlag sich dieses Vorhabens aber, als er wahrnahm, daß die alte Dame ihr Dominagesicht aufsetzte. Das war aber nur eine rasch vorübergehende Wolke. Dann fuhr Tante Adelheid, das Thema wechselnd, in schnell wiedergewonnener guter Laune fort: „Ich habe die Fenster öffnen lassen. Aber auch jetzt noch, meine Herren, ist es ein wenig stickig. Das macht die niedrige Decke. Darf ich Sie vielleicht auffordern, noch eine Promenade durch unsern Garten zu machen? Unser Klostersgarten ist eigentlich das Beste, was wir hier haben. Nur der unsers Rentmeisters ist noch gepflegter und größer und liegt auch am See. Rentmeister Jir, der hier alles zusammenhält, ist uns, wie in wirtschaftlichen Dingen, so auch namentlich in seinen Gartenanlagen, ein Vorbild; überhaupt ein charaktervoller Mann, und dabei tren wie Gold, trotzdem sein Gehalt klein ist und seine Nebeneinnahmen ganz unsicher in der Luft schweben. Ich hatte Jir denn auch bitten lassen, mit uns bei Tisch zu sein; er versteht so gut zu plaudern, gut und leicht, ja beinahe freiweg und doch immer durchaus diskret. Aber er ist dienstlich verhindert. Die Herren müssen sich also mit mir begnügen und mit einer unsrer Konventualinnen, einem mir lieben Fräulein, das immer munter und ausgelassen, aber dabei durchaus bekenntnisstreng ist, ganz von jener schönen Heiterkeit, die man bloß bei denen findet, deren Glaube feste Wurzeln getrieben hat. Ein gut Gewissen ist das beste Ruhekitzen. Damit hängt es wohl zusammen.“

Rex, an den sich diese Worte vorzugsweise gerichtet hatten, drückte wiederholt seine Zustimmung

aus, während Czako beklagte, daß Jir verhindert sei. „Solche Männer sprechen zu hören, die mit dem Volke Fühlung haben und genau wissen, wie's einerseits in den Schlössern, andererseits in den Hütten der Armut aussieht, das ist immer in hohem Maße fördernd und ein Etwas, auf das ich jederzeit ungeru verzichte.“

Gleich danach erhob man sich und ging in den Garten.

Der war von sehr ländlicher Art. Durch seine ganze Länge hin zog sich ein von Buchsbaumrabatten eingefasster Gang, neben dem links und rechts, in wohlgepflegten Beeten, Rittersporn und Studentenblumen blühten. Gerade in seiner Mitte weitete sich der sonst schmale Gang zu einem runden Platz aus, darauf eine große Glasugel stand, ganz an die Stechliner erinnernd, nur mit dem Unterschied, daß hier das eingelegte blaue Zinn fehlte. Beide Stugeln stammten natürlich aus der Glosfower „grünen Hütte“. Weiterhin, ganz am Ausgange des Gartens, wurde man eines etwas schiefen Bretterzaunes ansichtig, mit einem alten Pflaumenbaum dahinter, dessen Hauptzweig aus dem Nachbargarten her in den der Domina herüberreichte.

Rex führte die Tante. Dann folgte Woldemar mit Hauptmann Czako, weit genug ab von dem vorausgehenden Paar, um ungeniert miteinander sprechen zu können.

„Nun, Czako.“ sagte Woldemar, „bleiben wir, wenn's sein kann, noch ein bißchen weiter zurück. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie gern ich in diesem Garten bin. Allen Ernstes. Ich habe hier nämlich als Junge hundertmal gespielt und in den Birnbäumen gefressen. Damals standen hier noch welche, hier links, wo jetzt die Mohrrübenbeete stehen. Ich mache mir nichts aus Mohrrüben, woraus ich schließe, daß wir heut welche zu Tisch kriegen. Wie gefällt Ihnen der Garten?“

„Ausgezeichnet. Es ist ja eigentlich ein Bauerngarten, aber doch mit viel Rittersporn drin. Und zu jedem Rittersporn gehört eine Stiftdame.“

„Nein, Czako, nicht so. Sagen Sie mir ganz ernsthaft, ob Sie solche Gärten leiden können.“

„Ich kann solche Gärten eigentlich nur leiden, wenn sie eine Kegelbahn haben. Und dieser hier ist wie geschaffen dazu, lang und schmal. Alle unsere modernen Kegelbahnen sind zu kurz, wie früher alle Betten zu kurz waren. Wenn die Kugel aufsetzt, ist sie auch schon da, und der Bengel unten schreit einen an mit ‚acht um den König‘. Für mich fängt das Vergnügen erst an, wenn das Brett lang ist und man der Kugel anmerkt, sie möchte links oder rechts abirren, aber die eingeborene Gewalt zwingt sie zum Ansharren, zum Bleiben auf der rechten Bahn. Es hat was Symbolisches oder Pädagogisches, oder meinetwegen auch Politisches.“

Unter diesem Gespräche waren sie, ganz nach unten hin, bis an die Stelle gekommen, wo der nachbarliche Pflaumenbaum seinen Zweig über den Zaun wegstreckte. Neben dem Zaun aber, in gleicher Linie mit ihm, stand eine grüngestrichene Bank, auf der, von dem Gezweig überdacht, eine Dame saß,

mit einem kleinen runden Hut und einer Adlerfeder. Als sich die Herrschaften ihr näherten, erhob sie sich und schritt auf die Domina zu, die sie die Hand zu küssen; zugleich verneigte sie sich gegen die drei Herren.

„Erlauben Sie mir,“ sagte Adelsheid, „Sie mit meiner lieben Freundin, Fräulein von Schmargendorf, bekannt zu machen. Hauptmann von Czako, Ministerialassessor von Ner . . . Meinen Neffen, liebe Schmargendorf, kennen Sie ja.“

Adelsheid, als sie so vorgestellt hatte, zog ihre kleine Uhr aus dem Gürtel hervor und sagte: „Wir haben noch zehn Minuten. Wenn es Ihnen recht ist, bleiben wir noch in Gottes freier Natur. Wolde- mar, führe meine liebe Freundin, oder lieber Sie, Herr Hauptmann, — Fräulein von Schmargendorf wird ohnehin Ihre Tischdame sein.“

Das Fräulein von Schmargendorf war klein und rundlich, einige vierzig Jahre alt, von kurzem Hals und wenig Taille. Von den sieben Schönheiten, über die jede Gvastochter Verfügung haben soll, hatte sie, soweit sich ihr „Kredit“ feststellen ließ, nur die Büste. Sie war sich dessen denn auch bewußt und trug immer dunkle Tuchkleider, mit einem Sammetbesatz oberhalb der Taille. Dieser Besatz bestand aus drei Dreiecken, deren Spitze nach unten lief. Sie war immer fidel, zunächst aus glücklicher Naturanlage, dann aber auch, weil sie mal gehört hatte: Fidelität erhalte jung. Ihr lag daran, jung zu sein, obwohl sie keinen rechten Nutzen mehr daraus ziehen konnte. Benachbarte Adlige gab es nicht, der Pastor war natürlich verheiratet und Fix auch. Und weiter nach unten ging es nicht.

Adelsheid und Ner waren meist weit voraus, so daß man sich immer erst an der Glasugel traf, wenn das voranschreitende Paar schon wieder auf dem Rückwege war. Czako grüßte dann jedesmal militärisch zur Domina hinüber.

Diese selbst war in einem Gespräch mit Ner fest engagiert und verhandelte mit ihm über ein bedrohliches Ueberhandnehmen des Sektiererwesens. Ner fühlte sich davon getroffen, da er selbst auf dem Punkte stand, Irvingianer zu werden; er war aber Lebemann genug, um sich schnell zurecht zu finden und vor allem auf jede nachhaltige Bekämpfung der von Adelsheid geäußerten Ansichten zu verzichten. Er lenkte geschickt in das Gebiet des allgemeinen Unglaubens ein, dabei — nach den von der Domina gethanen Aeußerungen — einer vollen Zustimmung be- gegnend. Ja, die Domina ging weiter, und sich abwechselnd auf die Apokalypse und dann wieder auf Fix berufend, betonte sie, daß wir am Anfang vom Ende stünden. Fix gehe freilich wohl etwas zu weit, wenn er eigentlich keinem Tage mehr so recht traue. Das seien nutzlose Beunruhigungen, weshalb sie denn auch in ihn gedrungen sei, entweder Abstand davon zu nehmen oder wenigstens alles nochmals zu prüfen. „Kein Zweifel,“ so schloß sie, „Fix ist für Rechnungssachen entschieden talentiert, aber ich habe ihm trotzdem sagen müssen, daß zwischen Rech- nungen und Rechnungen doch immer noch ein Unter- schied sei.“

Czako hatte dem Fräulein von Schmargendorf den Arm gereicht; Wolde- mar, weil der Mittelgang zu schmal war, folgte wenige Schritte hinter dem Paar und trat nur immer da, wo der Weg sich erweiterte, vorübergehend an ihre Seite.

„Wie glücklich ich bin, Herr Hauptmann,“ sagte die Schmargendorf, „Ihre Partnerin zu sein, jetzt schon hier und dann später bei Tisch.“

Czako verneigte sich.

„Und merkwürdig,“ fuhr sie fort, „daß gerade das Regiment Alexander immer so vergnügte Herren hat; einen Namensvetter von Ihnen, oder vielleicht war es auch Ihr älterer Herr Bruder, den hab' ich noch von einer Einquartierung in der Priegnitz her ganz deutlich in Erinnerung, trotzdem es schon an die zwanzig Jahre ist oder mehr. Denn ich war damals noch blutjung und tanzte mit Ihrem Herrn Vetter einen richtigen Nadowa, der um jene Zeit noch in Mode war, aber schon nicht mehr so recht. Und ich hab' auch noch den Namenszug und einen kleinen Vers von ihm in meinem Album: ‚Jegor von Baczko, Sekondelieutenant im Regiment Alexander.‘ Ja, Herr von Baczko, so kommt man wieder zu- sammen. Oder doch wenigstens mit einem Herrn desselben Namens.“

Czako schwieg und nickte nur, weil er Wichtig- stellungen überhaupt nicht liebte; Wolde- mar aber, der jedes Wort gehört und in Bezug auf solche Dinge kleinlicher dachte, wollte durchaus Remedur schaffen und hat, das Fräulein darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß der Herr, der den Vorzug habe, sie zu führen, nicht ein Herr von Baczko, sondern ein Herr von Czako sei.

Die kleine Mundliche geriet in eine momentane Verlegenheit, Czako selbst aber kam ihr mit großer Courtoisie zu Hilfe.

„Lieber Stechlin,“ begann er, „ich beschwöre Sie um sechsundsiebzig Schoß sächsische Schuhzwecken, kommen Sie doch nicht mit solchen Kleinigkeiten, die man jetzt, glaub' ich, Velleitäten nennt. Wenigstens habe ich das Wort immer so übersetzt. Czako, Baczko, Baczko, Czako, — wie kann man davon so viel Aufhebens machen. Name, wie Sie wissen, ist Schall und Rauch, siehe Goethe, und Sie werden sich doch nicht in Widerspruch mit dem bringen wollen. Dazu reicht es denn doch am Ende nicht aus.“

„Hihi.“

„Außerdem, ein Mann wie Sie, der es trotz seines Liberalismus fertig bringt, immer seinen alten Adel bis wenigstens dritter Kreuzzug zu betonen, ein Mann wie Sie sollte mir doch diese kleine Ver- wechslung ehrlich gönnen. Denn dieser mir in den Schoß gefallene ‚Baczko‘ . . . Gott sei Dank, daß auch unsereinem noch was in den Schoß fallen kann . . .“

„Hihi.“

„Denn dieser mir in den Schoß gefallene Baczko ist doch einfach eine Rang- und Standeserhöhung, ein richtiges Avancement. Die Baczkos reichen bis Huß oder Ziska, und wenn es vielleicht Ungarn sind, bis auf die Hunyadis zurück, während der erste wirkliche Czako noch keine zweihundert

Jahre zählt. Und von diesem ersten wirklichen Czako stammen wir doch natürlich ab. So wenigstens muß ich annehmen. Ehe es nicht einen wirklichen sachlichen Czako gab, das heißt also einen steifen Filzhut mit Leder oder Blech beschlagen, eher kann es auch keinen von Czako gegeben haben; der Adel schreibt sich immer von solchen Dingen seiner Umgebung oder seines Metiers oder seiner Beschäftigung her. Wenn ich wirklich noch mal Lust verspüren sollte, mich standesgemäß zu verheiraten, so scheitere ich vielleicht an der Jugendlichkeit meines Adels und werde mich dann dieser Stunde, die mich, wenn auch nur irrtümlich, auf einen Augenblick zu erhöhen trachtete, wehmützig freundlich erinnern."

Woldemar, seiner Philisterei sich bewußt werdend, zog sich wieder zurück, während die Schmargendorf treuherzig sagte: "Sie glauben also wirklich, Herr von . . . Herr Hauptmann . . . daß Sie von einem Czako herkommen?"

"So weit solch, wie ich zugebe, merkwürdiges Spiel der Natur überhaupt möglich ist, bin ich fest davon durchdrungen."

In diesem Moment, nach abermaliger Passierung des Platzes mit der Glaskugel, erreichte das Paar die Bank unter dem Pflaumenbaumzweige. Die Schmargendorf hatte schon lange vorher nach zwei großen, dicht zusammensitzenden Pflaumen hinübergeblickt, und während sie jetzt ihre Hand danach ausstreckte, sagte sie: "Nun wollen wir aber ein Bielliebchen essen, Herr Hauptmann; wo, wie hier, zwei zusammensitzen, da ist immer ein Bielliebchen."

"Eine Definition, der ich mich durchaus anschließe. Aber, mein gnädigstes Fräulein, wenn ich vorschlagen dürfte, mit dieser herrlichen Gabe Gottes bis zum Dessert zu warten. Das ist ja doch auch die eigentliche Zeit für Bielliebchen."

"Nun, wie Sie wollen, Herr Hauptmann. Und ich werde diese zwei für uns aufheben. Aber diese dritte hier, die nicht mehr dazu gehört, die werd' ich essen. Ich esse so gern Pflaumen. Und Sie werden sie mir auch gönnen."

"Alles, alles. Eine Welt."

Es schien, als ob sich Czako weiter über dies Pflaumenthema, namentlich auch über die sich darin bergenden Wagnisse verbreiten wollte, kam aber nicht dazu, weil eben jetzt ein Diener in weißen Baumwollhandschuhen, augenscheinlich eine Gelegenheitschöpfung, in der Hofthür sichtbar wurde. Dies war das mit der Domina verabredete Zeichen, daß der Tisch gedeckt sei. Die Schmargendorf, ebenfalls eingeweiht in diese zu raschen Entschlüssen drängende Zeichensprache, bückte sich deshalb, um von einem der Gemüßebeete rasch noch ein großes Kohlblatt abzubrechen, auf das sie sorglich die beiden rotgetüpfelten Pflaumen legte. Gleich danach aber aufs neue Czakos Arm nehmend, schritt sie, der Domina folgend, auf Hof und Flur und ganz zuletzt auf den Salon zu, der sich inzwischen in manchem Stücke verändert hatte, vor allem auch darin, daß neben dem Kamin eine zweite Konventualin stand, in dunkler Seide, mit Kopfschleifen und tieflegenden, jedes Geheimnis auf-

schließenden Stakadu-Augen, die in das Wesen aller Dinge einzudringen schienen.

"Ah, meine Liebste," sagte die Domina, auf diese zweite Konventualin zuschreitend, "es freut mich herzlich, daß Sie sich, trotz Migräne, noch herausgemacht haben; wir wären sonst ohne dritte Tischdame geblieben. Erlauben Sie mir vorzustellen: Herr von Rex, Herr von Czako . . . Fräulein von Triglass aus dem Hause Triglass."

Rex und Czako verbogen sich, während Woldemar, dem sie keine Fremde war, auf die Konventualin zuschritt, um ein Wort der Begrüßung an sie zu richten. Czako, die Triglass unwillkürlich musternd, war sofort von einer ihn interessierenden Ähnlichkeit betroffen und flüsterte dem sein Monocle wiederholentlich in Angriff nehmenden Rex leise zu: "Krippenstapel, weibliche Linie."

Rex nickte.

Während dieser Vorstellung hatte der im Hintergrunde stehende Diener den oberen und unteren Thürriegel mit einer gewissen Ostentation zurückgezogen, und beide Flügel zu dem neben dem Salon gelegenen Wohnzimmer thaten sich mit einer gewissen Feierlichkeit auf.

"Herr von Rex," sagte die Domina, "darf ich um Ihren Arm bitten."

Und gleich danach traten alle drei Paare in den Nebenraum ein, auf dessen gastlicher und nicht ohne Geschick hergerichteter Tafel zwei Blumenvasen und zwei silberne Doppellenchter standen. Der Diener aber hatte sich inzwischen am Büfett in Front einer Weißener Suppenterrine aufgestellt, und indem er den Deckel (mit einem abgestoßenen Engel obenauf) abnahm, stieg der Wrasen wie Opferrauch in die Höhe.

VIII.

Tante Adelsheid, wenn sich nichts geradezu Verstimmliches ereignete, war, von alten Zeiten her, eine gute Wirtin und besaß neben andern auch jene Direktoralangen, die bei Tische so viel bedeuten; aber eine Gabe besaß sie nicht, die, das Gespräch, wie's in einem engsten Zirkel doch sein sollte, zusammenzufassen. So zerfiel denn die kleine Tafelrunde von Anfang an in drei Gruppen, von denen eine, wiewohl nicht absolut schweigsam, doch vorwiegend als Tafelornament wirkte. Dies war die Gruppe Woldemar-Triglass. Und das konnte nicht wohl anders sein. Die Triglass, wie sich das bei Stakadugesichtern so häufig findet, vereinigte in sich den Ausdruck höchster Tiefsinnigkeit mit einer im übrigen ganz ungewöhnlichen Unnachtung, und ein letzter Rest von Helle, der ihr geblieben sein mochte, war ihr durch eine stupende Triglassvorstellung schließlich auch noch abhanden gekommen. Eine direkte Descendenz von dem gleichnamigen Wendengotte war freilich nicht nachzuweisen, aber doch auch nicht ausgeschlossen, und wenn dergleichen überhaupt vorkommen oder nach stiller Uebereinkunft auch nur allgemein angenommen werden konnte, so war nicht abzusehen, warum gerade sie, die Triglass, leer ausgehen oder auf solche Möglichkeit verzichten sollte.

Dieser hochgespannten Adelsvorstellung entsprach denn auch das gereizte Gefühl, das sie gegen den Zweig des Hauses Thadden unterhielt, der sich (nach seinem pommerischen Gute Triglass) Thadden-Triglass nannte, — eine Zubenennung, die dieser einzig wirklichen Triglass als ein Uebergriff oder doch mindestens als eine Beeinträchtigung ihrer selbst erschien. Woldemar, der dies alles kannte, war dagegen gefeit und wußte seinerseits seit lange, wie zu verfahren sei, wenn ihm die Triglass als Tischnachbarin zufiel. Er hatte sich für diesen Fall, der übrigens öfter eintrat als ihm lieb war, die Namen aller Konventualinnen auswendig gelernt, die während seiner Kinderzeit hier im Kloster Wutz gelebt hatten und von denen er recht gut wußte, daß sie seit lange tot waren. Er begann aber trotzdem regelmäßig seine Fragen so zu stellen, als ob das Dasein dieser längst Abgeschiedenen immer noch einer Möglichkeit unterläge.

„Da war ja hier früher, mein gnädigstes Fräulein, eine Drachenhausen, Aurelie von Drachenhausen, und überfielste dann, wenn ich nicht irre, nach Kloster Zehdenick. Es würde mich lebhaft interessieren, in Erfahrung zu bringen, ob sie noch lebt oder ob sie vielleicht schon tot ist.“

Die Triglass nickte.

Czako, dieses Nicken beobachtend, sprach sich später gegen Ney dahin aus, daß das alles mit der Abstammung der Triglass zusammenhänge. „Götzen nickten bloß.“

Um vieles lebendiger waren Rede und Gegerede zwischen Tante Adelheid und dem Ministerial-Assessor, und das Gespräch beider, das nur sittliche Hebungsfragen berührte, hätte durchaus den Charakter einer gemüthlichen, aber doch durch Ernst geweihten Synodalplauderei gehabt, wenn sich nicht die Gestalt des Rentmeisters Fix beständig eingedrängt hätte, dieses Dominaprotégés, von dem Ney, unter Zurückhaltung seiner wahren Meinung, immer aufs neue versicherte, „daß in diesem klösterlichen Beamten eine seltene Verquickung von Prinzipienstrenge mit Geschäftsgenie vorzuliegen scheine.“

Das waren die zwei Paare, die den linken Flügel, beziehungsweise die Mitte des Tisches bildeten. Die beiden Hauptfiguren waren aber doch Czako und die Schmargendorf, die ganz nach rechts hin saßen, in Nähe der dicken Fenstergardinen aus Wollstoff, in deren Falten denn auch vieles verklang. An die Suppe hatte sich ein Fisch und an diesen ein Linsensuppe mit gebackenem Schinken gereicht, und nun wurden gespickte Rebhuhnflügel in einer pikanten Sauce, die zugleich Küchengeheimnis der Domina war, herumgereicht. Czako, trotzdem er schon dem gebackenen Schinken erheblich zugesprochen hatte, nahm ein zweites Mal auch von dem Rebhuhngericht und fühlte das Bedürfnis, dies zu motivieren.

„Eine gesegnete Gegend, Ihre Grafschaft hier,“ begann er. „Aber freilich heuer auch eine gesegnete Jahreszeit. Gestern abend bei Dubslav von Stechlin Krammetsvögelbrüste, heute bei Adelheid von Stechlin Rebhuhnflügel.“

„Und was ziehen Sie vor?“ fragte die Schmargendorf.

„Im allgemeinen, mein gnädigstes Fräulein, ist die Frage wohl zu Gunsten ersterer entschieden. Aber hier ist doch möglicherweise der Ausnahmefall gegeben.“

„Warum ein Ausnahmefall?“

„Sie haben recht, eine solche Frage zu stellen. Und ich antworte, so gut ich kann. Nun denn, in Brust und Flügel . . .“

„Hifi.“

„In Brust und Flügel schlummert, wie mir scheinen will, ein großartiger Gegensatz von hüben und drüben; es giebt nichts Diesseitigeres als Brust, und es giebt nichts Jenseitigeres als Flügel. Der Flügel trägt uns, erhebt uns. Und deshalb, trotz aller nach der andern Seite hin liegenden Verlockung, möchte ich alles, was Flügel heißt, höher stellen.“

Er hatte dies in einem möglichst gedämpften Tone gesprochen. Aber es war nicht nötig, weil die von links her ihm zunächst sitzende Triglass aus purem Hochgefühl ihr Ohr gegen alles, was gesprochen wurde, verschloß, und andererseits die Domina, nachdem der Diener allerlei kleine Spitzgläser herumgereicht hatte, ganz ersichtlich mit einer Ansprache beschäftigt war.

„Lassen Sie mich Ihnen noch einmal aussprechen,“ sagte sie, „wie glücklich es mich macht, Sie in meinem Kloster begrüßen zu können. Herr von Ney, Herr von Czako, Ihr Wohl.“

Man stieß an, die Schmargendorf etwas übermüht, und nur die Triglass mit einem Augenausdruck, als ob sich eben ein Kull vollzogen hätte. Ney dankte unmittelbar und sprach, als man sich wieder gesetzt hatte, seine Bewunderung über den schönen Wein aus. „Ich vermute Montefiascone.“

„Vornehmer, Herr von Ney,“ sagte Adelheid in guter Stimmung, „eine Rangstufe höher. Nicht Montefiascone, den wir allerdings unter meiner Amtsvorgängerin auch hier im Keller hatten, sondern Lacrimae Christi. Mein Bruder, der alles bemängelt, meinte freilich, als ich ihm davon vorsetzte, das passe nicht, das sei Begräbniswein, höchstens Wein für Einsegnungen, aber nicht für heitere Zusammenkünfte.“

„Ein Wort von eigenartiger Bedeutung, darin ich Ihren Herrn Bruder durchaus wiedererkenne.“

„Gewiß, Herr von Ney. Und ich bin mir bewußt, daß uns der Name gerade dieses Weines allerlei Rücksichten auferlegt. Aber wenn Sie sich vergegenwärtigen wollen, daß wir in einem Stift, einem Kloster sind . . . ich meine, der Ort, an dem wir leben, giebt uns doch auch eine Weihe.“

„Kein Zweifel. Und ich muß nachträglich die Bedenken Ihres Herrn Bruders als irrtümlich anerkennen. Aber wenn ich mich so ausdrücken darf, ein fleißiger Irrtum . . . Auf das Wohl Ihres Herrn Bruders!“

Damit schloß das etwas difficile Zwiegespräch, dem alle mit einiger Verlegenheit gefolgt waren. Nur nicht die Schmargendorf. „Ach,“ sagte diese, während sie sich halb in den Vorhängen versteckte, „wenn wir von dem Wein trinken, dann hören wir auch immer dieselbe Geschichte. Die Domina muß

sich damals sehr über den alten Herrn von Stechlin geärgert haben. Und doch hat er eigentlich recht, wenn es auch bloß der Name ist, der so ernst und feierlich stimmt. Es liegt doch was drin, das einem Christenmenschen zu denken giebt. Und gerade wenn man so recht vergnügt ist."

"Darauf wollen wir anstoßen," sagte Czako, völlig im Dunkeln lassend, ob er mehr den Christenmenschen oder den Ernst oder das Vergnügtein meinte.

"Und überhaupt," fuhr die Schmargendorf fort, "die Weine müßten eigentlich alle anders heißen, oder wenigstens sehr viele."

"Ganz meine Meinung, meine Gnädigste," sagte Czako. "Da sind wirklich so manche... Man darf aber andererseits das Zartgefühl nicht überspannen. Will man das, so bringen wir uns um die reichsten Quellen eigentlicher Poesie. Da haben wir beispielsweise die 'Milch der Greise', — zunächst ein durchaus unbeanstandenswertes Wort. Aber alsbald — die Sprache liebt solche Spiele — treten mannigfache Fort- und Weiterbildungen an uns heran, und ehe wir uns versehen, hat sich die ganz allgemeine 'Milch der Greise' in eine spezielle 'Liebfrauenmilch' verwandelt. Beiläufig das Beste, was sie thun kann."

"Sih!... Ja, die Liebfrauenmilch, die trinken wir auch. Aber nur selten. Und es ist auch nicht der Name, woran ich eigentlich dachte."

"Sicherlich nicht, meine Gnädigste. Denn wir haben eben noch andre, desidiertere, denen gegenüber nur das Refugium der französischen Aussprache bleibt."

"Sih!... Ja, französisch, da geht es. Aber doch auch nicht immer, und jedesmal, wenn Rentmeister Fix unser Gast ist und die Triglass die Flasche hin und her dreht (ich habe gesehen, daß sie sie dreimal herumdrehte), dann lacht Fix... Uebrigens sieht es so aus, als ob die Domina noch was auf dem Herzen hätte; sie macht ein so feierliches Gesicht. Oder vielleicht will sie auch bloß die Tafel aufheben."

Und wirklich, es war so, wie die Schmargendorf vermutete. "Meine Herren," sagte die Domina, "da Sie zu meinem Leidwesen so früh fort wollen (wir haben nur noch wenig über eine Viertelstunde), so geb' ich anheim, ob wir den Kaffee lieber in meinem Zimmer nehmen wollen oder draußen unter dem Holunderbaum."

Eine Gesamtantwort wurde nicht laut, aber während man sich unmittelbar danach erhob, küßte Czako der Schmargendorf die Hand und sagte mit einem gewissen Empressement: "Unter dem Holunderbaum also."

Die Schmargendorf verstand nicht im entferntesten, worauf es sich bezog. Aber das war Czako gleich. Ihm lag lediglich daran, ganz für sich selbst, die Schmargendorf auf einen kurzen aber großen Augenblick zum "Räthchen" erhoben zu haben.

Im übrigen zeigte sich's, daß nicht bloß Czako, sondern auch Rex und Woldemar für den Holunderbaum waren, und so näherte man sich denn diesem.

Es war derselbe Baum, den die Herren schon beim Einreiten in den Klosterhof gesehen, aber in jenem Augenblick wenig beachtet hatten. Jetzt erst bemerkten

sie, was es mit ihm auf sich habe. Der Baum, der uralt sein mochte, stand außerhalb des Gehöftes, war aber, ähnlich wie der Pflaumenbaum im Garten, mit seinem Gezweig über das zerbröckelte Gemäuer fortgewachsen. Er war an und für sich schon eine Pracht. Was ihm aber noch eine besondere Schönheit lieh, das war, daß sein Laubendach von ein paar dahinter stehenden Ebereschenbäumen wie durchwachsen war, so daß man überall, neben den schwarzen Fruchtbolden des Holunders die leuchtenden roten Ebereschbüschel sah. Auch das verschiedene Laub schattierte sich. Rex und Czako waren aufrichtig entzückt, beinahe mehr als zulässig. Denn so reizend die Laube selbst war, so zweifelhaft war das unmittelbar vor ihnen nicht bloß in Unordnung, sondern auch in durchaus ermangelnder Sauberkeit ausgebreitete Hofbild. Aber pittoresk blieb es doch. Zusammengedröckelte Feldsteinklumpen lagen in hohem Grade, dazwischen Karren und Düngerwagen, Enten- und Hühnerkörbe, während ein kollernder Truthahn von Zeit zu Zeit bis dicht an die Laube herankam, sei's aus Neugier oder um sich mit der Triglass zu messen.

Als sechs Uhr heran war, erschien Fritz und führte die Pferde vor. Czako wies darauf hin. Bevor er aber noch an die Domina herantreten und ihr einige Dankesworte sagen konnte, kam die Schmargendorf, die kurz vorher ihren Platz verlassen, mit dem großen Kohlblatt zurück, auf dem die beiden zusammengewachsenen Pflaumen lagen. "Sie wollten mir entgehen, Herr von Czako. Das hilft Ihnen aber nichts. Ich will mein Bielliebchen gewinnen. Und Sie sollen sehen, ich siege."

"Sie siegen immer, meine Gnädigste."

IX.

Rex und Czako ritten ab; Fritz führte Woldemars Pferd am Zügel. Aber weder die Schmargendorf noch die Triglass zeigten sich, als die beiden Herren fort und die übrigen in die Wohnräume zurückgekehrt waren, irgendwie beflissen, das Feld zu räumen, was die Domina, die wegen zu verhandelnder diffiziler Dinge mit ihrem Neffen allein sein wollte, stark verstimmt. Sie zeigte das auch, war steif und schweigsam und belebte sich erst wieder, als die Schmargendorf mit einem Male glückstrahlend versicherte: jetzt wisse sie's; sie habe noch eine Photographie, die wolle sie gleich an Herrn von Czako schicken, und wenn er dann morgen mittag von Gremmen in Berlin einträfe, dann werd' er Brief und Bild schon vorfinden und auf der Rückseite: "Guten morgen, Bielliebchen." Die Domina fand das alles so lächerlich und unpassend wie nur möglich, weil ihr aber daran lag, die Schmargendorf loszuwerden, so hielt sie mit ihrer wahren Meinung zurück und sagte: "Ja, liebe Schmargendorf, wenn Sie so was wollen, dann ist es allerdings die höchste Zeit. Der Postbote kann gleich kommen." Und wirklich, die Schmargendorf ging, nur die Triglass zurücklassend, deren Auge sich jetzt, mit dem ihm eignen Ausdruck, von der Domina zu Woldemar hinüber und dann wieder von Woldemar zur Domina zurückbewegte. Sie war bei dem allem ganz unbesungen. Ein

Verlangen, etwas zu belauschen oder von ungefähr in Familienangelegenheiten eingeweiht zu werden, lag ihr völlig fern, und alles, was sie trotzdem zum Aussharren bestimmte, war lediglich der Wunsch, dem historischen Beisammensein zweier Stechlin's eine durch ihre Triglassgegenwart gesteigerte Weihe zu geben. Indessen schließlich ging auch sie. Man hatte sich wenig um sie gekümmert, und Tante und Nefte ließen sich, als sie jetzt allein waren, in zwei braune Plüschfauteuils (Erbstücke noch vom Schloß Stechlin her) nieder, Woldemar allerdings mit großer Vorsicht, weil die Sprungfedern bereits jenen Altersgrad erreicht hatten, wo sie nicht nur einen dumpfen Ton von sich geben, sondern auch zu stechen anfangen.

Die Tante bemerkte nichts davon, war vielmehr froh, ihren Nefen endlich allein zu haben, und sagte mit rasch wiedergewonnenem Behagen: „Ich hätte dir schon bei Tische gern was Besseres an die Seite gegeben; aber wir haben hier, wie du weißt, nur unsre vier Konventualinnen, und von diesen vieren sind die Schmargendorf und die Triglass immer noch die besten. Unsr gute Schimonski, die morgen einundachtzig wird, ist eigentlich ein Schatz, aber leider stocktaub, und die Teschendorf, die mal Gouvernante bei den Esterhazys war und auch noch den Fürsten Schwarzenberg, dessen Frau in Paris verbrannte, gekannt hat, ja, die hätt' ich natürlich solchem feinen Herrn wie dem Herrn von Rex gerne vorgesezt, aber es ist ein Unglück, die arme Person ist so zittrig und kann den Löffel nicht recht mehr halten. Da hab' ich denn doch lieber die Triglass genommen; sie ist sehr dumm, aber doch manierlich, so viel muß man ihr lassen. Und die Schmargendorf . . .“

Woldemar lachte.

„Ja, du lachst, Woldemar, und ich will dir auch nicht bestreiten, daß man über die gute Seele lachen kann. Aber sie hat doch auch was Ernstes und Gehaltvolles in ihrer Natur, was sich erst neulich wieder in einem intimen Gespräch mit unserm Fix zeigte, der trotz aller Bekenntnisstrenge (die selbst Koseleger ihm zugesteht) an unserm letzten Whistabend Aeußerungen that, die wir alle tief bedauern mußten, wir, die wir die Partie machten, nun schon ganz gewiß, aber auch die gute, taube Schimonski, der wir, weil sie uns so aufgeregt sah, alles auf einen Zettel schreiben mußten.“

„Und was war es denn?“

„Ach, es handelte sich um das, was uns allen, wie du dir denken kannst, das Feuerste bedeutet, um den ‚Wortlaut‘. Und denke dir, unser Fix war dagegen. Er mußte wohl denselben Tag was gelesen haben, was ihn abtrünnig gemacht hatte. Personen wie Fix sind sehr bestimmbar. Und kurz und gut, er sagte: das mit dem ‚Wortlaut‘, das ginge nicht länger mehr, die ‚Werte‘ wären jetzt anders, und weil die Werte nicht mehr dieselben wären, müßten auch die Worte sich danach richten und müßten gemodelt werden. Er sagte ‚gemodelt‘. Aber das Wort, das er am meisten und immer wieder betonte, das war die ‚Umwertung‘.“

„Und was sagte die Schmargendorf dazu?“

„Du hast ganz recht, mich dabei wieder auf die Schmargendorf zu bringen. Nun, die war außer sich und hat die darauf folgende Nacht nicht schlafen können. Erst gegen Morgen kam ihr ein tiefer Schlaf, und da sah sie, so wenigstens hat sie's mir und dem Superintendenten versichert, einen Engel, der mit seinem Flammenfinger immer auf ein Buch wies und in dem Buch auf eine und dieselbe Stelle.“

„Welche Stelle?“

„Ja, darüber war ein Streit; die Schmargendorf hatte sie gelesen und wollte sie herjagen. Aber sie sagte sie falsch, weil sie Sonntags in der Kirche nie recht aufpaßt. Und wir sagten ihr das auch. Und denke dir, sie blieb ganz ruhig dabei. ‚Ja‘, sagte sie, sie wisse recht gut, daß sie die Stelle falsch hergesagt hätte, sie habe nie was richtig herjagen können; aber das wisse sie ganz genau, die Stelle mit dem Flammenfinger, das sei der ‚Wortlaut‘ gewesen.“

„Und das hast du wirklich alles geglaubt, liebe Tante? Diese gute Schmargendorf! Ich will ihr gerne folgen; aber was ihren Traum angeht, da kann ich beim besten Willen nicht mit. Es wird ihr ein Amtmann erschienen sein oder ein Pastor. Dreißig Jahre früher wär' es ein Student gewesen.“

„Ach, Woldemar, sprich doch nicht so. Das ist ja die neue Fagon, in der die Berliner sprechen, und in dem Punkt ist einer wie der andre. Dein Freund Szako spricht auch so. Du mokierst dich jetzt über die gute Schmargendorf, und dein Freund, der Hauptmann, so viel hab' ich ganz deutlich gesehen, that es auch und hat sie bei Tische geuzt.“

„Geuzt?“

„Ja, du wunderst dich über das Wort, und ich wundere mich selber darüber. Aber daran ist auch unser guter Fix schuld. Der ist alle Monat mal nach Berlin rüber, und wenn er dann wiederkommt, dann bringt er so was mit, und wiewohl ich's unpassend finde, nehm' ich's doch auch an und die Schmargendorf auch. Bloß die Triglass nicht und natürlich die gute Schimonski auch nicht, wegen der Taubheit. Ja, Woldemar, ich sage ‚geuzt‘, und dein Freund Szako hätt' es lieber unterlassen sollen. Aber das muß wahr sein, er ist amüsant, wenn auch ein bißchen auf der Wippe. Siehst du ihn oft?“

„Nein, liebe Tante. Nicht oft. Bedenke die weiten Entfernungen. Von unsrer Kaserne bis zu seiner, oder auch umgekehrt, das ist eine kleine Reise. Dazu kommt noch, daß wir vor unserm Hallischen Thor eigentlich gar nichts haben, bloß die Kirchhöfe, das Tempelhofer Feld und das Nothherstift.“

„Aber ihr habt doch die Pferdebahn, wenn ihr irgendwo hin wollt. Beinah' muß ich sagen, leider. Denn es giebt mir immer einen Stich, wenn ich mal in Berlin bin, so die Offiziere zu sehen, wie sie da hinten stehen und Platz machen, wenn eine Madame aufsteigt, manchmal mit 'nem Storb und manchmal auch mit 'ner Spreewaldsamme. Mir immer ein Horreur.“

„Ja, die Pferdebahn, liebe Tante, die haben wir freilich, und man kann mit ihr in einer halben

die
ußer
lafen
tiefer
mir
ngel,
Buch
elle."

rgen-
Aber
irche
auch.
,Sa'
Stelle
her-
, die
Wort-

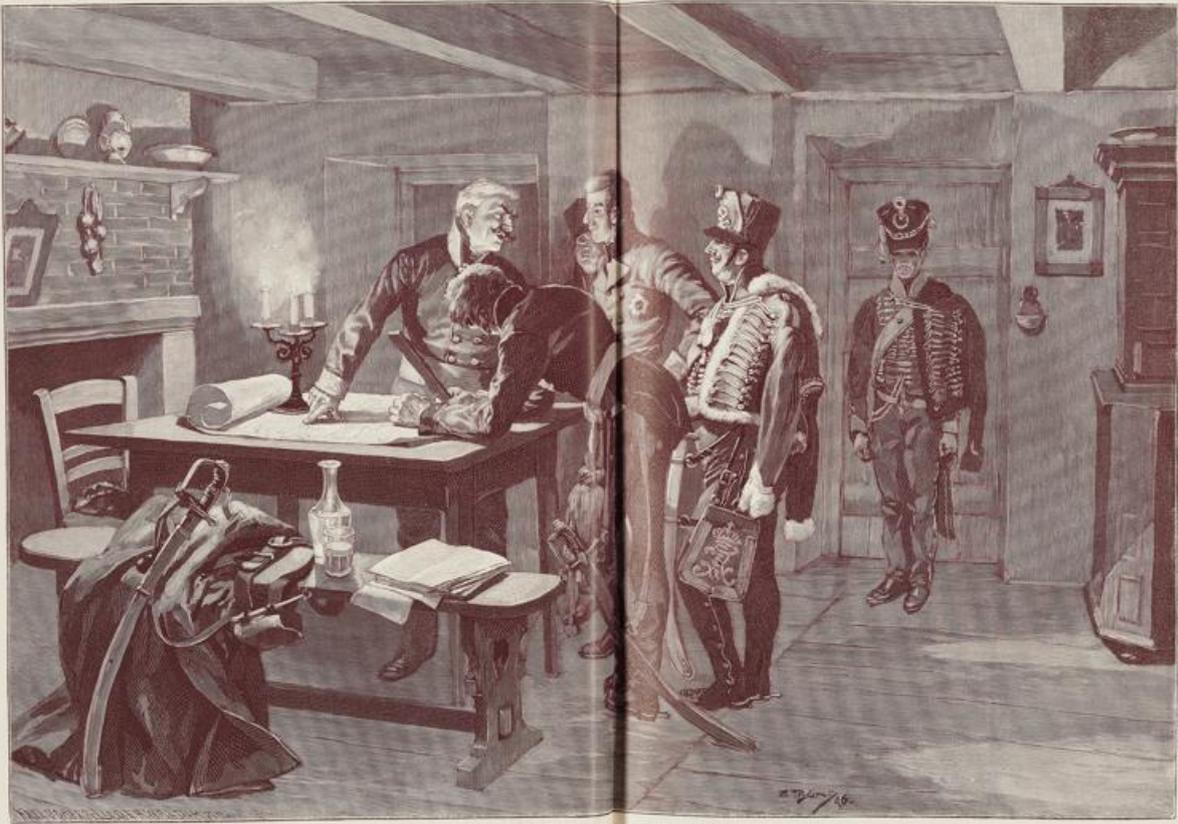
Liebe
I ihr
, da
wird
istor.
sen."
s ist
und
reund
über
aupt-
that

d ich
auch
mal
munt,
un-
d die
und
i der
und
ollen.
wenn
i ihn

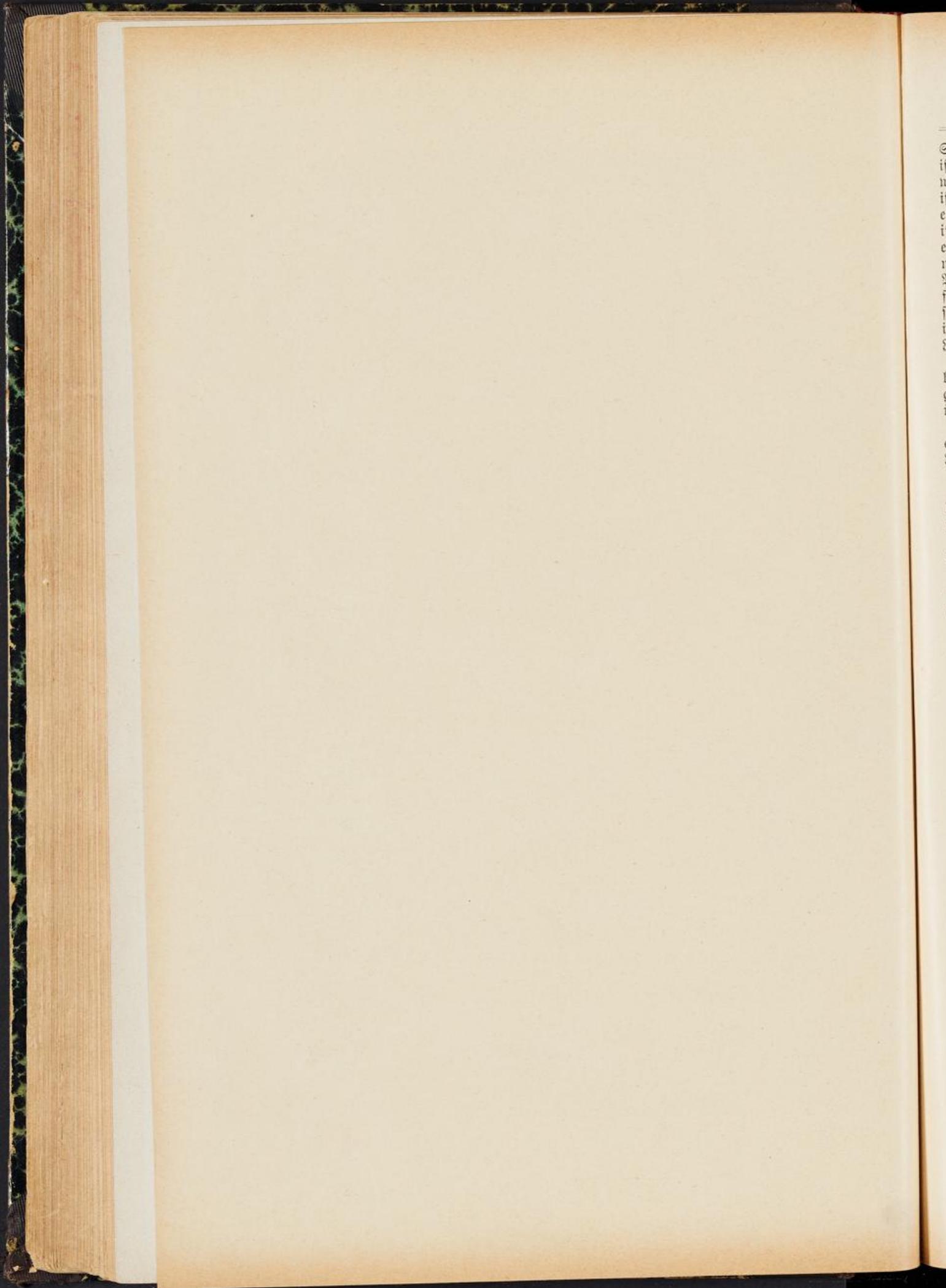
die
is zu
Meise.
ischen
höste,

n ihr
eider.
n ich
wie
eine
und
Wir

haben
alben



Nichter bei Luth, 1817. Illustration von E. Chézy.



Stunde bis in Czako's Kaserne. Der weite Weg ist es auch eigentlich nicht, wenigstens nicht allein, weshalb ich Czako so selten sehe. Der Hauptgrund ist doch der, er paßt nicht so ganz zu uns und eigentlich auch kaum zu seinem Regiment. Er ist ein guter Kerl, aber ein Nequibokenmensch und erzählt immer Nachmittagsgeschichten. Wenn man ihn allein hat, geht es. Aber hat er ein Publikum, dann fribbelt es ihn ordentlich, und je feiner das Publikum ist, desto mehr. Er hat mich schon oft in Verlegenheit gebracht. Ich muß sagen, ich hab' ihn sehr gern, aber gesellschaftlich ist ihm Rex doch sehr überlegen."

"Ja, Rex; natürlich. Das hab' ich auch gleich bemerkt, ohne mir weiter Rechenschaft darüber zu geben. Du wirst es aber wissen, wodurch er ihn überlegen ist."

"Durch vieles. Erstens, wenn man die Familien abwägt. Rex ist mehr als Czako. Und dann ist Rex Kavallerist."

"Aber ich denke, er ist Ministerialassessor."

"Ja, das ist er auch. Aber nebenher, oder vielleicht mehr noch darüber hinaus, ist er auch Offizier, und sogar in unsrer Dragonerbrigade."

"Das freut mich; da ist er ja so gut wie ein Spezialkamerad von dir."

"Ich kann das zugeben und doch auch wieder nicht. Denn erstens ist er in der Reserve, und zweitens steht er bei den zweiten Dragonern."

"Macht das 'nen Unterschied?"

"Gott, Tante, wie man's nehmen will. Ja und nein. Bei Mars la Tour haben wir dieselbe Attacke geritten."

"Und doch . . ."

"Und doch ist da ein gewisses je ne sais quoi."

"Sage nichts Französisches. Das verdrießt mich immer. Manche sagen jetzt auch Englisch, was mir noch weniger gefällt. Aber lassen wir das; ich finde nur, es wäre doch schrecklich, wenn es so bloß nach der Zahl ginge. Was sollte denn da das Regiment anfangen, bei dem ein Bruder unsrer guten Schmargendorf steht? Es ist, glaube ich, das hundertfünfundvierzigste."

"Ja, wenn es so hoch kommt, dann verthut es sich wieder. Aber so bei der Garde . . ."

"Darin, mein lieber Woldemar, kann ich dir doch kaum folgen. Unser Fix sagt mitunter, ich sei zu exklusiv, aber so exklusiv bin ich doch noch lange nicht. Und solch Verstandsmensch, wie du bist, so ruhig und so abgeklärt, wie manche jetzt sagen, und Gott verzeih mir die Sünde, auch so liberal, worüber selbst dein Vater klagt. Und nun kommst du mir mit solchem Vorurteil, ja, verzeih mir das Wort, mit solchen Ueberheblichkeiten. Ich erkenne dich darin gar nicht wieder. Und wenn ich nun das erste Garderegiment nehme, das ist ja doch auch ein erstes. Ist es denn mehr als das zweite? Man kann ja sagen, so viel will ich zugeben, sie haben die Blechmützen und sehen aus, als ob sie lauter Holländerinnen heiraten wollten . . . Was ihnen schon gefallen sollte."

"Den Holländerinnen?"

Ueber Land und Meer. 34. Ott.-Seite. XIV. 7.

"Nun, denen auch," lachte die Tante. "Aber ich meinte jetzt unsre Leute. Mißversteh mich übrigens nicht. Ich weiß recht gut, was es mit den Grenadieren auf sich hat; aber die andern sind doch ebensogut, und Potsdam ist doch schließlich bloß Potsdam."

"Ja, Tante, das ist es ja eben. Daß sie noch immer in Potsdam sind, das macht es. Deshalb ist es nach wie vor die 'Potsdamer Wachtparade'. Und dann das Wort 'erstes' spielt allerdings auch mit. Ein alter Römer, mit dessen Namen ich dich nicht behelligen will, der wollte in seinem Potsdam lieber der Erste, als in seinem Berlin der Zweite sein. Wer der Erste ist, nun, der ist eben der Erste, und als die andern aufstanden, da hatte dieier, Erste schon seinen Morgenspaziergang gemacht, und mitunter was für einen! Sieh, als das zweite Garderegiment geboren wurde, da hatten die mit den Blechmützen schon den ganzen Siebenjährigen Krieg hinter sich. Es ist damit wie mit dem ältesten Sohn. Der älteste Sohn kann unter Umständen dümmer und schlechter sein als sein Bruder, aber er ist der älteste, das kann ihm keiner nehmen, und das giebt ihm einen gewissen Vorrang, auch wenn er sonst gar keinen Vorzug hat. Alles ist göttliches Geschenk. Warum ist der eine hübsch und der andre häßlich? Und nun gar erst die Damen. In das eine Fräulein verliebt sich alles, und das andre spielt bloß Mauerblümchen. Es wird jedem seine Stelle gegeben. Und so ist es auch mit unserm Regiment. Wir mögen nicht besser sein als die andern, aber wir sind die ersten, wir haben die Nummer eins."

"Ich kann da beim besten Willen nicht recht mit, Woldemar. Was in unsrer Armee den Ausschlag giebt, ist doch immer die Schneidigkeit."

"Liebe Tante, sprich, wovon du willst, nur nicht davon. Das ist ein Wort für kleine Garnisonen. Wir wissen, was wir zu thun haben. Dienst ist alles, und Schneidigkeit ist bloß Renommisterei. Und das ist das, was bei uns am niedrigsten steht."

"Gut, Woldemar, was du da zuletzt gesagt hast, das gefällt mir. Und in diesem Punkte muß ich auch deinen Vater loben. Er hat vieles, was mir nicht zusagt, aber darin ist er doch ein echter Stechlin. Und du bist auch so. Und das hab' ich immer gefunden, alle die so sind, die schießen zuletzt doch den Vogel ab, ganz besonders auch bei den Damen."

Dies "bei den Damen" war nicht ohne Absicht gesprochen und schien auf das bis dahin vorsichtig vermiedene Hauptthema hinüberführen zu sollen. Aber ehe die Tante noch eine direkte Frage stellen konnte, wurde der Rentmeister gemeldet, der ihr in diesem Augenblicke sehr ungelegen kam. Die Domina wandte sich denn auch in sichtlich Verstimmung an Woldemar und sagte: "Soll ich ihn fort schicken?"

"Es wird kaum gehen, liebe Tante."

"Nun denn."

Und gleich danach trat Fix ein.

X.

Während Woldemar und die Domina miteinander plauderten, erst im Tete-a-tete, dann in Gegenwart von Rentmeister Fix, ritten Rex und Czako

(Fris mit dem Leinpfersd folgte) auf Gremmen zu. Das war noch eine tüchtige Strecke, gute drei Meilen. Aber trotzdem waren beide Reiter übereingekommen, nichts zu übereilen und sich's nach Möglichkeit bequem zu machen. „Es ist am Ende gleichgültig, ob wir um acht oder um neun über den Gremmer Damm reiten. Das bißchen Abendrot, das da drüben noch hinter dem Kirchturm steht . . . Fris, wie heißt er? Welcher Kirchturm ist es? . . .“ — „Das ist der Wulkowsche, Herr Hauptmann!“ — „. . . Also, das bißchen Abendrot, das da noch hinter dem Wulkowschen steht, wird ohnehin nicht lange mehr vorhalten. Dunkel wird's also doch, und von dem Hohenlohedenkmal, das ich mir übrigens gern einmal näher angesehen hätte (man muß so was immer auf dem Hinwege mitnehmen), kommt uns bei Tageslicht nichts mehr vor die Klinge. Das Denkmal liegt etwas ab vom Wege.“

„Schade,“ sagte Rex.

„Ja, man kann es beinah' sagen. Ich für meine Person komme schließlich drüber hin, aber ein Mann wie Sie, Rex, sollte dergleichen mehr wallfahrtsartig auffassen.“

„Ach Czako, Sie reden wieder tolles Zeug, diesmal mit einem kleinen Abstecher ins Lästerliche. Was soll Wallfahrt' hier überhaupt? Und dann, was haben Sie gegen Wallfahrten? Und was haben Sie gegen die Hohenlohes?“

„Gott, Rex, wie Sie sich wieder irren. Ich habe nichts gegen die einen, und ich habe nichts gegen die andern. Alles, was ich von Wallfahrten gesehen habe, hat mich immer nur wünschen lassen, mal mit dabei zu sein. Und ad vocem der Hohenlohes, so kann ich Ihnen nur sagen, für die hab' ich sogar was übrig in meinem Herzen, viel, viel mehr als für unser eigentliches Landesgewächs. Oder wenn Sie wollen, für unsre Autochthonen.“

„Und das meinen Sie ganz ernsthaft?“

„Ganz ernsthaft. Und wir wollen mal fünf Minuten wie vernünftige Leute darüber reden. Wenn ich sage ‚wir‘, so meine ich natürlich mich. Denn Sie sprechen immer vernünftig. Vielleicht ein bißchen zu sehr.“

Rex lächelte. „Nun gut; ich will's Ihnen glauben.“

„Also die Hohenlohes,“ fuhr Czako fort. „Ja, wie steht es damit? Wie liegt da die Sache? Da kommt hier so Anno Domini ein Burggraf ins Land, und das Land will ihn nicht, und er muß sich alles erst erobern, die Städte beinah' und die Schlösser gewiß. Und die Herzen natürlich erst recht. Und der Kaiser sitzt mal wieder weitab und kann ihm nicht helfen. Und da hat nun dieser Nürnberger Burggraf, wenn's hoch kommt, ein halbes Duzend Menschen um sich, schwäbische Leute, die mit ihm in diese Mördergrube gekommen sind. Denn ein bißchen so was war es. Und geht auch gleich los, und die Quizows und die, die's sein wollen, rufen die Pommeren ins Land, und hier auf diesem alten Gremmer Damm stoßen sie zusammen, und die paar, die da fallen, das sind eben die Schwaben, die's gewagt hatten und mit in den Kahn gestiegen

waren. Allen voraus aber ein Graf, so ein Herr in mittleren Jahren. Der fiel zuerst und versank in den Sumpf, und da liegt er. Das heißt, sie haben ihn rausgeholt, und nun liegt er in der Klosterkirche. Und dieser eine, der da voraus fiel, der hieß Hohenlohe.“

„Ja, Czako, das weiß ich ja alles. Das steht ja schon im Brandenburgischen Kinderfreund. Sie denken aber immer, Sie haben so was allein gepachtet.“

„Immer vorsichtig, Rex; im Kinderfreund steht es. Gewiß. Aber was steht nicht alles — von Kinderfreund gar nicht zu reden — in Bibel und Katechismus, und die Leute wissen es doch nicht. Ich zum Beispiel. Und ob es nun drin steht oder nicht drin steht, ich sage nur: so hat es angefangen, und so läuft der Hase noch. Oder glauben Sie, daß der alte Fürst, der jetzt dran ist, daß der zu seinem Spezialvergüngen in unser sogenanntes Reichskanzlerpalais gezogen ist, drin die Bismarckschen Nachfolger, von dem alten Friedrichsruher gar nicht erst zu reden, ihre Tage vertrauern? Ein Opfer ist es, nicht mehr und nicht weniger, und ein Opfer bringt auch der alte Fürst, gerade wie der, der damals am Gremmer Damm als erster fiel. Und ich sage Ihnen, Rex, das ist das, was mir imponiert; immer da sein, wenn Not an Mann ist. Die Kleinen von hier, trotz der Loyalität bis auf die Knochen, die muken immer bloß auf, aber die wirklich Vornehmen, die gehorchen, nicht einem Machthaber, sondern dem Gefühl ihrer Pflicht.“

Rex war einverstanden und wiederholte: „Schade, daß wir so spät an dem Denkmal vorbeikommen.“

„Ja, schade,“ sagte Czako. „Wir müssen es uns aber schenken. Im übrigen, denk' ich, lassen wir in dem, was wir uns noch zu sagen haben, die Hohenlohes überhaupt. Andres liegt uns heute näher. Wie hat Ihnen denn eigentlich die Schmargendorf gefallen?“

„Ich werde mich hüten, Czako, Ihnen darauf zu antworten. Außerdem haben Sie sie durch den Garten geführt, nicht ich, und mir war immer, als ob ich Faust und Gretchen sähe.“

Czako lachte. „Natürlich schwebt Ihnen das andre Paar vor, und ich bin nicht böse darüber. Die Rolle, die mir dabei zufällt — der mit der Hahnenfeder ist doch schließlich 'ne ganz andre Nummer als der ‚Habe-nun-ach-Mann‘ — diese Mephistorolle gefällt mir besser, und was die Schmargendorf angeht, so kann ich nur sagen: Von meiner Martha laß' ich nicht.“

„Czako, Sie münden wieder ins Frivole.“

„Gut, gut, Rex, Sie werden unwirksam, und Sie sollen recht haben. Lassen wir also die Schmargendorf. Aber über die Domina ließe sich vielleicht sprechen, und sind wir erst bei der Tante, so sind wir auch bei dem Neffen. Ich fürchte, unser Freund Woldemar befindet sich in diesem Augenblick in einer scharfen Zwickmühle. Die Domina liegt ihm seit Jahr und Tag (er hat mir selber Andeutungen darüber gemacht) mit Heiratsplänen in den Ohren, mutmaßlich weil ihr die Vorstellung einer stecklinlosen Welt

einfach ein Schrecknis ist. Solche alten Jungfern mit einer Granatbroche haben immer eine merkwürdig hohe Meinung von ihrer Familie. Freilich auch andre, die klüger sein sollten. Unsre Leute gefallen sich überhaupt in der Idee, sie hingen mit dem Fortbestande der göttlichen Weltordnung aufs engste zusammen. In Wahrheit liegt es so, daß wir sämtlich abkommen können. Ohne die Czako geht es nun schon gewiß, wofür sozusagen historisch-symbolisch der Beweis erbracht ist.“

„Und die Rex?“

„Vor diesem Namen mach' ich Halt.“

„Wer's Ihnen glaubt. Aber lassen wir die Rex und lassen wir die Czako, und bleiben wir bei den Stechlin, will sagen bei unserm Freunde Woldemar. Die Tante will ihn verheiraten, darin haben Sie recht.“

„Und ich habe wohl auch recht, wenn ich das eine heikle Lage nenne. Denn ich glaube, daß er sich seine Freiheit wahren will und mit Bewußtsein auf den Célibataire lossteuert.“

„Ein Glauben, in dem Sie sich, lieber Czako, wie jedesmal, wenn Sie zu glauben anfangen, in einem großen Irrtum befinden.“

„Das kann nicht sein.“

„Es kann nicht bloß sein, es ist. Und ich wundre mich nur, daß gerade Sie, der Sie doch sonst das Gras wachsen hören und allen Gesellschaftsflatsch kennen wie kaum ein zweiter, daß gerade Sie von dem allem kein Sterbenswörtchen vernommen haben sollen. Sie verkehren doch auch bei den Rylanders, ja, ich glaube, Sie da kämpfend am Büffelt im Laufe des letzten Winters gesehen zu haben.“

„Gewiß.“

„Und da waren an jenem Abend auch die Berchtsgadens, Baron und Frau, und in lebhaftem Gespräch mit dem bayrischen Baron ein distinguirter alter Herr und zwei Damen. Und diese drei, das waren die Barbys.“

„Die Barbys,“ wiederholte Czako, „Botschaftsrat oder dergleichen. Ja, ich habe davon gehört; aber ich kann mich nicht erinnern, ihn und die Damen gesehen zu haben. Und sicherlich nicht an jenem Abend, wo von Vorstellen keine Rede war, die reine Völkerschlacht. Aber Sie wollten mir, glaube ich, von eben diesen Barbys erzählen.“

„Ja, das wollt' ich. Ich wollte Sie nämlich wissen lassen, daß Ihr Célibataire seit Ausgang vorigen Winters in eben diesem Hause verkehrt.“

„Er wird wohl in vielen Häusern verkehren.“

„Möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich, da das eine Haus ihn ganz in Anspruch nimmt.“

„Nun gut, so lassen wir ihn bei den Barbys. Aber was bedeutet das?“

„Das bedeutet, daß in einem solchen Hause verkehren und sich mit einer Tochter verloben, so ziemlich ein und dasselbe ist. Bloß eine Frage der Zeit. Und die Tante wird sich damit ausöhnen müssen, auch wenn sie, wie sehr wahrscheinlich, über ihr Herzblatt bereits anders verfügt haben sollte. Solche Dinge begleichen sich schließlich immer. Aber unser

Woldemar wird sich vor andre Schwierigkeiten gestellt sehen.“

„Und die wären? Ist er nicht vornehm genug? Oder mankiert vielleicht Gegenliebe?“

„Nein, Czako, von ‚mankiender Gegenliebe‘, wie Sie sich auszudrücken belieben, kann keine Rede sein. Die Schwierigkeiten liegen in was anderm. Es sind da nämlich, wie ich mir schon anzudeuten erlaubte, zwei Comtessen im Hause. Nun, die jüngere wird es wohl werden, schon weil sie eben die jüngere ist. Aber so ganz sicher ist es doch keineswegs. Denn auch die ältere, wiewohl schon über dreißig, ist sehr reizend und zum Ueberfluß auch noch Witwe — das heißt eigentlich nicht Witwe, sondern eine gleich nach der Ehe geschiedene Frau. Sie war nur ein halbes Jahr verheiratet, oder vielleicht auch nicht verheiratet.“

„Verheiratet, oder vielleicht auch nicht verheiratet,“ wiederholte Czako, während er unwillkürlich sein Pferd anhielt. „Aber Rex, das ist ja hochpifant. Und daß ich erst heute davon höre und durch Sie, der Sie sich doch eigentlich von solchen Dingen entsezt abwenden müßten. Aber so seid ihr Konventikler. Schließlich ist all dergleichen doch euer eigentlichstes Feld. Und nun erzählen Sie weiter, ich bin neugierig wie ein Backfisch. Wer war denn nun eigentlich der unglücklich Glückliche?“

„Sie meinen, wenn ich Sie recht verstehe, wer es war, der diese ältere Comtesse heiratete. Nun, dieser glücklich Unglückliche — oder umgekehrt — war auch ein Graf, sogar ein italienischer Graf (vorausgesetzt, daß Sie dies als eine Steigerung ansehen), und hatte natürlich auch einen echt italienischen Namen: Conte Ghiberti, derselbe Name wie der des florentinischen Bildhauers, von dem die berühmten Thüren herrühren.“

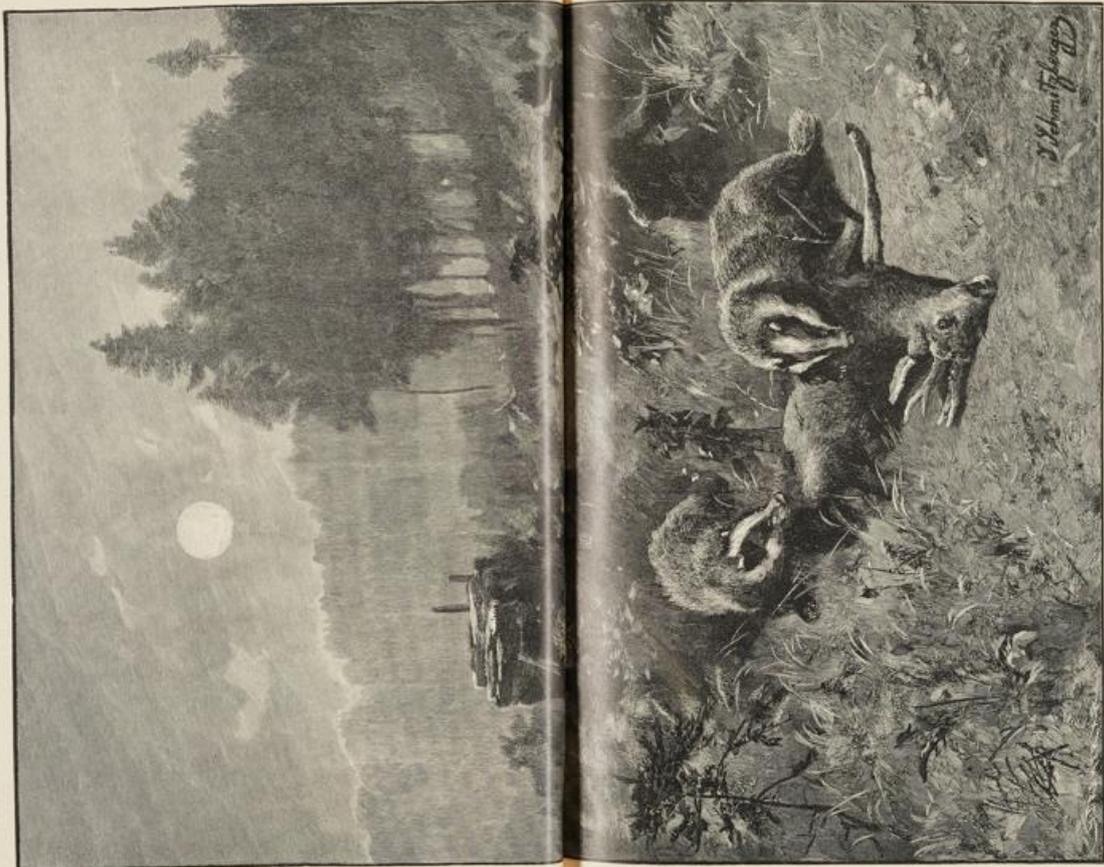
„Welche Thüren?“

„Nun, die berühmten Baptisteriumthüren in Florenz, von denen Michelangelo gejagt haben soll, sie wären wert, den Eingang zum Paradiese zu bilden. Und diese Thüren heißen denn auch, ihrem großen Künstler zu Ehren, die Ghibertischen Thüren. Uebrigens eine Sache, von der ein Mann wie Sie was wissen müßte.“

„Ja, Rex, Sie haben gut reden von ‚wissen müssen‘. Sie sind aus einem großen Hause, haben mutmaßlich einen frommen Kandidaten als Lehrer gehabt und sind dann auf Reisen gegangen, wo man so feine Dinge wegfriegt. Aber ich! Ich bin aus Ostrowo.“

„Das ändert nichts.“

„Doch, doch, Rex. Italienische Kunst! Ich bitte Sie, wo soll dergleichen bei mir herkommen? Was Hänschen nicht lernt, — dabei bleibt es nun mal. Ich erinnere mich noch ganz deutlich einer Auktion in Ostrowo, bei der — es war in einem kommerziell-rätlichen Hause — schließlich ein roter Kasten zur Versteigerung kam, ein Kasten mit Doppelbildern und einem Operngucker dazu, der aber keiner war. Und all das kaufte sich meine Mutter. Und an diesem Stereoskopkasten, ein Wort, das ich damals noch nicht kannte, habe ich meine italienische Kunst gelernt. Die ‚Thüren‘ waren aber nicht dabei. Was



Table, erendete mit amebano. Originalzeichnung von J. S. Silliman.

können Sie da groß verlangen? Ich habe, wenn Sie das Wort gelten lassen wollen, 'ne Panoptikum-Bildung.'

Nex lachte. „Nun, gleichviel. Also der Graf, der die ältere Comtesse Barbis heiratete, hieß Ghiberti. Seiner Ehe fehlten aber durchaus die Himmelsstüren, — so viel läßt sich mit aller Bestimmtheit sagen. Und deshalb kam es zur Scheidung. Na, die scharmante Frau — ‚scharmant‘ ist übrigens ein viel zu plebejes und minderwertiges Wort — hat denn auch bald danach in ihrer Empörung den Namen Ghiberti wieder abgethan, und alle Welt nennt sie jetzt nur noch bei ihrem Vornamen.“

„Und der ist?“

„Melusine.“

„Melusine? Hören Sie, Nex, das läßt aber tief blicken.“

*

Unter diesem Gespräch waren sie bis an den Cremmer Damm herangekommen. Es dunkelte schon stark, und ein Gewölk, das am Himmel hinzog, verbarg die Mondsichel. Ein paarmal aber trat diese doch hervor, und dann sahen sie bei halber Beleuchtung das Hohenlohedenkmal, das unten im Luche schimmerte. Hinunterzureiten, was noch einmal flüchtig in Erwägung gezogen wurde, verbot sich, und so setzten sie sich in einen munteren Trab und hielten erst wieder in Cremmen selbst und zwar vor dem Gasthause „Markgraf Otto“. Es schlug eben neun von der Nikolaikirche.

Drinnen war man bald in einem lebhaften Gespräch, in dem sich Nex über die in der Stadt herrschende Gesinnung und Kirchlichkeit zu unterrichten suchte. Der Wirt stellte der einen wie der andern ein gleich gutes Zeugnis aus und hatte die Genugthuung, daß ihm Nex freundlich zunickte. Ezako aber sagte: „Sagen Sie, Herr Wirt, Sie haben da ein so schönes Billard; ich habe mir jüngsthin sagen lassen, wenn es flott gehe, so könne man's bis auf dreitausend Mark bringen. Natürlich bei zwölfstündigem Arbeitstag. Wie steht es damit? Für möglich halt' ich es.“

XI.

Die Barbys, der alte Graf und seine zwei Töchter, lebten seit einer Reihe von Jahren in Berlin und zwar am Kronprinzenufer, zwischen Alsen- und Moltkebrücke. Das Haus, dessen erste Etage sie bewohnten, unterschied sich, ohne sonst irgendwie hervorragend zu sein (Berlin ist nicht reich an Privathäusern, die Schönheit und Eigenart in sich vereinigen), immerhin vorteilhaft von seinen Nachbarhäusern, von denen es durch zwei Terrainsreifen getrennt wurde; der eine davon, ein kleiner Baumgarten mit allerlei Buschwerk dazwischen, der andre ein Hofraum mit einem zierlichen und malerisch wirkenden Stallgebäude, dessen obere Fenster — hinter denen sich die Kutscherwohnung befand — von wildem Wein umwachsen waren. Schon diese Lage des Hauses hätte für ein bestimmtes Maß von Aufmerksamkeit genügt, aber auch seine Fassade mit ihren zwei Loggien links und rechts ließ die des Weges Kommenden unwillkürlich ihr Auge darauf richten. Hier, in eben diesen

Loggien, verbrachte die Familie mit Vorliebe die Früh- und Nachmittagsstunden und bevorzugte dabei, je nach der Jahreszeit, mal den zum Zimmer des alten Grafen gehörigen, in pompejischem Rot gehaltenen Einbau, mal die gleichartige Loggia, die zum Zimmer der beiden jungen Damen gehörte. Dazwischen lag ein dritter großer Raum, der als Repräsentations- und zugleich als Wohnzimmer diente. Das war, mit Ausnahme der Schlaf- und Wirtschaftsräume, das Ganze, worüber man Verfügung hatte; man wohnte mithin ziemlich beschränkt, hing aber sehr an dem Hause, so daß ein Wohnungswechsel oder auch nur der Gedanke daran, so gut wie ausgeschlossen war. Einmal hatte die liebenswürdige, besonders mit Gräfin Melusine befreundete Baronin Verchesgaden einen solchen Wohnungswechsel in Vorschlag gebracht, aber nur um sofort einem lebhaften Widerspruche zu begegnen. „Ich sehe schon, Baronin, Sie führen den ganzen Lennéstraßenstolz gegen uns ins Gefecht. Ihre Lennéstraße! Nun ja, wenn's sein muß. Aber was haben Sie da groß? Sie haben den Lessing ganz und den Goethe halb. Und um beides will ich Sie beneiden und Ihnen auch die Spreenwaldsammen in Rechnung stellen. Aber die Lennéstraßenwelt ist geschlossen, ist zu, sie hat keinen Blick ins Weite, kein Wasser, das fließt, kein Verkehr, der flutet. Wenn ich in unsrer Nische sitze, die lange Reihe der herankommenden Stadtbahnwaggon's vor mir, nicht zu nah und nicht zu weit, und sehe dabei, wie das Abendrot den Lokomotivenrauch durchglüht und in dem Füllgrauwerk der Ausstellungsparttürmchen schimmert, was will Ihre grüne Tiergartenwand dagegen?“ Und dabei wies die Gräfin auf einen gerade vorüberdampfenden Zug, und die Baronin gab sich zufrieden.

Ein solcher Abend war auch heute; die Balkonthür stand auf, und ein kleines Feuer im Kamin warf seine Lichter auf den schweren Teppich, der durch das ganze Zimmer hin lag. Es mochte die sechste Stunde sein, oder doch beinah' und die Fenster drüben an den Häusern der andern Seite standen wie in roter Glut. Ganz in Nähe des Kamins saß Armgard, in ihren Stuhl zurückgelehnt, die linke Fußspitze leicht auf den Ständer gestemmt. Die Stickerei, daran sie bis dahin gearbeitet, hatte sie, seit es zu dunkeln begann, aus der Hand gelegt und spielte statt dessen mit einem Ballbecher, zu dem sie regelmäßig griff, wenn es galt, leere Minuten auszufüllen. Sie spielte das Spiel sehr geschickt, und es gab immer einen kleinen hellen Schlag, wenn der Ball in den Becher fiel. Melusine stand draußen auf dem Balkon, die Hand an die Stirn gelegt, um sich gegen die Blendung der untergehenden Sonne zu schützen.

„Armgard,“ rief sie in das Zimmer hinein,

„komm; die Sonne geht eben unter!“

„Laß. Ich sehe hier lieber in den Kamin. Und ich habe auch schon zwölfmal gefangen.“

„Wen?“

„Nun natürlich den Ball.“

„Ich glaube, du fängst lieber wen anders. Und wenn ich dich so dasitzen sehe, so kommt es mir fast

vor, als dächtest du selber auch so was. Du sitzt so märchenhaft da."

"Ach, du denkst immer nur an Märchen und glaubst, weil du Melusine heißt, du hast so was wie eine Verpflichtung dazu."

"Kann sein. Aber vor allem glaub' ich, daß ich es getroffen habe. Weißt du, was?"

"Nun?"

"Ich kann es so laut nicht sagen. Du sitzt zu weit ab."

"Dann komm und sag es mir ins Ohr."

"Das ist zu viel verlangt. Denn erstens bin ich die ältere, und zweitens bist du's, die was von mir will. Aber ich will es so genau nicht nehmen."

Und dabei ging Melusine vom Balkon her auf die Schwester zu, nahm ihr das Fangspiel fort und sagte, während sie ihr die Hand auf die Stirn legte: "Du bist verliebt."

"Aber Melusine, was das nun wieder soll! Und wenn man so klug ist wie du . . . Verliebt. Das ist ja gar nichts; etwas verliebt ist man immer."

"Gewiß. Aber in wen? Da beginnen die Fragen und Finessen."

In diesem Augenblicke ging die Klingel draußen, und Armgard horchte.

"Wie du dich verrätst," lachte Melusine. "Du horchst und willst wissen, wer kommt."

Melusine wollte noch weiter sprechen, aber die Thür ging bereits auf, und Lizzi, die Kammerjungfer der beiden Schwestern, trat ein, unmittelbar hinter ihr ein Gersonscher Livredienner mit einem in einen Riemen geschnallten Skaroton. "Er bringt die Hüte," sagte die Kammerjungfer.

"Ah, die Hüte. Ja, Armgard, da müssen wir freilich unsre Frage vertagen. Was doch wohl auch deine Meinung ist. Bitte, stellen Sie hin. Aber Lizzi, du, du bleibst und mußt uns helfen; du hast einen guten Geschmack. Uebrigens ist kein Stehspiegel da?"

"Soll ich ihn holen?"

"Nein, nein, laß. Unsre Köpfe, worauf es doch bloß ankommt, können wir schließlich auch in diesem Spiegel sehen . . . Ich denke, Armgard, du läßt mir die Vorhand; dieser hier mit dem Heliotrop und den Stiefmütterchen, der ist natürlich für mich; er hat den richtigen Frauencharakter, fast schon Witwe."

Unter diesen Worten setzte sie sich den Hut auf und trat an den Spiegel. "Nun, Lizzi, sprich."

"Ich weiß nicht recht, Frau Gräfin, er scheint mir nicht modern genug. Der, den Comtesse Armgard eben aufsetzt, würde wohl auch für Frau Gräfin besser passen; — die hohen Straußfedern, wie ein Ritterhelm, und auch die Hutform selbst. Hier ist noch einer, fast ebenso und beinah' noch hübscher."

Beide Damen stellten sich vor den Spiegel; Armgard, hinter der Schwester stehend und größer als diese, sah über deren linke Schulter fort. Beide gefielen sich ungemein, und schließlich lachten sie, weil jede der andern ansah, wie hübsch sie sich fand.

"Ich möchte doch beinah' glauben . . ." sagte Melusine, kam aber nicht weiter, denn in eben

diesem Augenblicke trat ein in schwarzen Frack und Escarpins gekleideter alter Diener ein und meldete: "Rittmeister von Stechlin."

Unmittelbar darauf erschien denn auch Wolbemar selbst und verbeugte sich gegen die Damen. "Ich fürchte, daß ich zu sehr ungelegener Stunde komme."

"Ganz im Gegenteil, lieber Stechlin. Um wesentlich willen quälen wir uns denn überhaupt mit solchen Sachen? Doch bloß um unsrer Gebieter willen, die man ja (vielleicht leider) auch noch hat, wenn man sie nicht mehr hat."

"Immer die lebenswürdige Frau."

"Keine Schmeicheleien. Und dann, diese Hüte sind wichtig. Ich nehm' es als eine Fügung, daß Sie da gerade hinzukommen; Sie sollen entscheiden. Wir haben freilich schon Lizzi's Meinung angerufen, aber Lizzi ist zu diplomatisch; Sie sind Soldat und müssen mehr Mut haben. Armgard, sprich auch; du bist nicht mehr jung genug, um noch ewig die Verlegene zu spielen. Ich bin sonst gegen alle Gutachten, namentlich in Prozeßsachen (ich weiß ein Lied davon zu singen), aber ein Gutachten von Ihnen, da laß' ich all meine Bedenken fallen. Außerdem bin ich für Autoritäten, und wenn es überhaupt Autoritäten in Sachen von Geschmack und Mode giebt, wo wären sie besser zu finden als im Regiment Ihrer Kaiserlich Königlich Majestät von Großbritannien und Indien? Irland laß' ich absichtlich fallen und nehme lieber Indien, woher aller gute Geschmack kommt, alle alte Kultur, alle Shawls und Teppiche, Buddha und die weißen Elefanten. Also antreten, Armgard; du natürlich an den rechten Flügel, denn du bist größer. Und nun, lieber Stechlin, wie finden Sie uns?"

"Aber meine Damen . . ."

"Keine Feigheiten. Wie finden Sie uns?"

"Unendlich nett."

"Nett? Verzeihen Sie, Stechlin, nett ist kein Wort. Wenigstens kein nettes Wort. Oder wenigstens ungenügend."

"Also schlankweg entzückend."

"Das ist gut. Und zur Belohnung die Frage: wer ist entzückender?"

"Aber Frau Gräfin, das ist ja die reine Geschichte mit dem seligen Paris. Bloß, er hatte es viel leichter, weil es drei waren. Aber zwei. Und noch dazu Schwestern."

"Wer? wer?"

"Nun, wenn es denn durchaus sein muß, Sie, gnädigste Frau."

"Schändlicher Lügner. Aber wir behalten diese zwei Hüte. Lizzi, gib all das andre zurück. Und Jeserich soll die Lampen bringen; draußen ein Streifen Abendrot und hier drinnen ein verglimmendes Feuer, — das ist denn doch zu wenig oder, wenn man will, zu gemüthlich."

Die Lampen hatten draußen schon gebrannt, so daß sie gleich da waren.

"Und nun schließen Sie die Balkonthür, Jeserich, und sagen Sie's Papa, daß der Herr Rittmeister gekommen. Papa ist nicht gut bei Wege, wieder die neuralgischen Schmerzen; aber wenn er hört,

daß Sie da sind, so thut er ein übriges. Sie wissen, Sie sind sein Verzug. Man weiß immer, wenn man Verzug ist. Ich wenigstens hab' es immer gewußt."

"Das glaub' ich."

"Das glaub' ich? Wie wollen Sie das erklären?"

"Einfach genug, gnädigste Gräfin. Jede Sache will gelernt sein. Alles ist schließlich Erfahrung. Und ich glaube, daß Ihnen reichlich Gelegenheit gegeben wurde, der Frage 'Verzug oder Nichtverzug' praktisch näherzutreten."

"Gut herausgeredet. Aber nun, Armgard, sage dem Herrn von Stechlin (ich persönlich getraue mich's nicht), daß wir in einer halben Stunde fort müssen, Opernhaus, Tristan und Isolde. Was sagen Sie dazu? Nicht zu Tristan und Isolde, nein, zu der heikleren Frage, daß wir eben gehen, im selben Augenblick, wo Sie kommen. Denn ich seh' es Ihnen an, Sie kamen nicht so bloß um 'five o'clock tea's' willen, Sie hatten es besser mit uns vor. Sie wollten bleiben . . ."

"Ich bekenne . . ."

"Also getroffen. Und zum Zeichen, daß Sie großmütig sind und Verzeihung üben, versprechen Sie, daß wir Sie bald wiederssehen, recht, recht bald. Ihr Wort darauf. Und dem Papa, der Sie vielleicht erwartet, wenn es Jeserich für gut befunden hat, die Meldung auszurichten, — dem Papa werd' ich sagen, Sie hätten nicht bleiben können, eine Verabredung, Klub oder sonst was."

Während Woldemar nach diesem abschließenden Gespräch mit Melusine die Treppe hinabstieg und auf den nächsten Droschkenstand zuschritt, saß der alte Graf in seinem Zimmer und sah, den rechten Fuß auf einen Stuhl gelehnt, durch das Balkonfenster auf den Abendhimmel. Er liebte diese Dämmerstunde, drin er sich nicht gerne stören ließ (am wenigsten gern durch vorzeitig gebrachtes Licht), und als Jeserich, der das alles wußte, jetzt eintrat, war es nicht, um dem alten Grafen die Lampe zu bringen, sondern nur um ein paar Kohlen aufzuschütten.

"Wer war denn da, Jeserich?"

"Der Herr Rittmeister."

"So, so. Schade, daß er nicht geblieben ist. Aber freilich, was soll er mit mir? Und der Fuß und die Schmerzen, dadurch wird man auch nicht interessanter. Armgard und nun gar erst Melusine, ja, da geht es, da redet sich's schon besser, und das wird der Rittmeister wohl auch finden. Aber so viel ist richtig, ich spreche gern mit ihm; er hat so was Ruhiges und Befestigtes und immer schlicht und natürlich. Meinst du nicht auch?"

Jeserich nickte.

"Und glaubst du nicht auch (denn warum käme er sonst so oft), daß er was vorhat?"

"Glaub' ich auch, Herr Graf."

"Na, was glaubst du?"

"Gott, Herr Graf . . ."

"Ja, Jeserich, du willst nicht raus mit der Sprache. Das hilft dir aber nichts. Wie denkst du dir die Sache?"

Jeserich schmunzelte, schwieg aber weiter, weshalb dem alten Grafen nichts übrig blieb, als seinerseits fortzufahren. "Natürlich paßt Armgard besser, weil sie jung ist; es ist so mehr das richtige Verhältnis und überhaupt, Armgard ist sozusagen dran. Aber, weiß der Teufel, Melusine . . ."

"Freilich, Herr Graf."

"Also du hast doch auch so was gesehen. Alles dreht sich immer um die. Wie denkst du dir nun den Rittmeister? Und wie denkst du dir die Damen? Und wie steht es überhaupt? Ist es die oder ist es die?"

"Ja, Herr Graf, wie soll ich darüber denken? Mit Damen weiß man ja nie — vornehm und nicht vornehm, klein und groß, arm und reich, das ist all eins. Mit mirrer Lizzi ist es gerad' ebenso wie mit Gräfin Melusine. Wenn man denkt, es ist so, denn ist es so, und wenn man denkt, es ist so, denn ist es wieder so. Wie meine Frau noch lebte, Gott habe sie selig, die sagte auch immer: 'Ja, Jeserich, was du dir bloß denkst; wir sind eben ein Mädel.' Ach Gott, sie war ja man einfach, aber das können Sie mir glauben, Herr Graf, so sind sie alle."

"Hast ganz recht, Jeserich. Und deshalb können wir auch nicht gegen an. Und ich freue mich, daß du das auch so scharf aufgefaßt hast. Du bist überhaupt ein Menschenkenner. Wo du's bloß her hast? Du hast so was von 'nem Philosophen. Hast du schon mal einen gesehen?"

"Nein, Herr Graf. Wenn man so viel zu thun hat und immer Silber puzen muß."

"Ja, Jeserich, das hilft doch nu nich, davon kann ich dich nicht frei machen . . ."

"Nein, so mein' ich es ja auch nich, Herr Graf, und bin ja auch fürs Alte. Gute Herrschaft und immer denken, man gehört so halb wie mit dazu, — dafür bin ich. Und manche sollen ja auch halb mit dazu gehören . . . Aber ein bißchen anstrengend ist es doch mitunter, und man ist doch am Ende auch ein Mensch . . ."

"Na höre, Jeserich, das hab' ich dir doch noch nicht abgesprochen."

"Nein, nein, Herr Graf. Gott, man sagt so was bloß. Aber ein bißchen ist es doch damit . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Russische Sprichwörter.

Mitgeteilt von

Wladimir Czumifow.

Ein schlechter Freier zeigt vielen guten den Weg.

Man muß den Met, eh' er übergärt, abgießen und ein Mädchen verheiraten, eh' es überreif wird.

Besser Brot mit Wasser als Kuchen mit Sorgen.

Ist ein Mann nicht ganz so häßlich wie der Teufel, so ist er schön.

Wenn Adler kämpfen, lesen Kinder die Federn auf.

Wer ein kurzes Bein hat, braucht das Hinken nicht zu lernen.

In den Marmorbergen.

Von
Isolde Kurz.

I. Carrara.

Wenn man auf der mittelländischen Bahlinie von Pisa nordwärts fährt, so sieht man hinter den Pisaner Bergen eine weiße Alpenkette auftauchen, die sich durch ihre kühnen Formen aufs schärfste von den sanftgeschwungenen Linien des Apennin unterscheidet, und die der Unkundige für nichts anderes halten könnte als für ein Schneegebirge. Es sind die Kalkfelsen der Apuanischen Alpen, aus denen der weltberühmte carrarische Marmor gebrochen wird.

Carrara, der Mittelpunkt des ungeheuren Betriebes, ist durch eine Zweigbahn der mittelländischen Eisenbahlinie angeknüpft. Bei Livenza verläßt der Schienenweg die Küste und läuft zwischen zwei Bergketten hin, davon die eine, dem Meere zugewendet, mit herrlichen Olivenwäldchen bedeckt ist; die andre, landeinwärts gelegene, von der die weißlichen Zinken hoch ins Blau emporstaren, trägt nur bis zu halber Höhe eine spärliche Vegetation. Die bloßgelegten Marmorflanken leuchten weithin wie Alpenfirne, und die Geröllhalben, auf denen der Marmorstutt von den Brüchen herabgestürzt wird, sehen Gletschern täuschend ähnlich. Längs der Bahlinie dehnen sich zu beiden Seiten die offenen Lagerplätze aus, auf denen roh behauener Marmor von allen Größen und Sorten der Weiterbeförderung harret.

Carrara, das geleckte Marmorstädtchen, schmiegt sich zierlich in die Thalmulde, die der raiche, grünlich fließende Carrione durchströmt. Es hat wie alle italienischen Städte seine großen Plätze mit öffentlichen Bauten; der neue Stadtteil steigt breit und prahlerisch mit pompösen Marmorterrassen den Hügel hinauf, während der ältere, stillvollere sich um die Ufer des Carrione drängt. Marmor ist überall in verschwenderischer Fülle an Häusern und Monumenten angebracht, das Pflaster ist weiß von Marmorstaub, und über der ganzen Landschaft lagert eine blendende Helligkeit.

Aus den Bildhauerwerkstätten, die sich eine an der andern viele Straßen weit hinziehen, tönt ununterbrochenes Gehämmer und Gepoche. Unendlich ist die Menge des Produzierten; von Carrara gehen marmorne Statuetten und Nippfächer über die halbe Erde. Wie die Holzschneiderei in Schweizer Höhenorten, so ist hier in Hotels und Restaurants das Marmorspielzeug zum Verkauf ausgelegt. Dasselbe fabrikmäßige Gepräge tragen auch die großen Standbilder und Grabmäler, die hier gefertigt werden, und was die Stadt selbst von modernen Monumenten aufgestellt hat, ist mit wenig Ausnahmen von fast grotesker Geschmacklosigkeit.

Ueber terrassenförmige, marmorreiche Anlagen führt der Weg nach Monterosso, der Station der Bergbahn Marmifera.

Ueber Land und Meer. Ill. Ost.-Hefte. XIV. 7.

Seit der Zeit, wo Michelangelo in diesen Bergen hauste und unter unjünglichen Nöten die Riesenblöcke, die er für seine Arbeiten brauchte, an die Küste schleppen ließ, haben sich die Verhältnisse gewaltig geändert. Jetzt sind die Abgründe überbrückt und die Gebirgsmassen durchbrochen, ein schmal-spurriger Schienenweg umläuft den Berg in Schlangelinien, die von Steinbruch zu Steinbruch führen, und darauf dampft die Marmifera in die Höhe, um das gewaltige Material herunterzuschaffen.

Gewöhnlich führt die Lokomotive nur Lastwagen; für Fremde jedoch, welche die Bergbahn zu besahren wünschen, läßt die zuvorkommende Direktion unentgeltlich einen Personewagen anhängen, nur muß man tags zuvor angemeldet sein. Herren erhalten auch ausnahmsweise die Erlaubnis, einfach die Lokomotive zu besetzen. Wer jedoch, wie wir, das Unglück hat, zu einer Zeit nach Carrara zu kommen, wo der Direktor verreist und sein Stellvertreter abwesend ist, dem bleibt, wenn er die Brücke sehen will, nichts übrig, als längs der Geleise zu Fuß hinaufzusteigen. Gefällige Bahnwärter schließen sich an und geben von einer Station zur andern das Geleite. Beim ersten Tunnel, der sich außen am Berggang umgehen läßt, thut ein entzückendes Panorama sich auf. In unserm Rücken, halb ins Grün versteckt, die Marmorstadt, zur Linken das tiefe, von Wasser durchrauschte Thal mit den Marmorjagmühlen und dem in der Höhe gelegenen Friedhof, auf einem Hügelvorprung das schöne Dorf Sorano und vor uns die weißen, vielzerklüfteten Bergflanken. Ueber uns kriechen die Schneeflinien der Bergbahn mit den „Sieben Brüdern“ hin, von denen die Station den Namen hat. Soeben leucht die Marmifera mit vollem Dampf vorüber und verschwindet hinter der nächsten Biegung, um nach wenigen Minuten hoch über unsern Häuptern wieder zum Vorschein zu kommen, bis ein neuer Tunnel sie verdeckt.

Noch eine Strecke weiter auf dem beschwerlichen Schienenweg, so sind die Brüde von Sorano und La Piastra erreicht. Hier münden

die Geleise auf das Marmordepot am Fuß der Brücke, wo die von oben herabgewälzten Blöcke gleich aus dem größten zugehauen werden, um überflüssige Fracht zu vermeiden. Die Brüde selber sind hier nirgends zugänglich; sie lagern an steilen Wänden, wo nur der geübte Bergarbeiter mit Sicherheit Fuß faßt, und auch dieser bedarf an den gefährlichsten Stellen des Seiles, um auf den glatten Marmorfelsen hin und her zu klettern.

Man sieht die Leute in voller Thätigkeit. Was sie abgeprengt und mittels einer Rutschbahn herunterbefördert haben, liegt alles längs der Bahlinie und in den Einbuchtungen des Berges aufgehäuft. Daneben lagern die müden Ochsen, ihrer Belastung harrend, die Fuhrleute sind beschäftigt, die mächtigen Blöcke auf Karren zu laden, die Steinmeßen hämmern, und aus den weißen Klüften hervor donnern die Minen, deren Echo die Wände einander zuwerfen.

Mit Bequemlichkeit kann man auf diesen Depositionen die verschiedenen Marmorarten unterscheiden lernen.



Aussicht eines Marmorbruches bei Carrara.

Der schneeweiße, kristallinische mit dem großen, glänzenden Korn ist der sogenannte „fiatuarische“ Marmor, der einzig für die Skulptur verwendet wird. Ein großer, völlig reiner Block ist von fast unschätzbarem Wert. Aber meistens sind auch die Blöcke von der ersten Qualität mit minderwertigem Gestein durchsetzt, das durch Sprengung entfernt werden muß. Je tiefer der Stein gebrochen wird, desto reiner ist sein Korn, daher die ältesten Brüche das

das Auge sich wendet, es kann dem grellen, sonnenbestrahlten Weiß nicht entfliehen. Der Fuß stolpert über Marmor-gebröckel, das den Weg beschottert, die Farbe der Kleider ist unfenilich geworden durch den Marmorstaub, den der Bergwind auch den ausgetrockneten Lungen zuführt. Und als ob man des Marmors nie genug bekommen könnte, rennen jetzt ein paar barfüßige Kinder auf die müde, erhitzte und verdurstende Gesellschaft zu und präsentieren uns



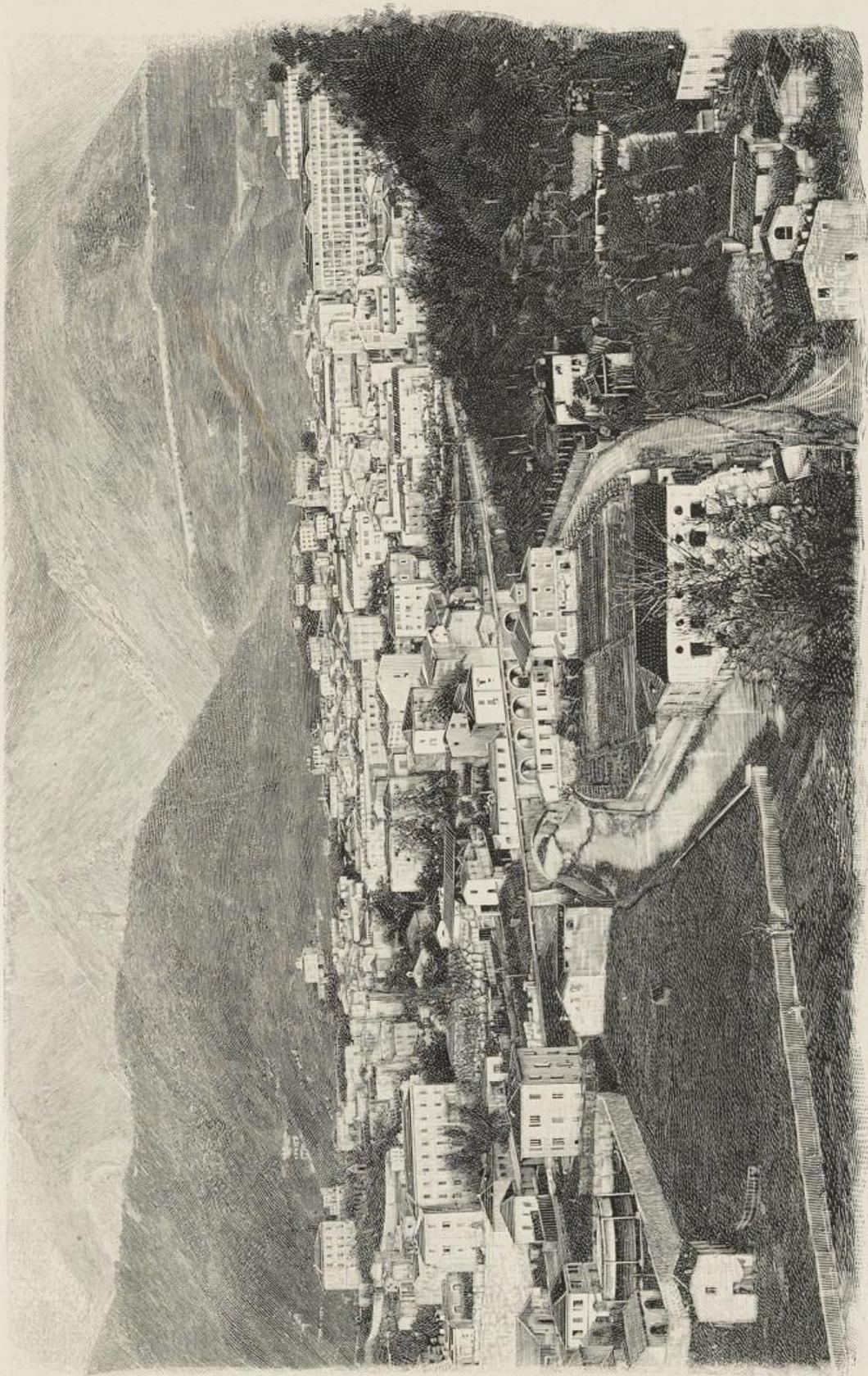
Marmorbrüche bei Carrara.

schönste Material liefern. Der sogenannte paonazzo, ein weißer, mit regelmäßigen blauen Adern durchflochtener Stein, ist für Bauzwecke hochgeschätzt, und eine bunte Marmorart, die in allen Farben vorkommt, der bardiglio, liefert die schönen Mosaikfußböden, die Kamineinfassungen, Becken, Wannen und ähnliches.

Ein neues Geleise, das sich zur Rechten erschließt, führt mit steilerer Steigung zu den Brüchen von Ravaccione und Colonnata. Marmor und nichts als Marmor! Wohin

auf zimmernen Tellern eine Handvoll eilig aufgeleierter Marmorbrocken, für die sie stürmisch ein paar Soldi fordern. Es sind die gleichen Steine, an denen wir uns schon die Stiefel zerrissen haben, und die Zumutung, sie zu kaufen, die den Kindern von ihren Eltern eingeküßert sein muß, ist so unbegreiflich absurd, daß wir vor Erstaunen nicht einmal lachen können. Von einem Glas Wasser dagegen, für das kein Preis zu hoch wäre, ist keine Rede.

Eine Arbeiterfrau teilt uns endlich für Geld und gute



Aussicht von Carrara.

ner
erin.
die
fen,
nß,
icht
gen,
nute

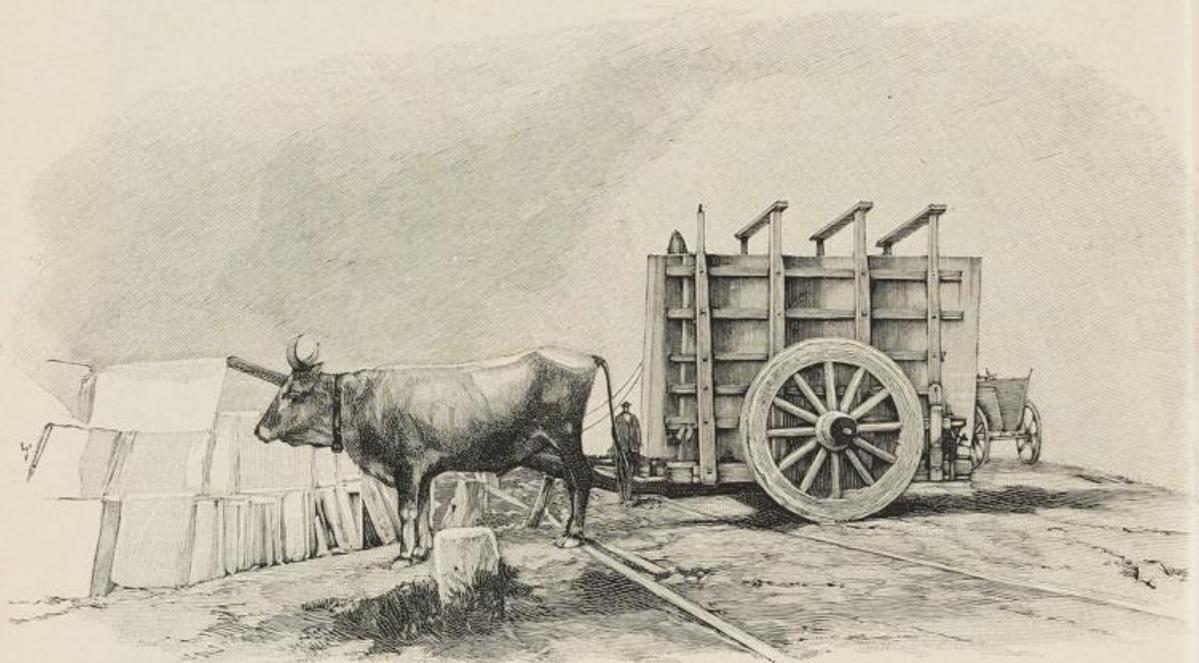
Worte von ihrem Weirvorrat mit. Diese hart arbeitenden Menschen leben mit der kargsten Kost, aber der Marmorstaub zwingt sie, die Kehle öfter anzufeuchten, als gut ist. Der Wein erhitzt das ohnehin heiße Blut, daher den Carraresen das Messer bekanntermaßen sehr lose im Gürtel sitzt. Das Trinken ist auch der Hauptgrund, weshalb die Revolution von 1894 noch immer heimlich weiter glimmt. Die Löhne sind hier besser als anderwärts; was die Leute zum Aufstand trieb, war die sozialistische Agitation und das Schauspiel des ungeheuren Gewinnes, der aus ihrer Hände Arbeit gezogen wird, denn alle Besitzter der Marmorbrüche sind Millionäre, und die ganze Küste entlang sieht man ihre feenhaften Marmorvillen aus dem Boden steigen.

Bevor die Bahn auf der Station von Ravaccione einläuft, trifft man bei Polvaccio einen alten Steinbruch aus der Römerzeit. Aller Marmor des Pantheon, der Trajanssäule, des Titusbogens ist aus diesem Bruch hervorgegangen.

verändert. Wenn auch gelegentlich durch unvorsichtigen Anbruch eine Bergwand einstürzt, was will das der gigantischen Gebirgsformation gegenüber besagen! Und solange Momimente errichtet und Statuen gemeißelt werden, wird dieses Gebirge ausreichen, die Welt mit Marmor zu versorgen.

Ueber fünfhundert Marmorbrüche sind allein in der Gegend von Carrara in Thätigkeit, gar nicht zu rechnen, was in dem nahen Massa, in Serravezza und Pietrasanta gebrochen wird. Die Zahl der Arbeiter, die mit dem Sprengen, dem Behauen, dem Sägen und Schleifen sowie dem Transport der Steine beschäftigt sind, wird auf gegen zwanzigtausend angegeben.

Zum Transport werden neben der Marmifera, die seit dem Jahre 1875 im Gang ist, noch immer, wie vor alters, die Ochsenfuhrn benutzt. Es sind dieselben Karren, wie sie schon zu Zeiten der Römer und Etrusker gebaut wurden,



Karren zum Transport von Marmorplatten.

Hier schlief auch der Apoll von Belvedere den Schlaf des Nichtseins, bevor Künstlerhand ihm seine ewigen Formen gab. Und neben ihm schliefen andre unvergängliche Gestalten, die erst viele Jahrhunderte später aus Licht gerufen wurden: der David Michelangelos und die Kolossalstatuen auf den Mediceergräbern. Aus Colonnata, gleichfalls einem alten Römerbruch, stammt dagegen der weiße Marmor, der in großen Mengen für die Gruft Napoleons I. im Invalidendom zu Paris verwendet wurde.

Und hat man mit Stämmen drinten im Thal die Menge der aufgespeicherten Blöcke gesehen, so bewundert man jetzt doppelt die Größe und Uner schöpfligkeit der Natur. Was auch seit Jahrtausenden in diesen Bergen gebrochen wurde, was Tag für Tag mit den ungeheuren Mitteln moderner Technik herausgefördert wird — es ist ein Garnichts gegen die Masse des Gebirgs. Aus seinen Eingeweiden sind seit den Zeiten der Etrusker ganze Städte hervorgezogen und ein Volk von marmornen Gestalten, aber nirgends hat sein starres Profil sich um eine Linie

mit niedrigen, aber wuchtigen, fleischelagenen Nädern, deren Zahl sich nach der Länge des Fuhrwerks richtet. Die Ochsen sind klein und grau, von einer besonders zähen Rasse, mit ungeheuren, prächtig geschwungenen Hörnern; sie tragen den eisernen Ring in der Nase, durch den das Leitseil läuft; ihre Hufe sind mit Blei beschlagen. Um einen Block von mäßigem Umfang zu Thal zu ziehen, braucht es ihrer zwei bis sechs Paare. Ich sah in der Gegend von Carrara aber auch Fuhrn, denen zwanzig und mehr Ochsen vorgespannt waren; sie bilden dann ganze Karawanen und ziehen unter dem Geschrei der Treiber wie eine lange, ungefüge Schlange den Berg hinab. Ein kleinerer Marmorblock, der an langer Eisenfette auf dem Boden nachschleift, dient zum Bremsen.

Jedes Paar Ochsen trägt ein Joch von mächtigem Gewicht, das den unglücklichen Tieren die Köpfe niederzwingt, und man begreift nicht, wie sie es anstellen, sich mit den Riesenhörnern nicht gegenseitig zu stoßen. Auf jedem Joch sitzt rückwärts gewendet ein Treiber mit dem



Bruch
mit Mar-
morchäuschen
in den Bergen
von Serravezza.

Stachelstab, andre rennen zu Fuß neben dem Fuhrwerk her, mit der Stimme und dem Stachel die Tiere anfeuernd. Die Fortbewegung geschieht stoßweise auf der schauerhaften, von oft schubstiefen Fahrgeläufen zerschundenen Straße. Zu gleichmäßigen Pausen erheben die Männer ein wildes Geheul, das eine ganz bestimmte Tonfolge hat, und die auf den Jochen Sitzenden packen zugleich das Fell der Ochsen am Halse und schütteln es krampfhaft, was die Tiere in Verzweiflung zu treiben scheint, denn nun machen sie eine krampfhafte Anstrengung, und der Karren rumpelt hastig eine Strecke weiter, wobei dichter Marmorstaub aufwirbelt. Dann eine Pause, Ochsen und Treiber verschmausen, und von neuem beginnt



Marmorfägemühle
bei Serravezza.

die vorige Prozedur. Von dem vordersten Joch starrt eine Holzgabel mit den Zinken in die Luft, durch welche die lange Deichsel gestützt werden kann.

Der Stachel hat die unglücklichen Tiere so zahm gemacht, daß sie nie einen Widerstand versuchen.

Vorsichtig bewegen sie die ungeheuren Hörner, um Menschen und Tiere nicht zu verletzen, aber aus den großen, furchtbar ernstigen Augen sieht die stumme Lual, die bis zum letzten Atemzug dauert. Auf Halteplätzen brechen sie ohne weiteres in die Kniee und liegen unbeweglich, als ob es Hebel brauchte, um sie wieder aufzurichten, doch dazu genügt das bloße Herantreten des Treibers mit dem Stachel, bei dessen Anblick das Tier sich stumpf und schwer erhebt, um seinen Marterweg von neuem zu beginnen.

Vor den Sägemühlen am Carrione werden die Fuhren abgeladen. Diese Mühlen sind mit ihrer schönen Architektur und den brausenden Wassern, die über ihre Räder stürzen, ein großer Schmuck der Gegend.

In Menge lagern die Blöcke vor den Thüren und längs der Flußufer, zwischen ihnen die zersägten Platten, die für die Poliermaschine bereit sind. Interessant ist es, daß hier überall neben der vervollkommenen Technik die primitive Industrie, aus der jene hervorging, fort dauert. Neben den Sägemühlen arbeitet die ursprüngliche Handsäge ruhig weiter, denn die Feinheit ihrer Arbeit wird von der Maschine nicht erreicht; man kann sie überall im Freien in Thätigkeit sehen. Die Marmorfägemühle hat keine Zähne, sie ist in einen schweren

Rahmen eingespannt und hängt in Stricken; die Sägewirkung entsteht durch den Druck des Eisens mit Hilfe von eingespültem Sand.

Nach dem gleichen System, aber ins Große arbeitet die Sägemaschine. In einen Rahmen, deren ein Mühlrad viele gleichzeitig treibt, sind wohl dreißig Sägen in verschiedenem Abstand voneinander eingespannt, so daß ein Block in ebensoviele Platten von verschiedener Dicke zerlegt wird.

Ist die Platte zerfägt, so kommt sie zur Politur, und auch hier konkurrieren Menschenhände und Maschinen. Bei der Handpolierung muß etwas feuchter Flußsand mit einem Stück Wei unablässig auf der Platte hinundhergerieben werden, wozu bei einer Platte von mäßigem Umfang mehrere Männer erforderlich sind. Die Poliermaschine hingegen läßt in einfacher, aber höchst sumreicher Weise eine Platte durch die andre mittels Sand abschleifen, indem sie die oben liegende in rotierende Bewegung versetzt.

Nun aber ist es genug des Marmors; der Glanz wird nachgerade unerträglich, und zugleich werden die Ohren von all dem Gehämmer und Geschrille völlig betäubt. Der Rückweg an den brausenden Kaskaden des Carrione brächte den müden Nerven Erholung, wenn nur der Fuß nicht genötigt wäre, bei jedem Schritt den knöcheltiefen Marmorstaub aufzuwühlen. Auch hier begleitet uns der Marmor auf Weg und Steg, selbst das elendeste Bauernhaus hat wenigstens Schwellen, Fenstereinfassungen und Brunnentrand von poliertem Marmor, nicht zu reden von dem Marmorabfall, der zu Dämmen, Straßenbeschotterung und ähnlichem benutzt wird.

Der Ueberdruß wird endlich zu einer wahren Beängstigung, weil man das Gefühl bekommt, als sei hier jeder Gegenstand bereit, sich unter unsern Händen in Marmor zu verwandeln. Ich gestehe, daß mir der Weg zum Bahnhof am späten Abend eine Erlösung bedeutete. Noch eine lange Strecke folgten uns die stummen Marmorfelder, die durch die Dunkelheit leuchteten, und unser Zug schleppte eine ungeheure Marmorlast nach der Küste.

Ein kurzer Besuch in Carrara genügt, um eine vollkommene Uebersicht über die Gewinnung und Behandlung des Marmors zu erlangen. Nur der Natur des gewaltigen Gebirges kommt man dort nicht so recht nahe, denn in Carrara ist alles städtisch kultiviert und abgeschliffen. Wer die Apuanischen Alpen in ihrer Größe und Einsamkeit sehen will, dem sei eine Besteigung von Pietrasanta oder Serravezza aus dringend empfohlen.

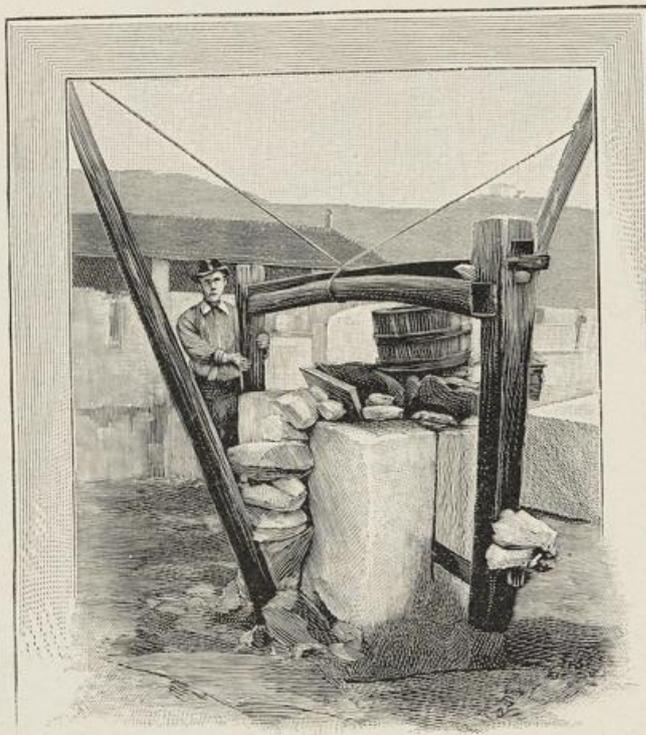
II. Serravezza.

Man redet gemeinhin von carrarischem Marmor, wenn man die edelste Marmorart, die heute im Handel vorkommt, bezeichnen will. Aber die Fachleute wissen, daß in diesem Jahrhundert Carrara als Marmorkönigin entthront worden ist; das benachbarte Serravezza hat ihm den Rang bedeutend abgelassen. Dort sind die schon von Michelangelo angelegten Marmorbrüche, die zu seiner Zeit wegen mangelnder Transportmittel nicht ausgebeutet werden konnten, durch einen unternehmenden Schweizer, Herrn Henraux, nutzbar gemacht worden, und dieser liefert jetzt den Bildhauern ein Korn, dem Carrara nichts Nehmliches an die Seite zu setzen hat. Sein ist fast aller Marmor, den der mächtige Gebirgsstock des Altissimo in seinen Flanken trägt, und er giebt mit seinen Unternehmungen der ganzen Gegend Arbeit und Brot. Nur wird durch die lautmännische Ausbeutung der Kunst leider ein schlechter Dienst erwiesen, denn die Spekulation hat den Preis des köstlichen Materials zu fast unerreichlicher Höhe hinaufgetrieben.

Die Brüche von Serravezza sind nicht so bequem zu erreichen wie die von Carrara; dafür hat ihre Besteigung aber die Reize einer wirklichen Bergtour.

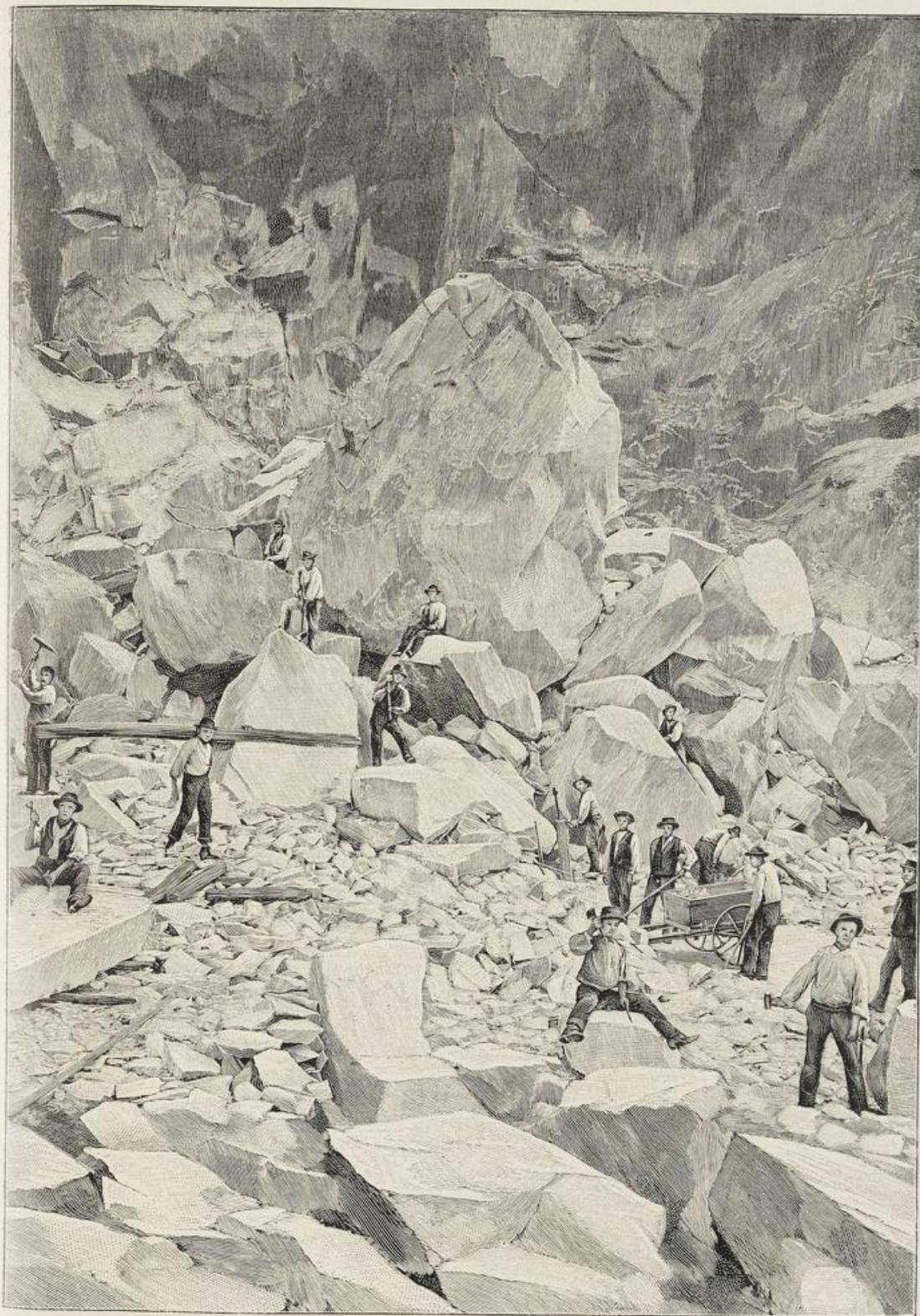
Von der Station Querceto, die durch die Aufschritts „Serravezza“ täuscht, liegt das wirkliche Serravezza noch verschiedene Kilometer entfernt. Das ganze Gelände ist ein einziger Olivenhain, der wie ein lichtgrauer Schleier zwischen See und Gebirge liegt;

der rote Marmorbruch von Ceragiola schimmert kräftig hindurch. Mit Freuden lernt man hier einmal den natürlichen Wuchs des Ölbaumes kennen. Dräben im Florentinischen und den angrenzenden Gebieten ist er verschnitten und niedergehalten; hier aber erreicht er mit seinem vielfach verschlungenen, ganz abenteuerlichen Stamm und der stolzen Krone eine gewaltige Höhe. An den Häusern ranken hohe Drangempalier, und feurig leuchten die reifen goldenen Bälle aus dem grünen Blätterdach hervor. Es ist ländlich still; nur die weißen, tiefgeurchten Wege und die meerrwärts ziehenden Marmorfuhrn lassen die Nähe eines Industriezentrums erkennen. Bei Corvaja sind wir schon im Gebirge. Nur einen Blick im Vorüberwandern auf dieses überraschende Felsenstück mit seinen hängenden Gärten, seinen von Farn umspinnenen steinernen Freitreppen, den Thorbogen, durch welche weitere Steintreppen sichtbar werden, die in die natürlichen Felsenstufen übergehen, einen andern Blick auf die rauhen Klippen,



Handmarmoräge.

wenn
vor-
das;
ent-
den
von
Zeit
werden
derrn
jetzt
liches
emor,
einen
und
feinen
en der
Arbeit
Nur
kauf-
sbeu-
leider
Dienst
a die
at den
alichen
ist un-
Höhe
n.
e von
d nicht
u er-
ie von
ir hat
g aber
wirts-
ir.
Station
durch
Serra-
liegt
Serra-
erschie-
er ent-
ganze
ein ein-
ain, der
tgrauer
den See
liegt;
kräftig
al den
ben im
er ver-
cht er
entener-
waltige
re, und
grünen
en, tief-
armor-
ckennen.
r einen
elienest
ommenen
weitere
Felsen-
klippen,



Warmorbruch von Navaccione bei Carrara.

die hoch über diesem Terrassenbau in die blauen Lüfte starren — und nach kurzer Wanderung haben wir Serravezza erreicht.

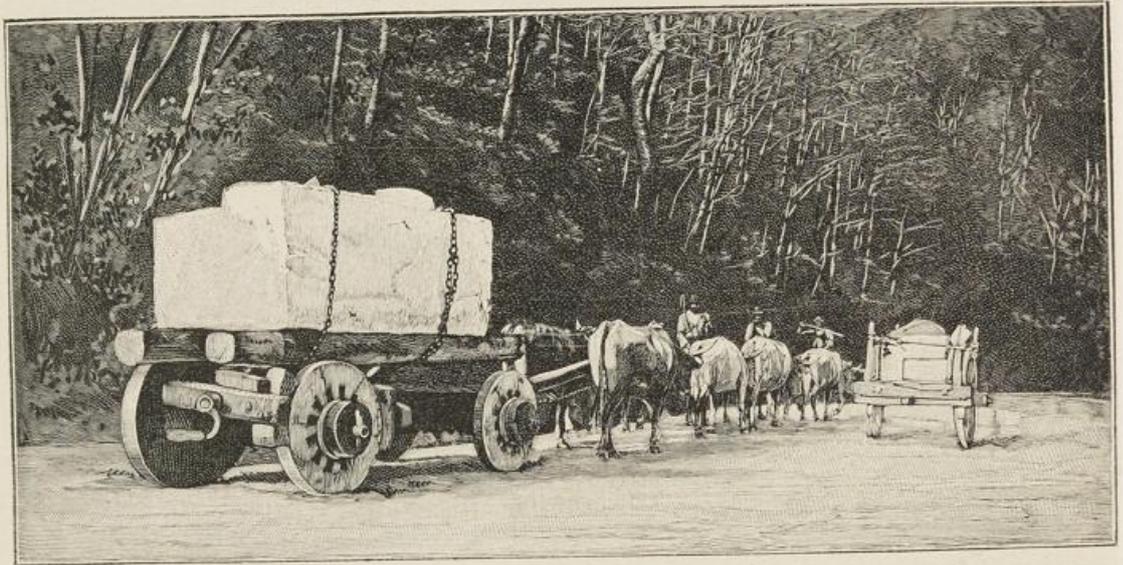
Das Städtchen liegt schön am Zusammenfluß der Bergströme Serra und Bezza, von denen der eine aus den Schluchten des Altissimo, der andre von Baldarni heruntersinkt; Marmor liegt an allen Ecken und Enden, die Straßen sind schneeweiß wie in Carrara, und auch das Gepoche und Gehämmer ist daselbe wie dort.

Auf der Brücke, die neben der ersten Sägemühle über die Bezza führt, eröffnet sich ein Blick in die innere Bergwelt. Das enge Bezzathal erscheint im tiefen Hintergrund von der Pyramide des Monte Forato abgeschlossen. Unmittelbar davor hebt sich bei klarer Luft das kuppelförmige Haupt eines ringsum freistehenden, niedrigeren Berges ab, der die Gestalt eines Turmes hat und wie von Menschenhand geschaffen aussieht. Er heißt der Prociuto und ist dadurch merkwürdig, daß sich an ihn die

Bis herauf in diese Tiefe sind uns die Mühlen gefolgt, freilich immer kleiner und primitiver werdend. Nach der letzten, die nur noch eine Ruine ist, empfängt uns die große Bergeinsamkeit, in der man nichts mehr hört als die brausenden Wasser und Vogelgefang.

Die Schlucht erweitert sich und mündet auf eine mächtige weiße Geröllhalde, zu deren Füßen unter spärlichem Baumwuchs und Ginster eine Steinhütte nistet, und ein paar Arbeiter sind dort mit dem Zubauen von Marmorblöcken beschäftigt. Diese Marmorwildnis heißt der Giardino, und der Name wird erst verständlich durch den Kontrast mit der nackten, sonnerbraunten Bergwand, die wir zu überwinden haben, um die tote weiße Marmorregion zu erreichen, die jenseits des Tunnels liegt.

Wie eine Wendeltreppe zieht sich der schmale Fußweg in endloser Steigung hinauf; die Abgründe, die zu unserer Rechten immer tiefer hinunterfallen, sind nur selten durch Gebüsch oder blühendes Heidekraut dem Auge auf einen



Transport von Marmorblöcken.

nie verklungene Sage knüpft, es sei Michelangelos Absicht gewesen, einen von den Bergen der Apuanischen Alpen in eine Kolossalstatue zu verwandeln.

Die beiden Ufer der Bezza sind von Marmorjägemühlen eingesäumt, die mit den Wassern um die Wette lärmen. Auch hier lagert Marmor in Mengen, aber die jungbelaubten Berghänge mit den niederziehenden Wäden, dem blühenden Ginster und dem alten, bräunlichen Grün der Steineichen mildern das grelle Weiß. Eine Geröllhalde senkt sich wie ein Gletscher ins Thal, daneben die Rutschbahn, auf der von hoch oben die Blöcke herabgelassen werden. Still und verlassen liegt der monumentale Riesenbau eines aufgegebenen Eisenwerkes inmitten der geräuschvollen Betriebsamkeit.

Hinter Ruosina verläßt die Straße das Bezza-Ufer und biegt in die raube Schlucht des Canjoli ein, der ein wildes Geröll in seinen grünen Fluten wälzt, und dem von allen Felsen herab die Wasser als breite Sturzbäche oder als dünne Fäden zuschießen. Von oben blinkt steil und unzugänglich das weiße Berghaupt herunter, dessen jenseitiger Hang von uns erstiegen werden soll.

Moment entzogen. Hier wandern früh am Morgen die Frauen von Ruosina und Serravezza hinauf, ihren Männern den Mundvorrat in die Brüche tragend: herrliche Gestalten, die mit nackten Füßen, schwere Körbe auf dem Kopf, leicht wie im Flug den steinigten Hang erklimmen. Den Städtern legt er eine nicht verächtliche Leistung auf.

Oben öffnet sich das schwarze Thor des Tunnels, der in die Marmorbrüche führt. Ein alter Mann, der am Eingange haust, sollte die Wanderer mit einer Laterne versehen, aber offenbar ist er mit dem linken Fuß aus dem Bette gestiegen, denn er weigert sich mit Gebrumm. Es wird der Beschluß gefaßt, den Tunnel auch ohne Laterne zu betreten.

Wohl zwanzig Minuten lang geht man durch Finsternis und unergründlichen Schmutz. Von der Decke träufelt die Nässe wie ein Regen herunter. In der Mitte, als schon vom Ausgang her die Tageshelle wie ein fernes Lichtchen hereinzieht, erwartete uns ein unbehagliches Abenteuer. Wir vernahmen plötzlich ein verdächtiges Getöse, das Tageslicht verschwand, das Gewölbe schütterte, und Qualm erfüllte den Tunnel. Niemand hatte an die Marmisera

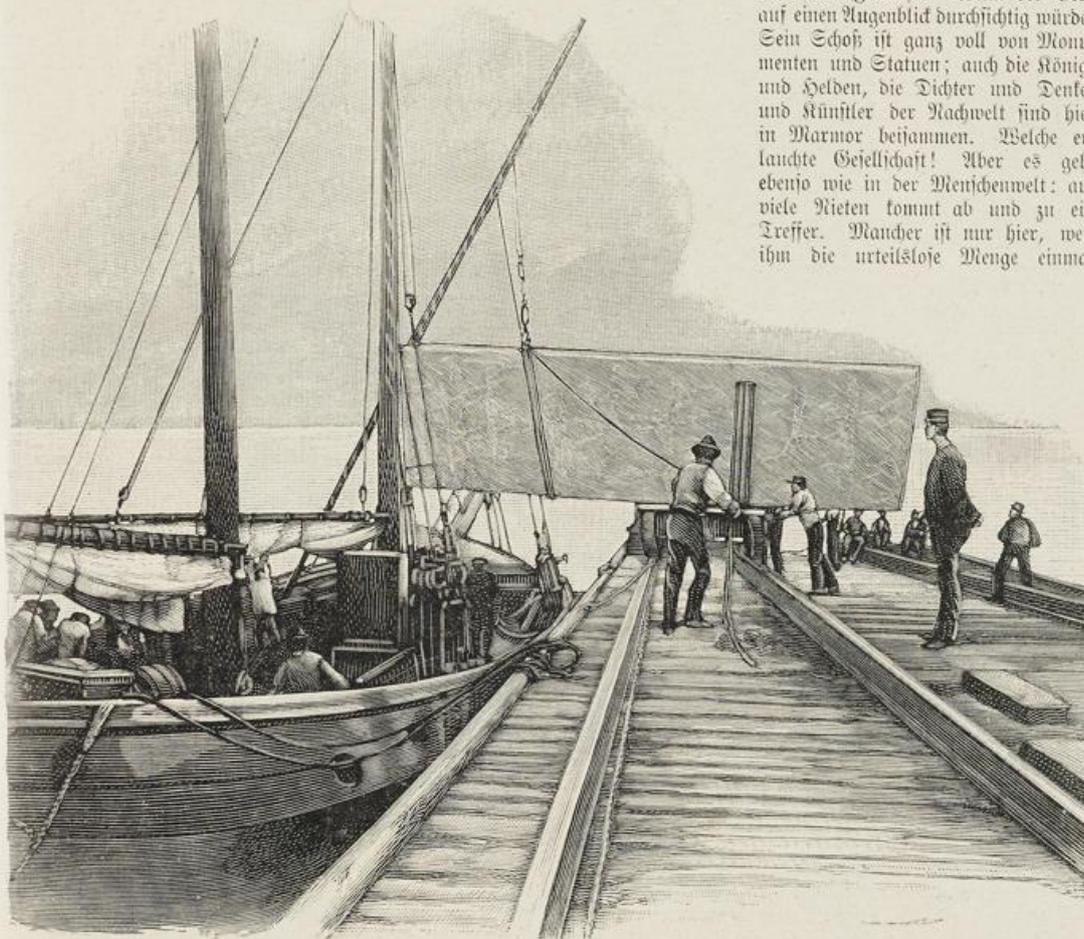
gedacht, die in diesen Bergen ohne Schienen als ungeheure Dampflokobile fährt. Das Stampfen und Donnern kommt näher, ein rotes Auge fixiert uns durch die Dunkelheit an. Wir wissen weder, wie groß ihr Umfang ist, noch auf welcher Seite des Tunnels sie heranzieht. Rufen wäre bei dem Lärm vergeblich, also drückt die Gesellschaft sich platt an die Wand, die einen das Gesicht, die andern den Rücken der unbekanntem Gefahr zuwendend. So vergingen Minuten, der Qualm wurde immer dichter, bis der schwarze Koloss hart in unsrer Nähe hielt. Ein Mann, der mit der Laterne vorauslief, hatte uns entdeckt, wie Fledermäuse an der Wand klebend, und befreite uns aus der peinlichen Lage.

Einmal am Tageslicht, geht es im Lauf bis zum Marmorbruch Tagliate. Eine Schienenbrücke führt über die Schlucht der Turruta Secca, deren wasserloses Bett sich hier so erweitert, daß es einem schlammigen, vertrocknenden Bergsee gleicht. Am Eingang des Bruchs sind zu beiden Seiten feste Stützpfiler und lange weiße Mauern aus geschichtetem Marmorgeröckel aufgeführt. Kleine Hütten aus unbehauenen Marmor, gleichfalls ohne Kitt zusammengesetzt, stehen da und dort verstreut; ihr Dach bilden glatte Marmorplatten, die durch große Brocken rohen Marmors beschwert sind. Man kann sie nicht ansehen, ohne an das „zuckerige Häuschen“ der Hexe aus dem unvergeßlichen deutschen Märchen zu denken.

Das Betreten des Marmorbruchs ist hier völlig gefahrlos, nur daß der Fuß einige Mühe hat, sich auf dem Marmorgrund, der vom Rollen der Steine glattgeschliffen ist, zu halten. In großen Quadern liegt der abgepresste Marmor umher; er ist von wertloser Qualität und wird soeben von den Steinwezen zertrümmert, um in die gähnende Tiefe geschüttet zu werden, die sich schon zum großen Teil mit dem Gerölle angefüllt hat. Auf diese Weise entstehen die scheinbaren Gletscher. Lawinen giebt es auch, denn in der Höhe über uns wird der Berg „gefegt“, und massenhaftes Geröckel stürzt polternd herunter. Jeden Augenblick heißt es aufpassen und zur Seite springen. Ganz oben auf dem Grat sind angefeilte Männer beschäftigt, eine Mine anzulegen; von unten gesehen sind sie so winzig, daß ihr Thun sich nicht verfolgen läßt.

Besser hätte es der Zufall nicht mit uns meinen können; durch den Aufseher, einen wetterharten Alten mit weißhaarigem Charakterkopf, erfahren wir, daß uns noch ein dramatischer Vorgang erwartet. Man beabsichtigt, eine der größten Minen springen zu lassen, die der Berg seit lange erlebt hat. Ein ganzer Felsvorsprung soll entfernt werden, damit das tiefer liegende edlere Gestein frei wird. Doch es soll noch eine starke Weile dauern, und unterdessen haben wir Zeit, uns weiter umzusehen.

Ein weißer, mit Schienen belegter Weg windet sich zwischen Bergwand und Abgrund hin; er führt tief in die Wunder der weißen, starren Marmorwelt hinein. In diesen Klüften schlummert das Kunstwerk der Zukunft! Wenn der Berg auf einen Augenblick durchsichtig würde! Sein Schoß ist ganz voll von Monumenten und Statuen; auch die Könige und Helden, die Dichter und Denker und Künstler der Nachwelt sind hier in Marmor beisammen. Welche erlauchete Gesellschaft! Aber es geht ebenso wie in der Menschenwelt: auf viele Nieten kommt ab und zu ein Treffer. Mancher ist nur hier, weil ihm die urteilslose Menge einmal



Verladung von Marmorblöcken.

nachlaufen wird, und er veripert Besseren den Platz. Aber getrost: die Großen, auf die die Menschheit wartet, sind mit darunter.

Unterdessen ist die Mine fertig geworden; mit einem eisernen Stab und etwas aufgeschüttetem Wasser haben die Arbeiter ein tiefes Loch in das Gestein gerammt. Es wird ganz mit Pulver aufgefüllt und an der Öffnung fest verstopft. Bevor die Lunte entzündet wird, ruft der Minenleger vom Felsen herab mit einer Stimme, die bis in die fernen Thäler und Schluchten trägt: „Mine — hoo!“ worauf seine Gehilfen eilig das Weite suchen. In einem Nu ist der ganze Bruch von Menschen leer. Wir werden von dem Aufseher tief auf den Schienenweg zurückgedrängt, wo flache Felsennischen Deckung gewähren. Nochmals ruft der Minenleger ein laut schallendes „Hoo!“ zum Zeichen, daß die Lunte brennt, dann überklettert er am langen Seile so rasch wie möglich den Felsenscheitel, hinter dem er sich verbirgt. Aufsteigender Qualm zeigt schon die Stelle, wo die Lunte raucht. Lautlose Stille tritt ein, es dauert eine Zeitlang, bis die Lunte nach innen gebrannt ist, worauf der Rauch sich verzieht. Noch ein paar Sekunden, und nun ein heftiger Schlag, dessen Echo von Thal zu Thal fort hallt, — man sieht Felsstücke in die Luft geschleudert und sollte nach der Erschütterung glauben, die ganze Felsenecke sei eingestürzt. Doch erweist sich bei der Besichtigung die Wirkung der Mine als ziemlich geringfügig. Nun hat uns der Berg gastfreundlich mit all seinen Wundern bekannt gemacht, und wir können zufrieden gehen.

Es versteht sich von selbst, daß wir diesmal den Tunnel mit einer Laterne passieren, und so stößt uns dort kein weiteres Abenteuer zu.

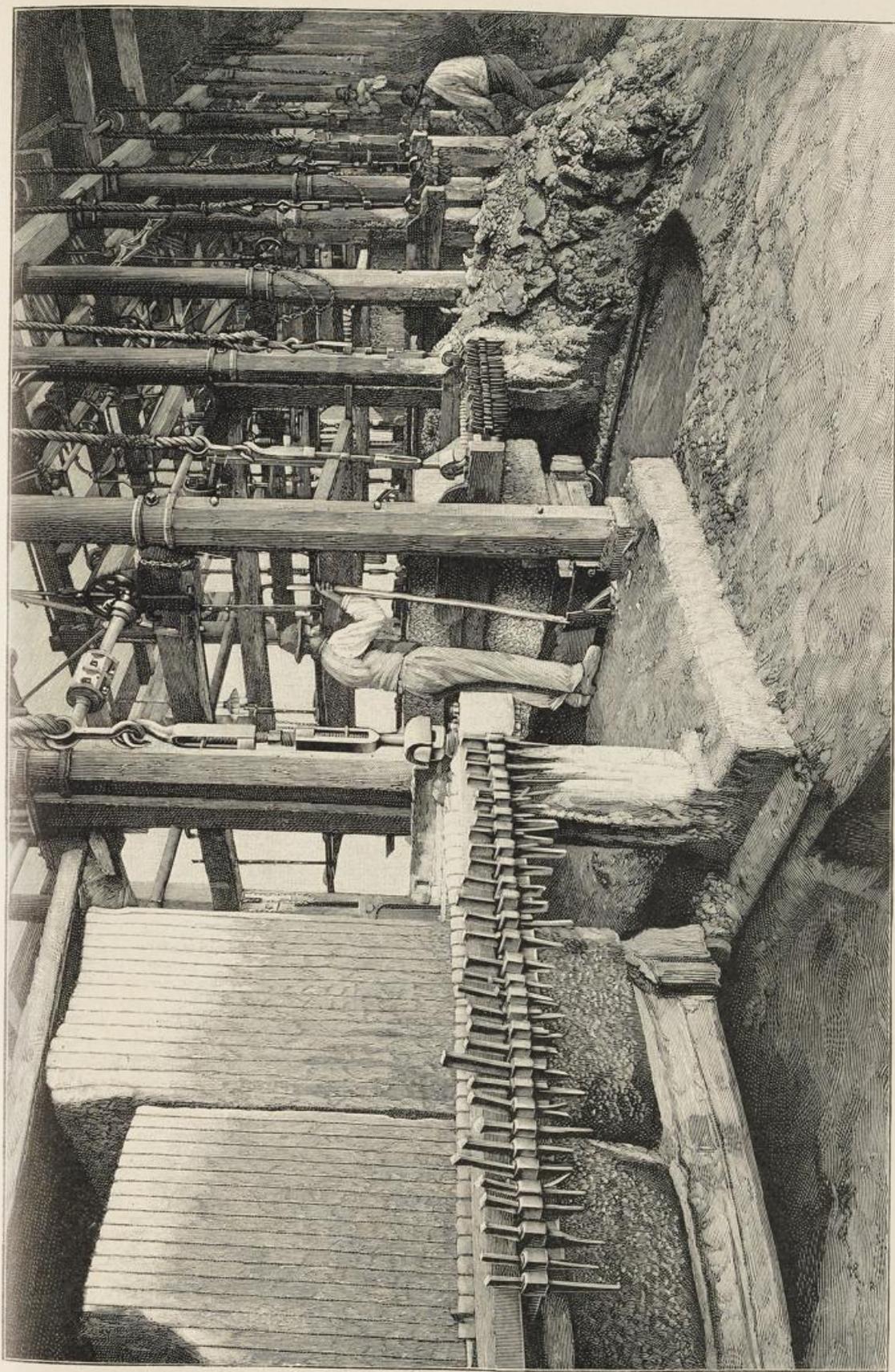
Um die steile Bergwand des Giardino zu vermeiden, folgen wir auf dem Rückweg der schönen Fahrstraße, die von den Ochsenführern und der Marmifera benutzt wird. Nach wenig Schritten ein überraschendes Halt: die weite Bergwelt, die zu unsern Füßen liegt, ist ganz unten am fernen Horizont durch einen blauen Streifen abgegrenzt; mit dem Fernglas lassen sich weiße, bewegliche Punkte darauf erkennen. Es ist das Meer mit seinen Segeln, das weite, blaue Meer, das uns erwartet! Dort hinunter geht unser Weg, und es ist, als wüchsen uns Flügel bei dem Anblick. Aus der Tiefe läuten jetzt die Abendglocken; ein friedliches Thal mit blühenden Kirschbäumen, das ebenjogut in Deutschland liegen könnte, ladet zu kürzerem Abstieg ein.

Doch der Berg will uns nicht entlassen, bevor er uns noch ein letztes Wunder gezeigt hat. Auf halber Höhe der steilen Halde liegt eine kleine graue Ortschaft hingebuddelt; Terrinca heißt sie. Auf abschüssigen Gassen, die mit spitzen Steinen gepflastert sind, ruttelt und stolpert man da in eine verzauberte Welt hinein. Die müden Sinne sind kaum mehr fähig, neue Eindrücke aufzunehmen, aber die

Ueberraschung rüttelt sie noch einmal wach. Wir sind zwischen zwei enge Reihen kleiner, massiver Steinhäuser von der erstaunlichsten Architektur geraten; sind sie gemauert oder aus dem lebendigen Gestein gehauen? Es läßt sich nicht erkennen, so grau und bröckelig sind Thorbogen,



Unvollendete Statue des heiligen Matthäus von Michelangelo.



Inneres einer Marmorgrube.

mel
ein
en,
auf
der
he,
en-
der
ngt
ng
er-
die
die
hen
ten
ori-
nen
ab-
dem
sich
iche
er-
das
nen
eite,
das
Dort
nier
ist,
un-
dem
der
jekt
ten;
hal-
den
das
in
egen
für-
ein.
Berg
ent-
er
eptes
hat.
Döhe
halbe
leine
hin-
inca
ab-
affen,
gigen
astert
und
da in
berte
Die
sind
ähig,
auf-
r die
sind
äuser
uert
sich
ogen,

Treppen und Pfeiler, so über und über mit Farn behangen. Viele Gassen sind gänzlich überwölbt, so daß nie die Sonne hineinscheint; über die andern führen von den Dächern schmale steinerne Brücken hinüber. Schöne Frauenbilder steigen mühelos mit bloßen Füßen auf dem spitzigen Pflaster herauf; sie tragen große, seltsam geformte Gefäße auf den Köpfen. Endlich gelangen wir, immer absteigend, aus der Dämmerung wieder ins Helle; ein flacher Kirchplatz thut sich auf, wo die ganze Dorfjugend feierabendlich beisammen ist. Die Kinder haben große hölzerne Schnarren in der Hand, wie sie in der Karwoche durch ganz Toskana üblich sind, und sie empfangen die Fremdlinge mit bestäubendem Lärm. Und um das Maß des Befremdlichen voll zu machen, rast plötzlich ein Wahnsinniger, barfuß, die Glieder aufs unbegreiflichste schlenkernd, durch die Kindersehar, die nur noch toller hinter ihm herläuft, bis der Unglückliche durch das hintere Pfortchen der Kirche verschwunden ist.

Mit einer Art von Grauen verlassen wir das verherzte und doch so seltsam schöne Nest, und draußen unter den eben ausschlagenden Kastanienbäumen fragen wir uns, ob nicht das ganze Terrinca eine Fiebervision unsrer übermüdeten Nerven gewesen ist. Jetzt noch ein steiler Abstieg vierzig Minuten lang auf einer Pflasterung, die ein böser Geist erfonnen hat, dann ist die Canolißbrücke erreicht, und unten an der Ecke hält schon der Wagen, der uns in unser Nachtquartier an der Marina von Fortedeimarm tragen soll.

Wie im Traum fliegen noch einmal die Erscheinungen des Morgens vorüber: die Canolißbrücke, das Eisenwerk, die Mühlen, aber es dämmt schon, und die Müdigkeit wird überwältigend. Auf der Landstraße von Ruosina bot sich den schlaftrunkenen Augen eine letzte Ueberraschung. Da stand im Mondschein einsam ein marmorner König am Straßenrand, lebensgroß, im wallenden Mantel, die Krone auf dem Kopf, mit dem Gesicht der Bergwand zugekehrt. Wie er dahin gekommen, weiß ich nicht; vermutlich war es ein „verhaunener“ Stein, den die Punktierer aufgegeben hatten.

Die Gegend wird immer flacher, bis etwas Helles durch die Gelbäume schimmert, und ein wachsendes Rauischen kündigt die Nähe des Meeres an. Fortedeimarm liegt vor uns, das mit seinem von Marmor besäten Strande in der Abendstille einem weiten Friedhof gleicht. Hier giebt es Nachtquartier, gute Kost, reinen Wein, und das Meer singt uns ein donnerndes Schlaflied. In der Frühe des andern Morgens sehen wir noch den Marmor auf die Schiffe verladen, reisefertig für den Welthandel, dann lagen wir den Marmorbergen und allen ihren Wundern Lebewohl.

Wenn der Leser noch einen Augenblick Geduld hat, möchte ich ihm jetzt ein letztes Bild zeigen: den Marmor, der im Begriff ist, menschliche Formen anzunehmen. Michelangelo pflegte zu sagen, daß die Statue schon fertig im Block stecke, man brauche nur die Schale wegzubrechen, und es ist ein tiefes Gesetz der Marmorplastik, daß man ihr den Stein, aus dem sie hervorgeht, nicht, noch ansehen soll. Das unmittelbare Heraus schlagen des Werkes aus dem Block hielt die Alten bei diesem Grundgesetze fest; darum sind ihre Schöpfungen so überzeugend und dem Auge so wohlthuend.

Heutzutage wird das Loswinden aus dem Steine meist dem Punktierer überlassen, der nach mechanischen Messungen am Gipsmodell den Marmor um und um weg schlägt, bis sich durch Erreichung der richtigen Tiefen die Umrisse von selbst ergeben; in dieser Fertigkeit sind die italienischen Arbeiter unübertroffen. Dem Meister bleibt dann nur noch die letzte Ausführung, und die Gefahr des Verhaunens, dieses Geipens der Bildhauer, wird so auf das geringste Maß beschränkt.

Ab und zu hat aber einer doch noch die Kühnheit, die Gestalt ohne Vorbereitungen frischweg aus dem Marmor herauszuschlagen, und es ist von ganz besonderem Reiz, dabei zuzusehen. Zuerst wird nur ihre Vorderseite flach wie eine Zeichnung sichtbar; allmählich, wie der Meißel in die Tiefe geht, scheint sie in einem Kasten zu stecken, der immer mehr abfällt, bis das Bild, der letzten Fessel ledig, frei austritt. Dann ist der letzte und höchste Zweck der ganzen mühsamen Marmorbrechung erreicht: die Geburt des Kunstwerks aus dem Steine.

Alphonse Daudet †.

Mit dem am 16. Dezember in Paris von einem jähen Tode entragten Alphonse Daudet ist einer jener großen französischen Meister der Erzählungskunst dahingegangen, die mit ihren Werken einschneidend in die Entwicklung des Romans unserer Zeit eingegriffen haben. In der Gruppe der Schriftsteller, die wir vielleicht nicht ganz richtig die „modernen Naturalisten“ nennen, nahm er seine Stelle zunächst bei Zola ein, der nun mit dem in Deutschland wenig bekannt gewordenen Joris Karl Huysmans der letzte Ueberlebende von ihnen ist.

Wie Zola stammte Alphonse Daudet aus dem Süden. Er war am 13. Mai 1840 in Nîmes als der Sohn eines Kaufmanns geboren. Im Jahre 1857 kam er zusammen mit seinem Bruder Ernest, der sich gleichfalls als Schriftsteller einen geachteten Namen erworben hat, nach Paris, um dort sein Glück zu suchen. In dem im Jahre 1888 erschienenen Buche „Trente ans de Paris“ erzählt er in humoristischer Weise, in welcher Stimmung er der Heimat den Rücken gekehrt. Er war, nachdem er das Lycée zu Lyon besucht, zuletzt Klassenlehrer am Collège zu Sarlande gewesen und hatte sich durch einige unüberlegte Streiche in dieser Stellung unmöglich gemacht. Er war kaum siebzehn Jahre alt und sein Herz so leicht wie seine Tasche; mehr als zufrieden, den Scherereien entlaufen zu sein, von denen ein armer „pion“ bedrückt wird, wollte er ein großer Dichter werden und sich durch seine Feder eine Lebensstellung erringen. So rasch, wie er es sich gedacht, wollte das nicht gehen, doch kam er vorwärts. Anfangs mischte er sich in das ungebundene Leben und Treiben, das seinen Sammelpunkt damals in der „Brasserie des Martyrs“ hatte. Diese Bränerie war der Tummelplatz der litterarischen „Böhème“ jener Zeit. Da erschien vor allem Murger, wie Daudet ihn nennt, „der Homer der Welt, die ihm ihre Entdeckung verdankte“, dann Charles Beaudelaire und viele andre „bon garçons“ und wadere Kumpans des freihändigen Litteratentums, die aber fast alle ihr lustiges Leben in etwas trauriger Weise beendet haben. In seinen „Trente ans“ meint Daudet: „Jetzt giebt es keine Böhème mehr; die Männer der Feder sind in Paris jetzt so philisterhaft und respektabel, wie sie es nur irgendwo sein können. Sie leben in eleganten Landhäusern vor der Stadt, bezahlen ihre Schneiderrechnungen und würden, wenn sie keine Franzosen wären, allsonntäglich zur Kirche gehen.“ Es ist das entschieden eine Wendung zum Besseren, wie denn auch Daudet, der seinem Wesen nach nichts weniger als ein „Böhémien“ war, ausdrücklich darauf hinweist, daß auf einen Murger oder Beaudelaire mindestens zehn bis zwölf verbummelte Existenzen kamen, mit allen Fehlern und Lasten von solchen, doch ohne den genialen Zug, der die wenigen Ausgewählten kennzeichnete, so daß das Ende derjenigen, die schließlich zu den besseren Gefilden hinübergingen, oft genug ebensoviel Erbärmliches wie Tragisches an sich hatte.

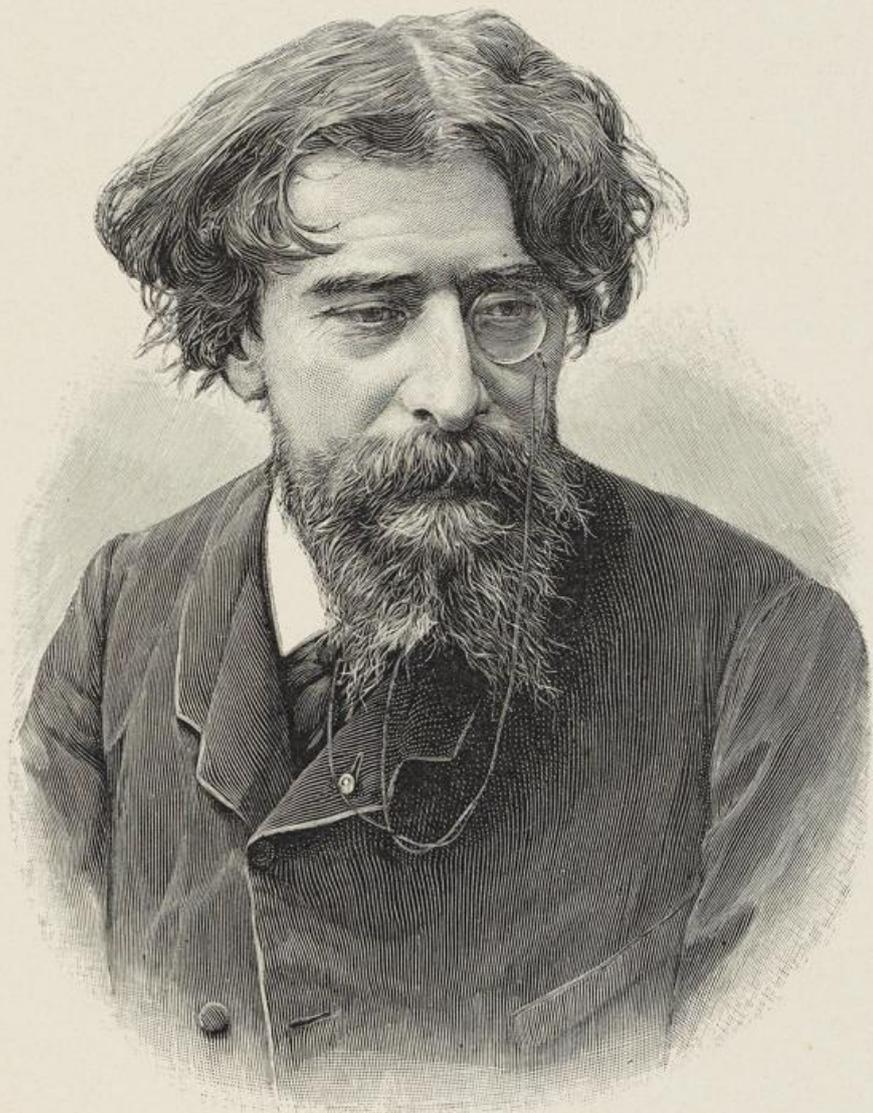
Zimmerhin beschleicht einen beim Lesen der Daudetschen Lebenserinnerungen unwillkürlich ein gewisses Mitleid mit

dem fröhlichen Lumpenwöllchen, wie es vor einem Menschenalter zusammenkam, sein Pfeisgen rauchte, sein Glas Bier trank, sich in der zweideutigsten weiblichen Gesellschaft bewegte und ohne Unterlaß von seiner „Kunst“ schwätzte.

Daudet fand um so leichter den Ausweg aus diesen Kreisen heraus zu einer mehr geregelten Lebensbahn, als es ihm glückte, als Sekretär in den Dienst des Herzogs

Erneste im Jahre 1873 die Leitung des „Journal officiel“ übertragen worden war, trat er gleichfalls in die Redaktion dieses amtlichen Organs ein und übernahm die Theaterkritik. Mehr und mehr jedoch wandte er sich freier schriftstellerischer Thätigkeit zu, der er auch bis an sein Ende treu geblieben ist.

Bekundete Daudet auch gleich in seinen ersten Ver-



Alphonse Daudet.

von Morny zu treten, der sein Talent erkannte und in liberaler Weise zu fördern suchte. Der angehende Dichter fand auf diese Weise Gelegenheit, Studienreisen nach Italien, Aegypten und dem Orient zu machen. Später wurde Daudet dem Kabinett des Herzogs von Morny attachiert und blieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1865. Während des Krieges mit Deutschland ließ er sich in ein Marschbataillon einreihen und nahm an mehreren Gefechten in der Nähe des belagerten Paris teil. Als seinem Bruder

öffentlichungen ein ungewöhnliches dichterisches Talent, so vermochte er sich doch nicht gleich Anerkennung zu verschaffen; selbst der treffliche Roman „Wunderbare Abenteuer des Tartarin von Tarascon“ mit seinen feinen humoristischen und satirischen Bezügen ging verhältnismäßig unbeachtet vorüber. Erst der Roman „Le petite chose“ („Der kleine Dingsda“) lenkte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn. Einen vollen und großen Erfolg bedeutete darauf der von der Pariser Akademie mit einem Preise gekrönte

Sensationsroman „Fromont junior und Risler senior“ (1876, im gleichen Jahre auch deutsch erschienen). Jedes neue Werk des aufstrebenden französischen Romanciers war hinfort gleichbedeutend mit einem litterarischen Ereignis. In rascher Folge entstanden von 1876 an „Zac“, „Der Nabob“, „Die Könige im Exil“, „Sappho“ und „Der Unsterbliche“. Einer späteren Schaffenszeit gehören an „Tartarin in den Alpen“ und „Port Tarascon“. Für die Bühne schrieb Daudet eine Reihe von Lust- und Schauspielen, wie „Lise Tavernier“ und „Das Mädchen von Arles“, ebenso dramatisierte er die Romane „Fromont junior“ und „Zac“, doch war er auf diesem Gebiete nicht sonderlich glücklich, am wenigsten in dem Schauspiel „Das Hindernis“, in dem er sich parodistisch gegen Ibsen und dessen dichterische Schaffensweise wandte.

Daudet giebt uns die Geschichte seiner bis 1886 entstandenen Werke in seiner autobiographischen Skizze mit ebenso viel Freimut wie Genauigkeit. Keiner, der die besseren seiner Arbeiten kennt, wird erstaunt sein, wenn der Dichter selbst sich mehr Beobachtungstalent als Erfindungsgabe zuschreibt. Er gesteht ein, daß nur sehr wenig bei ihm auf freier Erfindung beruht. Was er beschreibt, das hat er in den meisten Fällen auch vor Augen gehabt. Er studiert das „menschliche Document“ mit der Exactheit eines wissenschaftlichen Forschers, er photographiert seine Umgebung und bringt dann das Ganze in ein Buch, dabei nur hie und da bezüglich der Namen und Nebenumstände eine leichte Aenderung treffend. Der alte Risler und der junge Fromont sind Persönlichkeiten, die wirklich gelebt haben. Der Elässer (den er zu einem Schweizer gemacht hat) war eine Jugenderinnerung des Dichters. Delobelle und Sidonie waren Gestalten aus seiner nächsten Umgebung. Der Held des „Zac“ hat einen Sommer gemeinschaftlich mit ihm verlebt. Tartarin allerdings, die beste von Daudets Gestalten, ist freie Erfindung, doch ist der Dichter freimütig und lebenswürdig genug, zuzugestehen, daß er, als er seine erste größere Reise machte und sich in Algier dem Sport der Löwenjagd hingab, selbst so eine Art von Tartarin gewesen ist.

Es gehört wesentlich zu Daudets Methode, Scenen und Episoden des wirklichen Lebens mit einer Naturtreue wiederzugeben, die selbst von Zola nicht übertroffen wird. Gleich Dickens, mit dem er sich gerne vergleichen hörte, liebte er es, sich tage- und wochenlang unerkannt unter den Heimstätten der „Enterbten der Gesellschaft“ umherzutreiben. Wie man es den besseren der zeitgenössischen französischen Schriftsteller zu ihrem Ruhme nachsagen muß, nimmt er es stets durchaus ernst mit seiner Aufgabe. Es mag sich viel gegen den modernen französischen Roman einwenden lassen, das aber kann niemand in Abrede stellen, daß seine Urheber mit ganzem Herzen bei der Sache sind und weder Zeit noch Arbeit scheuen. In dieser Hinsicht kann es nur als der Nachfolge würdig hingestellt werden, wie sorgfältig Daudet zu Werke ging, und was für eine schwere Vorarbeit er zu leisten hatte, bevor er seinen „Zac“ niederzuschreiben begann. Er verbrachte Wochen auf der Loire-Insel Indret, trieb sich in den Werkstätten umher, fuhr Tag und Nacht den Fluß hinauf und herunter und unterhielt sich mit den Arbeitern, Schiffern und Bauern, dabei gewissenhaft das Ergebnis seiner Beobachtungen und Erfahrungen zu Papier bringend. Dann stellte er ähnliche Beobachtungen unter der Arbeiterbevölkerung von Paris an. Die eigentliche Ausarbeitung des Buches nahm ein volles Jahr angestrengter Thätigkeit in Anspruch, und sie würde noch länger gewährt haben, wenn der Verfasser nicht vertragsmäßig verpflichtet gewesen wäre, das Werk vor Ablauf des genannten Zeitraums zur Veröffentlichung in einer Zeitschrift abzuliefern. Diese Verpflichtung, sagt er, sei er eingegangen, um einen stichhaltigen

Grund zur Bekämpfung des tyrannischen Verlangens nach „Nachbesserung“ zu haben, das den Künstler zu beständigem Ausfeilen und Ausglätten treibt und ihn nicht selten zwingt, eine einzige Zeile zwanzigmal in anderer Fassung niederzuschreiben. Es würde interessant sein, zu erfahren, wie viele der heutigen Romanverfertiger das Bedürfnis empfinden, gegen eine derartige Schwäche anzukämpfen.

Daudet hat sich indes nicht umsonst diese Mühe gegeben. Die Romane seiner späteren Schaffensweise werden möglicherweise mit dem Niedergange der Moderichtung, der sie ihre Entstehung verdanken, an Interesse einbüßen, doch wird diese Einbuße sich jedenfalls nur auf ihren Stoff beschränken. Daudets vornehmer und anschaulicher Stil und die lebendigen Bilder des Lebens aus der Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs werden ihm aller Voraussicht nach eine der ersten Stellen unter den französischen Schriftstellern der nachromantischen Epoche sichern. Es sind seit dem Aufkommen der „neuen“ Richtung wenige Romane geschrieben worden, die eine gleiche Meisterschaft wie „Risler senior“ und „Fromont junior“ zu erkennen geben.

In Deutschland namentlich wird das Andenken an den französischen Romancier nicht so leicht untergehen. Der Zug des Gemütvollen, der sich nebst dem eines lebenswürdigen Humors durch alle seine Werke zieht, heimelt den deutschen Leser unwillkürlich an. Auch dem jüngsten Werke des Dichters, das wir nunmehr als seinen Schwanengesang zu bezeichnen vermögen, dem Roman „Die Stütze der Familie“, werden diese Züge nachgerühmt. Wie die Leser dieser Blätter aus den „redaktionellen Bemerkungen“ ersehen haben werden, wird dieser Roman in dem demnächst beginnenden neuen Jahrgang der im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt erscheinenden Halbmonatschrift „Aus fremden Jungen“ in unmittelbarem Anschluß an Emile Zolas neuen Roman „Paris“ zur Veröffentlichung kommen. G. Hoff.

Das Fazit 1897.

Eine Turf-Plauderei

von

Adolf Schulze.

Es wäre zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, daß in unserem deutschen Rennbetriebe alles so ist, wie es sein sollte. Immerhin aber läßt sich bei einem Rückblick auf die abgelaufene Saison sowohl in Bezug auf die Rennerfolge als auch auf die züchterischen Fortschritte konstatieren, daß die seit einigen Jahren zu beobachtende Hebung unsers sportlichen Lebens in erfreulicher Weise weiter fortschreitet. Die Zahl der Rennen hat bedeutend zugenommen, und eine weitere Vermehrung steht für das nächste Jahr bevor. In den vor zwei Jahren angelegten Rennbahnen in Chemnitz und Halle sind in diesem Jahre die von Elmshorn und Horst-Emscher getreten. In Münster und Fürstenwalde werden ebenfalls neue Bahnen angelegt, und auf andern älteren Bahnen, auf denen bisher das Unkraut wucherte, beginnt neues, frisches Leben zu pulseren.

Angeichts dieser vielversprechenden Thatfachen dürfte ein Rückblick auf das abgelaufene Jahr um so mehr am Platze sein, als sowohl unsre Pferde als auch unsre Reiter nicht nur an sich, sondern auch der Auslandsconcurrenz gegenüber sehr ehrenvoll abgeschnitten haben.

Werfen wir zunächst einen Rückblick auf die Erfolge der deutschen Rennställe, so tritt uns in erster Linie das königliche Hauptgestüt Graditz entgegen, das mit seinen Gesamtgewinnen von nahezu 400 000 Mark einen fast beispiellosen Erfolg erzielte. Allerdings hatte der füstliche Stall nicht ein einziges Pferd von überragender Klasse ins

Treffen zu senden; aber seine Dreijährigen: Lebemann, Irtum, Volapük, Pfaueninsel und Kirche, sowie der Zweijährige Habenichts erwiesen sich durchweg so außerordentlich nützlich, daß sie den totalen Mißerfolg des Jahres 1896 in mehr als glänzender Weise wieder gut machten. Auch Vollmond, Mummelgreis und Wintermärchen erwiesen sich als recht nützliche Pferde. Im ganzen hatte das königliche Gestüt 25 Zweijährige und 16 Dreijährige im Training, von denen verschiedene, ihrer bisher gezeigten Form nach, für das kommende Jahr noch schöne Erfolge versprechen.

Bekanntlich werden die Ueberüberschüsse der Graditzer Gewinne nach Abzug der Unkosten für den Trainer und die Jockeys als sogenannte Gestütspreise auf die einzelnen Rennbahnen verteilt. Haben die Bahnen somit ein lebhaftes Interesse an den Graditzer Erfolgen, so wird die Ueberlegenheit des mit reichen Mitteln arbeitenden fiskalischen Stalles von den Privatgestüts- und Ställen recht drückend empfunden. Es ist diesen in der That kaum noch möglich, gegen die allmächtige Konkurrenz des preussischen Vollblutgestüts aufzutommen, zumal der Stall auch in diesem Jahre wieder 31 Jährlinge einrangierte.

Unter den Privatställen marschiert der des Freiherrn v. Oppenheim mit einem Gesamtgewinne von 190 956 Mark an der Spitze. Die Hauptstütze dieses Stalles war Saphir, der prächtige Chamantjohn, der nach 21 Jahren zum ersten Male wieder das österreichische Derby für Deutschland aus dem Feuer riß. Leider brach der wundervolle Fuchs nach seinem Siege im Hoppegartener Jubiläumspreis zusammen, wodurch seiner glänzenden Rennkarriere ein vorzeitiges Ende bereitet wurde. Er wird in Zukunft eine Fierde des seinem Besitzer gehörenden Gestüts Schlanderhan bilden und hoffentlich als Vaterpferd seine hervorragenden Eigenschaften recht ausgiebig vererben.

Unter ähnlichem Mißgeschick wie der Oppenheimische Stall litt auch der des Grafen v. Hendl, der mit 140 490 Mark die dritte Stelle einnimmt. Seine einzige Hauptstütze war Flunkerndel, ein hochgezogener brauner Hengst von Pumpernickel aus der Flora, der an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen den Großen Hanjapreis (29 600 Mark) und das deutsche Derby (84 500 Mark) in Hamburg-Dorn gewann, dann aber vollständig verlagte. Hätten nicht zwei andre Pferde im Herbst noch zwei kleine Rennen gewonnen, so wäre Flunkerndel der einzige Gewinner des Stalles gewesen.

Die Ställe des Fürsten Hohenlohe-Dehringen und des Herrn B. May wurden auf das empfindlichste von einer Hustenepidemie betroffen, die im Winter des vorigen Jahres in Hoppegarten ausbrach und namentlich die Dispositionen des leterwähnten Stalles auf das schwerste beeinträchtigte. Fürst Hohenlohe, dessen Stall im Spätsommer vom Vater auf den Sohn überging, hatte eine ganze Reihe erstklassiger Pferde, wie Wolfenschieber, Verschwiegenheit, Vogelfänger, Vorgelesen und Wali ins Feld zu senden; aber alle standen unter einem Mistern und konnten nur vereinzelt größere Rennen gewinnen. Der Favorit des Stalles, Wolfenschieber, mußte sich mit dem Staatspreis erster Klasse in Hoppegarten begnügen. Verschwiegenheit, eine Stute von ganz hervorragenden Eigenschaften, brach wiederholt nieder, Vogelfänger gewann ein paar kleine Rennen und versicherte sich dann die weiteren Siegesaussichten durch sein unbändiges Temperament, und Vorgelesen konnte erst im Spätsommer durch ihren Sieg im Wäldchenrennen zu Frankfurt a. M. ihre Klasse beweisen.

Zu den 129 550 Mark, die der Mayische Stall gewann, mußte Geranium, ein schwarzbrauner Chamantjohn aus der Verbena, allein über 80 000 Mark beisteuern; außerdem konnten Eiger und Ambruster noch je ein größeres Rennen heimbringen. Alle übrigen Pferde des Stalles waren durch den Husten zu unfreiwilliger Muße verdammt.

Zwischen den beiden leterwähnten Ställen steht der des Fürsten Fürstenberg, dessen Pferde früher unter dem Pseudonym eines Mr. Trial liefen, mit 132 348 Mark. Fürst Max Egon hatte den von seinem verstorbenen Vetter Karl Egon ererbten großen Stall auf etwa ein Duzend Pferde reduziert und war trotzdem weit erfolgreicher als der Verstorbene es jemals gewesen. Er gewann mit En bloc den Großen Preis von Baden-Baden, mit Sport die Prince, of Wales Stakes und auch Ausmärker brachte einige hübsche Rennen heim. — Herr A. Veit, der bekannte Hamburger Großkaufmann, brachte es auf 125 612 Mark, zu denen Lobengula als Gewinner des Großen Preises von Hamburg das meiste beitrug. Wenn wir dann noch Major Faddy, das Pseudonym einer gegenwärtig in Auflösung begriffenen Renngesellschaft, zu der unter andern der bekannte Züchter Graf Hahn-Baschow, der Major v. Gohler und andre Herren gehören, mit 101 319 Mark erwähnen, so ist die Liste der deutschen Gewinne über 100 000 Mark erschöpft.

Als ein besonderes Ereignis verdient noch der Sieg Lokos im Großen Preis von Berlin bemerkt zu werden. Dieses Rennen und die Hoppegartener Union, welche Desillateur gewann, waren die einzigen bemerkenswerten Siege, die österreichisch-ungarische Pferde auf deutschen Bahnen zu verzeichnen hatten.

Von den kleineren deutschen Ställen sei noch der des Freiherrn v. Hartogensis erwähnt, der mit nur drei Pferden mit nahezu 55 000 Mark den zehnten Platz in der Gewinnliste einnimmt und außerdem in Gudrum eine Zweijährige besitzt, in der Sachkener heute schon die Siegerin des achtundneunziger Derbys vermuten zu dürfen glauben.

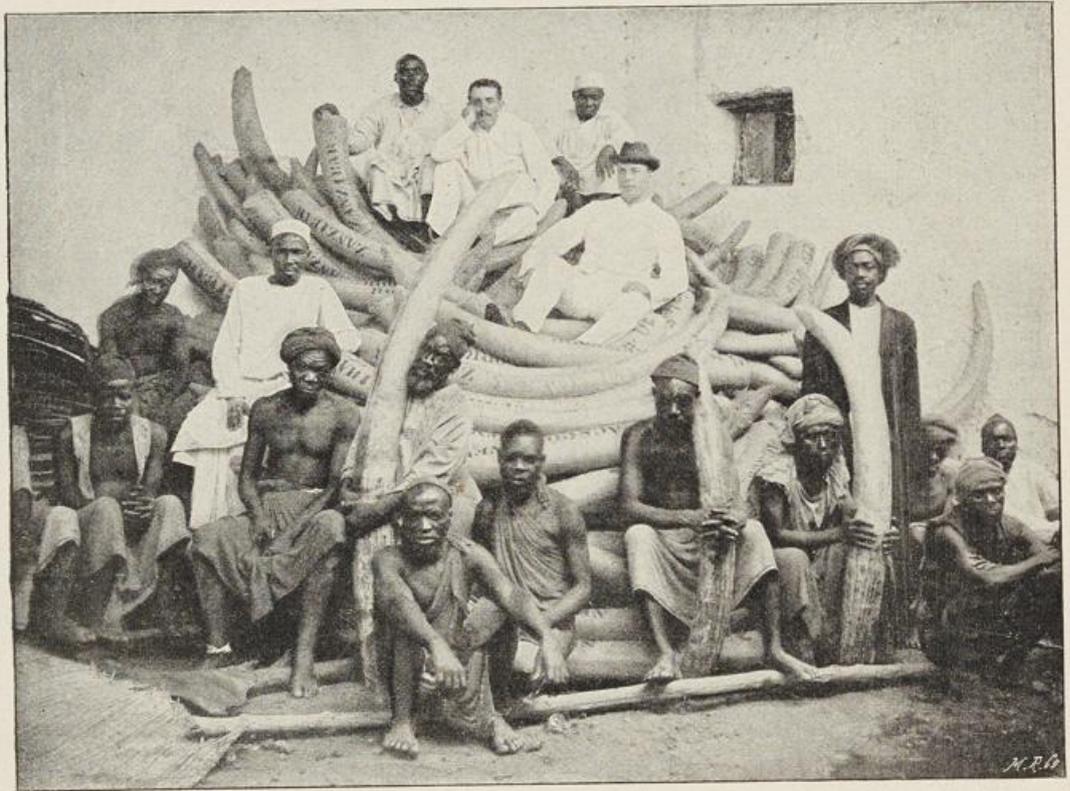
Wenden wir uns nunmehr den Reitern zu, so erfreut sich der Blick in erster Linie an dem immer kräftiger aufblühenden deutschen Herrenreiter. Im ganzen konnten im vergangenen Jahre 299 Reiter als Sieger das Ziel passieren, die fast ausnahmslos der Armee angehören und sich zum Teil sogar in hohen Stellungen befinden. An ihrer Spitze steht in diesem Jahre wiederum Lieutenant Suermondt, der bei 110 Ritten 31 Siege und 22 zweite Plätze zu erringen vermochte. Im ganzen hat der heftige Dragoner seit dem Jahre 1887, wo er zum ersten Male in den Sattel stieg, 307 Siege und 173 zweite Plätze bei insgesamt 863 Ritten gelandet, ein Rekord, der von keinem andern Herrenreiter der Welt erreicht wird. Seit 1890 nahm Lieutenant Suermondt fast immer die erste Stelle ein und nur im Jahre 1896 wurde ihm von Lieutenant v. Kayser, der in diesem Jahre mit 23 Siegen an dritter Stelle steht, der Rang abgelassen. Als der Liebling des Publikums, namentlich in Berlin, darf Lieutenant Graf Königsmark I. von den 13. Manen bezeichnet werden, der bei 105 Ritten 27 Siege und 18 zweite Plätze auf sein Konto brachte, die um so mehr ins Gewicht fallen, als sie zum größten Teil auf der sehr schweren Bahn in Carlsdorf erstritten wurden. Zahlreiche Erfolge haben ferner Lieutenant v. Reibnitz (1. Leibhusarenregiment), Graf S. Lehndorff, der Sohn des preussischen Oberlandstallmeisters, der Engländer Mr. J. Bell und Lieutenant v. Berken (15. Husaren) zu verzeichnen. Der letere wußte sich namentlich in neuerer Zeit durch sein schneidiges Reiten in Carlsdorf die besondere Gunst des Publikums zu erringen. Weniger glücklich war in diesem Jahre der sächsische Karabinier-Rittmeister v. Gynard, der früher ebenfalls zu den Lieblingen des Berliner Publikums gehörte. Insgesamt wurden von Herrenreitern auf deutschen Bahnen 888 Siege und 496 zweite Plätze erstritten.

Bei den Jockeys gewinnt das deutsche Element von Jahr zu Jahr mehr an Boden. Auf der Flachbahn freilich dominieren immer noch die Engländer. An der Spitze der Siegerliste steht hier Ballantine, der von dem Glück seines Stalles

getragene Jockey des Graditzer Gestüts; er zählt bei 188 Ritten 61 Siege und 33 zweite Plätze. Es folgen: Warne mit 199 Ritten, 44 Siegen und 46 zweiten Plätzen; E. Martin mit 203 Ritten, 36 Siegen und 38 zweiten Plätzen und Robinson mit 127 Ritten, 28 Siegen und 14 zweiten Plätzen.

Die deutschen Berufsreiter, an Zahl den Engländern ungefähr gleich, bilden die zweite Hälfte. Sie sind den Engländern gegenüber namentlich deshalb im Nachteil, weil sie gerade zu der Zeit, wo sie Aussicht hätten, erfolgreich einzugreifen, Soldat werden müssen und so aus ihrer Karriere herausgerissen werden. Immerhin aber kann man sagen, daß die Alleinherrschaft der englischen Jockeys auf deutschen Bahnen aufgehört hat, und daß sie mit der Kon-

In den züchterischen Resultaten macht sich ebenfalls ein Aufschwung bemerkbar, namentlich seitdem hervorragende Persönlichkeiten aus der Finanzwelt an diesen Bestrebungen teilnehmen. So haben namentlich die Herren Saloschin in Alt-Golm, G. v. Bleichröder in Römerhof und W. May in Neu-Köln Mustergestüte mit zum Teil ganz hervorragenden Hengsten und Mutterstuten angelegt. Wenn das Glück diesen Unternehmungen günstig ist, so werden sie voraussichtlich eher in der Lage sein, mit Graditz zu konkurrieren als die bisherigen, meist der Aristokratie angehörenden Züchter, von denen nur wenigen so reiche Mittel zu Gebote stehen wie den Herren von der haute finance. Thatsächlich haben die mit beschränkten Mitteln arbeitenden Züchter heute einen schweren Stand, da infolge des erdrückenden Uebergewichts



Elfenbein-Karawane in Zanzibar.

kurrenz ihrer deutschen Kollegen von Jahr zu Jahr mehr zu rechnen haben werden.

Viel besser stellt sich das Verhältnis auf der Hindernisbahn. Hier hat sich seit dem Jahre 1887 ein vollständiger Umschwung vollzogen. Während vor dieser Zeit nur englische Berufsreiter die Hindernisrennen bestritten, ist heute das englische Element fast ganz von unsern Hindernisbahnen verschwunden. Auf hundert Hindernisjockeys kommen nur noch zehn Engländer, und an der Spitze der Siegerliste stehen die rein deutschen Berufsreiter Seibert, Wärtens, Printen und Virghan. Da auch die deutschen Trainer in unsern Remisfallen immer mehr an Boden gewinnen, so darf man mit Recht hoffen, daß der deutsche Sport mit der Zeit die Oberherrschaft des internationalen Elements ganz und gar brechen wird.

von Graditz die Vollblutpreise derart herabgegangen sind, daß die kostspielige Zucht bei weitem nicht mehr die Unkosten deckt.

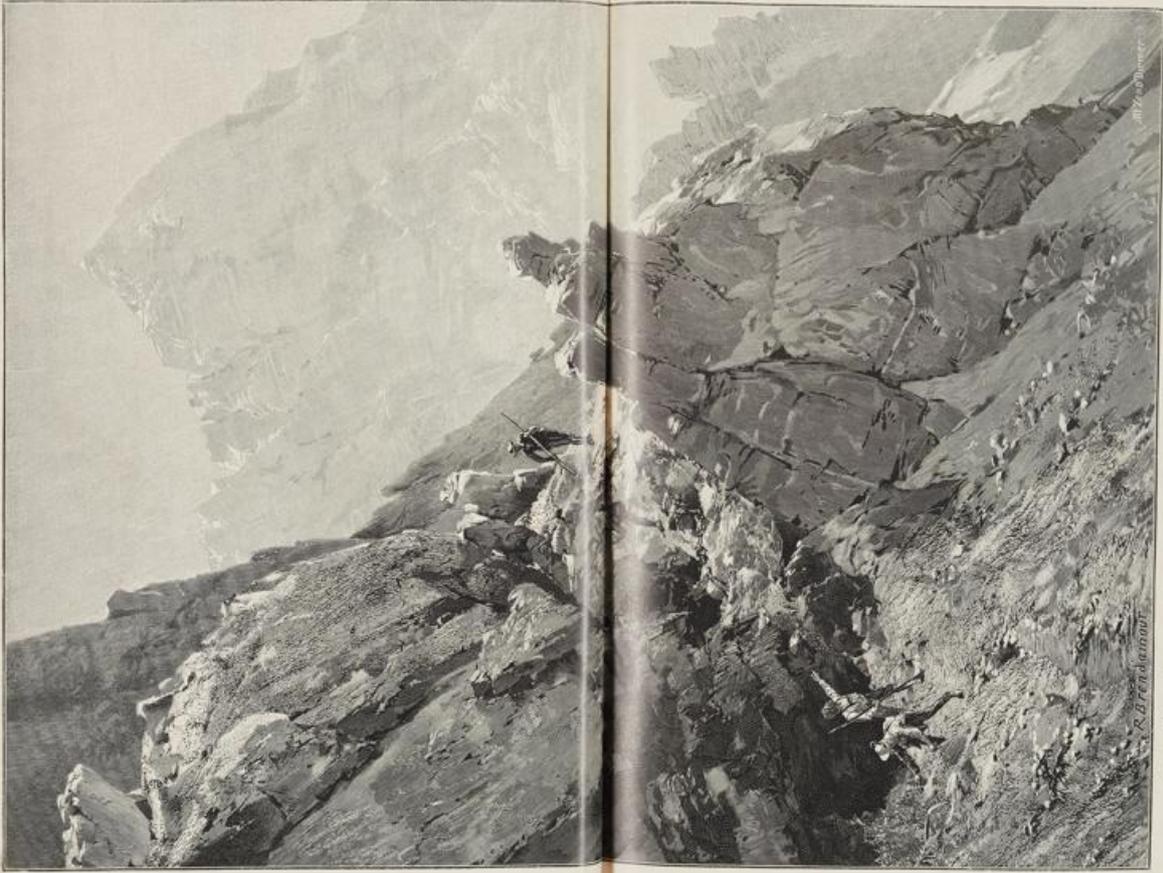
In Württemberg wirkte namentlich das Hauptgestüt Weil, dank der verständnisvollen Fürsorge seines königlichen Besitzers, außerordentlich belebend auf die Vollblutzucht. Das gleiche gilt von Bayern, wo Prinz Ludwig mit großer Thatkraft für sie eintritt. Infolgedessen haben auch die Rennen bei Stuttgart und München sehr an Bedeutung gewonnen, während das von Berlin leider nicht behauptet werden kann. Die Reichshauptstadt krankt unter dem Verbot der Sonntagsrennen, für dessen Aufhebung bisher wenig Aussichten vorhanden sind.

Zum Schluß möge noch ein kurzer Vergleich zwischen dem deutschen Sport und dem des Nachbarlandes Oesterreich-Ungarn gestattet sein. Wie bereits oben erwähnt, konnte

ls
de
en
in
ay
en
en
ich
die
on
die
die
en
ots

daß
edt.
estüt
chen
icht.
öser
die
nung
tptet
rbot
enig

ehen
reich
onnte



Das vom Nansenexpedition: Das Mittelstück mit Nild auf dem Gletscher. Originalaufnahme von H. Steen Dronner.

S. Bredal

vo
ein
rei
S
Re
H
D
jul
bei
W

ha
M
W
jäl
W
bu
lar
me
nu
bei
fid
E
na
33
er
E
die
&
da
bei
me
we
gr
Li
C



Wohnhaus des Landeshauptmanns Major Leutwein in Windhoek.

von österreichischen Pferden nur Tokio und Destillateur je ein größeres Rennen in Deutschland gewinnen. Auf österreichischen Bahnen waren dagegen von deutschen Pferden Saphir, Waja, Mummelgreis und Vollmond in größeren Konkurrenzen erfolgreich. Insgesamt gewannen deutsche Pferde in Oesterreich-Ungarn 240 523 Kronen, denen das Nachbarland nur 124 650 Mark gegenüberzustellen vermag. Dieser lange nicht dagewesene Erfolg ist um so höher anzuschlagen, als die österreichisch-ungarische Zucht der unsren bedeutend überlegen ist und außerdem infolge der klimatischen Verhältnisse unter weit günstigeren Bedingungen arbeitet.

Elfenbein-Karawane in Zanzibar.

(Hierzu das Bild Seite 148.)

Zu den wichtigsten Ausfuhrartikeln aus Afrika gehört das Elfenbein, und es ist namentlich Zanzibar der hauptsächlichste Stapel- und Verschiffungsplatz für diese Ausfuhrware. Das von hier zur Versendung kommende Material wird zu dem sogenannten weichen Elfenbein gezählt, in der Handelsprache auch totes Elfenbein oder Milchbein genannt, im Gegensatz zu dem harten (lebenden, durchsichtigen Glasbein). Nach Zanzibar kommen als afrikanische Handelsplätze für Elfenbein Mosambik und Kilimane, Port Natal und Kapstadt in Betracht, welche Häfen nur weiches Elfenbein liefern. Die größte Sendung Elfenbein, die bis jetzt von Zanzibar verpackt worden ist, findet sich in unserm Bilde wiedergegeben. Sie wurde durch das Segelschiff „Madeira“ nach Aken geführt, um von dort nach New York befördert zu werden. Es waren im ganzen 855 prächtige Stofzähne im Gewicht von 22 307 Pfund (englisch), im Werte auf nicht weniger als 13 300 Pfund Sterling (266 000 Mark) geschätzt. Die Firma, die sich diese kostbare Sendung sicherte, war die von Arnold, Cheney & Co. in New York. Diese große Firma dürfte wohl das bedeutendste Haus sein, das den Großhandel in Elfenbein betreibt. Ihre Vertreter sind die beiden Weißen, die man auf unserm Bilde zu oberst auf dem aufgeschichteten wertvollen Materiale gewahrt. Die interessante Photographie verdanken wir nebst den mitgeteilten Notizen der Liebenswürdigkeit der Firma Landsberger, Humble & Co., Elfenbeinhändler in London.

Ueber Land und Meer. III. Urt.-Hefte. XIV. 7.

Bilder aus Südwestafrika.

Einige hundert Kilometer von der Küste entfernt und heute nur mit schwerfälligen Ochsenwagen in mehrwöchentlicher, anstrengender Reise erreichbar liegt Windhoek, die Hauptstadt der südwestafrikanischen Kolonie.^{*)} Die Lage des Ortes ist landschaftlich anmutig zu nennen; im Süden begrenzen das Windhoeker Plateau die Nwasberge, im Norden und Osten sind Höhen vorgelagert, und bei der klaren Luft des trockenen Steppengebietes treten die charakteristischen Formen und Züge scharf und silhouettenartig hervor. Dieses Windhoel oder Windek ist in der That ein den Stürmen offen daliegender Platz, nicht nur den äolischen, sondern auch den Völkerstürmen. Es liegt zwischen dem Gebiet der Herero und der Hottentotten und war ein fester Zankapfel, bis Jan Jonker, ein Häuptling der Orlam-Hottentotten, es in fester Hand hielt. Nachdem aber Jan Jonker 1889 von den Leuten Hendrik Witboois ermordet worden war, wurde die Besitzung frei, die deutsche Verwaltung besetzte den strategisch wichtigen Platz und machte ihn zur Landeshauptstadt. Die Wahl wurde dadurch noch erleichtert, daß hier mehrere starke heiße Quellen dem Boden entströmen, die zur Berieselung von Gartenanlagen benutzt werden konnten, wenn, wie zu erwarten war, Ansiedler sich in der Nähe niederlassen sollten. Der Fall trat bald ein. In dem etwa eine halbe Stunde entfernten Klein-Windhoek, so genannt zum Unterschied von Groß-Windhoek, entstanden um das halb zerfallene Gebäude der Rheinischen Missionsgesellschaft, die diesen Platz früher besetzt, aber aufgegeben hatte, die Hütten thätiger deutscher Pioniere, die dem wilden und wenig wirtschaftlichen, aber klimatisch günstigen Lande ihre Existenz abtrotzen wollten. Manchen ist es gelungen, aber ein Teil von ihnen hat den harten Kampf, dem nicht jeder gewachsen war, aufgeben müssen. Denn eine jede Kolonisation in einem jungfräulichen Lande ist eine harte und enttäugungsvolle Arbeit.

Doch kehren wir wieder zu Groß-Windhoek zurück, dem zwei unserer Illustrationen gewidmet sind. Das Fort, ein

^{*)} Der Bau des Hafens in Swakopmund soll im Jahre 1898 beginnen, und von dort gedentt man die Eisenbahn in der Richtung auf Windhoek weiterzuführen. Der Besuch des Landeshauptmanns Major Leutwein in Deutschland steht mit diesem Plane in Verbindung.

solides, aus Bruch- und Backsteinen aufgeführtes Gebäude, macht mit seinen Türmen einen imposanten Eindruck. Ein von hohen Mauern umschlossener Hof von wohl fünfzig Meter Länge und zwanzig Meter Breite ist an der Innenseite von den für die Mannschaft bestimmten Räumen umgeben. Am stärksten ist das Werk, dessen rote Außenwand an einzelnen Stellen sechs Meter Höhe erreicht, an den vier Ecken, an denen sich ebensoviel zinnenübertragte Türme erheben, die auch noch nach einer, übrigens höchst unwahrscheinlichen Einnahme des Hofes eine kräftige und wirksame Verteidigung des Ganzen gestatten würden. Nördlich der Feste liegen in langer Reihe nebeneinander Ställe, Werkstätten, Gefängnis, Wachtlokal, Polizeiwache und Offizierswohnungen, die Kantine und das Haus des Sekretärs der Landeshauptmannschaft; weiter unter-

eine Nebenstation der Rheinischen Missionsgesellschaft gegründet worden, in deren unmittelbarer Nähe eine Anzahl Schwefelthermen entspringen, die bei Flechtenleiden eine besondere Heilkraft zu haben scheinen. Einen besonderen Reiz erhält der Platz durch eine kleine Gruppe hoher Dattelhäuser, die von den ersten Missionaren aus Samen gezogen wurden und vortrefflich gedeihen, wenn auch das Aroma der Früchte, die überdies nur in günstigen Jahren zur Reife gelangen, weit hinter dem der in Nordafrika kultivierten Datteln zurückbleibt. Otjifango beansprucht übrigens ein besonderes historisches Interesse im Hinblick auf die zahlreichen Gefechte, die sich auf dem Platze selbst und in dessen nächster Umgebung zu wiederholten Malen zwischen Hottentotten und Herero bis in die allerneueste Zeit abgepielt haben. Die Bewohner Groß-



Gefangene Hereros mit dem später erschossenen Häuptling Kahimema.

halb das Haus des Majors Leutwein mit seinen Stallungen und hübschen Gartenanlagen und etwa hundert Meter entfernt, noch tiefer am Bergabhange, das Gebäude der Landeshauptmannschaft mit verschiedenen Beamtenwohnungen. Manche andre Gebäude werden den Bedürfnissen entsprechend noch in Kürze errichtet werden müssen, denn Windhoek ist auch für den Handel ein wichtiger Platz geworden und besitzt eine Reihe tüchtiger Geschäftshäuser. Die Eingeborenen, meist Bergdamara, dann auch Hottentotten und Bastards, wohnen teils in großen Plattenpontons, teils in sogenannten Hartbeesthäusern, viereckigen Gebäuden aus Rieswänden, die mit Lehm beworfen sind und ein Schilfdach haben.

Der Ort Otjifango oder Groß-Barmen, der an der großen Verkehrsstraße liegt, die von Swatopmund über Otjimbingwe nach Windhoek führt, hat neuerdings auch ein solides Stationshaus erhalten. Schon 1884 war hier

Barmens gehören zu den Ovambandjern, die zu gleicher Zeit mit den Herero von Norden her eingewandert sind und sich mit diesen vollständig verschmolzen haben.

Die Herero sind das mächtigste Volk des Schutzgebietes und werden vielfach als das konservative Element angesehen, das allmählich erzogen und für die Allgemeinheit nutzbar gemacht werden mußte. Sie sind jedenfalls ein stattlicher Menschengeschlag, der manche guten Eigenschaften aufweist, aber im großen und ganzen den Charakter des südafrikanischen Kaffern zeigt. Wer den Herero etwa für einen dummen Wilden halten wollte, wie das bei Ankömmlingen oft geschieht, der wird bald die Erfahrung machen, daß jener ein in seiner Art sehr gewitzigter Bursche und seine „Dummheit“ wesentlich nur Schwerfälligkeit ist, mit der er dem Gedankengang des Europäers folgt oder seine Handlungsweise versteht.

Die Herero sind viehzüchtende Nomaden im mittleren

Teile des Schutzgebietes. Vieh ist in der That ihr hauptsächlichstes Besitztum, an ihm hängen sie, für seine Pflege arbeiten sie sogar, was sie sonst nicht gern thun, und Milch bildet den Hauptbestandteil ihrer Nahrung. Ein richtiger Herero verkauft auch nur sehr ungern Vieh, höchstens das geringwertige; er läßt, wie es auch die Matabele thaten, das Vieh lieber an Altersschwäche sterben, als daß er sich von dem ihm lieb gewordenen Besitze trennt. Neuerdings hat die Kinderpest sehr unter diesem Besitzstand aufgeräumt, der bei einigen Hereros nach vielen Tausenden zählte, so daß die Eigentümer solcher Herden schwer reiche Leute waren, und es läßt sich noch nicht absehen, wann das Ende der Verheerungen sein wird. Das Christentum hat unter diesem Volke schon lange seinen Einzug gehalten, aber es

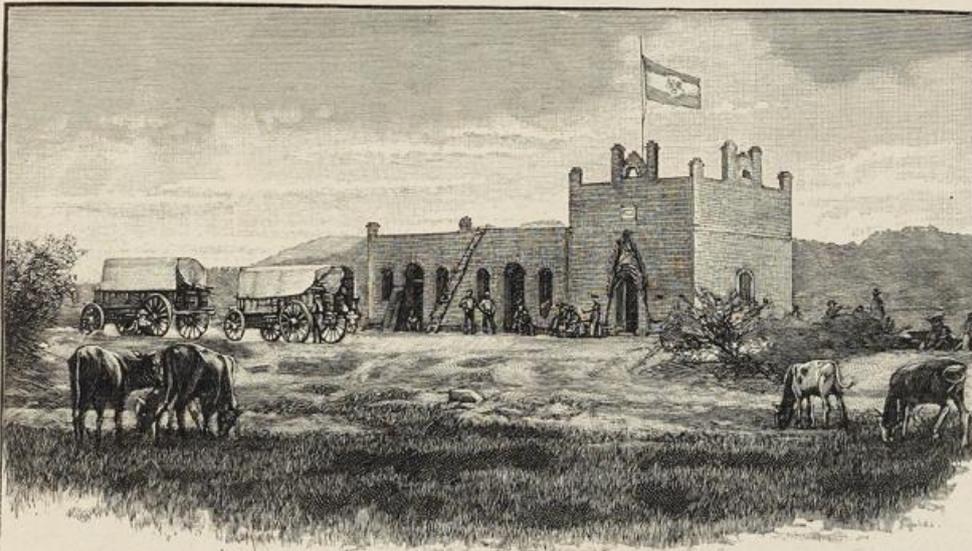
ist erst eine verhältnismäßig kleine Anzahl bekehrt, da der Herero sehr an seinen eigentümlichen Gebräuchen und Sitten hängt. Der Anzug der Hereroweiber, die in jugendlichem Alter durchaus nicht häßlich sind, ist das Originellste, was man sich denken kann. Um beide Unterschenkel trägt die Frau einen gewichtigen Eisenschmuck, der aus mehreren Schnüren von starken Eisenperlen besteht,

je nach dem Reichtum bis zu zwanzig und darüber. Ein Schurz bedeckt die Hüften, ein etwa fünfzig Centimeter breites Nieder aus Leder Schnüren, auf die Plättchen aus Straußeneierschalen oder Kugeln aus einer wohlriechenden Wurzel genäht sind, die Taille, eine Art Mantel, der vorn zugeknöpft wird, den Rücken. Um den Hals und den Oberarm werden Ketten aus kleineren Eisenperlen und um die Unterarme Manschetten aus starkem, gewundenem Eisendraht getragen. Am seltsamsten aber ist der Stopfsputz der verheirateten Frau, der Fledermausflügeln nicht unähnlich sieht. Auf eine umschließende, genau auf den kurzgeschorenen Kopf passende Kappe sind rechts, links und hinten je ein langes Ohr aus Ochsenleder genäht, das starr in die Höhe ragt und mit Tiersehnen mannigfach bemustert

oder benäht ist. Von der Kappe fällt hinten wieder eine breite Garnitur kurzer, auf Ochsenriemen gezogener Eisenröhrchen oder länglicher Perlen herab, die durch Querrriemen zusammengehalten werden, deren Enden bis in die Kniekehle reichen. Eine wohlhabende Hererofrau schleppt leicht an fünfzig Pfund Schmuck mit sich herum. Und trotz alles dieses Firlefanzes, trotz des starrenden Schmuckes



Buschleute.



Stationshaus in Groß-Farmen.

entbehrt die junge Hererofrau nicht eines gewissen Reizes. Mit dem Kopf über die halbentblößten schönen Schultern geworfenen Mantel schreitet sie grazios einher, das starre Korsett hält den wohlgebildeten, glänzend braunen Oberleib gerade und verhindert jede heftige Bewegung. Sie ist ein Bild urwüchsiger Kraft und stolzen Selbstbewußtseins, eingeknüpft in die Form der heimischen Mode.

Ein andres, ziemlich wild gekleidetes Volk in Südwestafrika ist dasjenige der Buschleute, die sich noch in großen Gebieten Südafrikas, in kleinere Trupps zerstreut, vor-

gern den Saft einer Euphorbia, ferner bestimmte Raupen- und Schlangenarten. Im Grunde ist es ein armes Gesindel, das, da es kein Vieh hat, von der Jagd und wilden Früchten lebt und den Herero gegenüber so gut wie rechtlos ist.

Einen scharfen Gegensatz zu den Herero bilden die hauptsächlich im Süden des Landes wohnenden gelben Hottentotten, ein leichtlebiger, sorgloser, faules, dem Trunke verfallenes und augenscheinlich zurückgehendes Volk, mit dessen Geschichte der frühere „Prophet“ Hendrik Witbooi

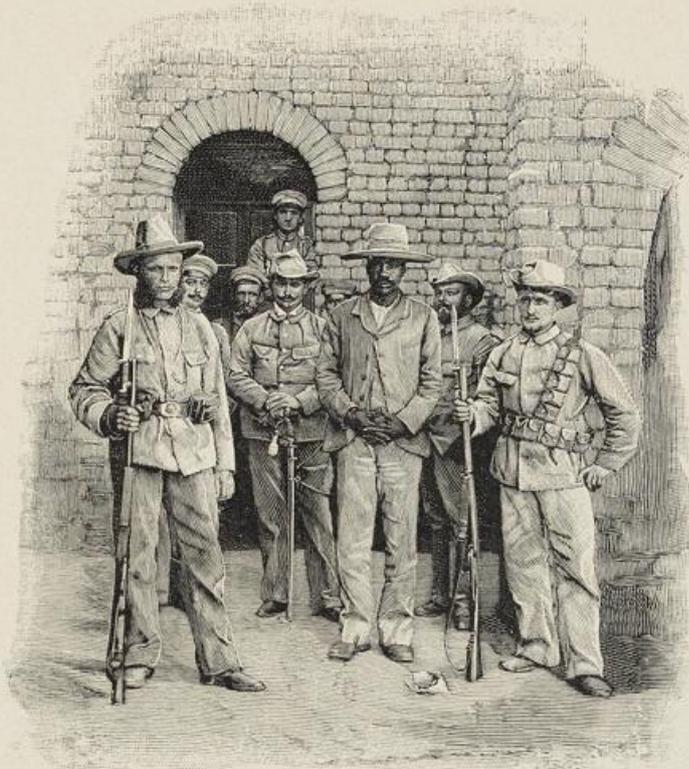


Hendrik Witbooi mit seiner Familie.

finden und vielleicht die Urbewohner sind. In Südwestafrika sind sie den Hottentotten fast bis zur Unmöglichkeit der Unterscheidung ähnlich geworden, wenn sie sich auch der Hauptsache nach in acht Stämme gliedern. Sie gehen fast ganz unbekleidet. Ein badehosenähnlicher Schurz oder ein frei herabhängender Hüftschurz, meist aus Schafafell, bildet die ganze Bekleidung. Ältere wohlhabendere Männer und Frauen tragen wohl auch noch eine mantelartige Schulterbedeckung aus Leder und Fellen, die Haarseite nach innen gewendet, ähnlich der Fellbekleidung der Hottentotten. Sie jagen mit den primitiven Waffen, die die Hottentotten früher führten, dem Bogen mit vergifteten Pfeilen und dem Wurfstock. Als Beilgift verwenden sie

untrennbar verknüpft ist. Er wollte den alten Glanz seines Volkes, das einst der Herr der Herero gewesen war, erneuern und war ihr grimmigster, nicht zu unterschätzender Gegner. Obwohl er mehrmals geschlagen war, gelang es ihm doch stets, sich neue Hilfsmittel zu erschließen, — besonders durch das den Herero abgenommene Vieh — bis er schließlich mit den Deutschen in Konflikt kam. Der stellvertretende Reichskommissar von François hatte mehrfach Witbooi verwarnt und ihm aufgegeben, die Kriegszüge zu unterlassen und die deutsche Schutzherrschaft anzuerkennen. Witbooi wollte aber davon nichts wissen, trotzdem ihm die günstigsten Bedingungen gestellt waren. Im Jahre 1893 plante er sogar einen Ueberfall auf Windhoel,

von dem er nur infolge des Eintreffens einer deutschen Truppenverstärkung abgehalten wurde. Der weitere Fortgang der Ereignisse ist bekannt; erst im Jahre 1894 gelang es, die Witbooi'sche Truppe zur Kapitulation in der Nauflust zu zwingen. Witbooi ist ohne Zweifel ein bedeutender, energischer Mann, der einen großen Einfluß auf seine Stammesgenossen ausübt, dabei verschlagen im höchsten Grade. Seine Gesichtszüge verraten eine gewisse finstere Entschlossenheit. Das Bild, das ihn von seiner Familie umgeben darstellt, ist in Gibeon, seinem Stammisitz, aufgenommen, wohin



Häuptling Nitodemus. Rechts hinter ihm Hauptmann von Sad, links Lieutenant Schwabe, links dahinter Lieutenant Ragenel.

er mit den Ueberresten seiner Truppe als Pensionär der Regierung gebracht worden ist. Die neben ihm stehenden Frauen sind seine Töchter, vor ihm steht sein Sohn Samuel mit Frau und Kindern. Witbooi hat später der Truppe wesentliche Dienste geleistet, und zwar bei dem Aufstand der Rhaus-Hottentotten und Ovambandjeru im vergangenen Jahre.

Die Rhaus-Hottentoten, die früher im Süden des Schutzgebietes auf eine Reservation gebracht waren, waren nach Norden gezogen und hatten Gobabis angegriffen. Ihnen hatten sich mißvergnügte Ovambandjeru unter ihrem Häuptling

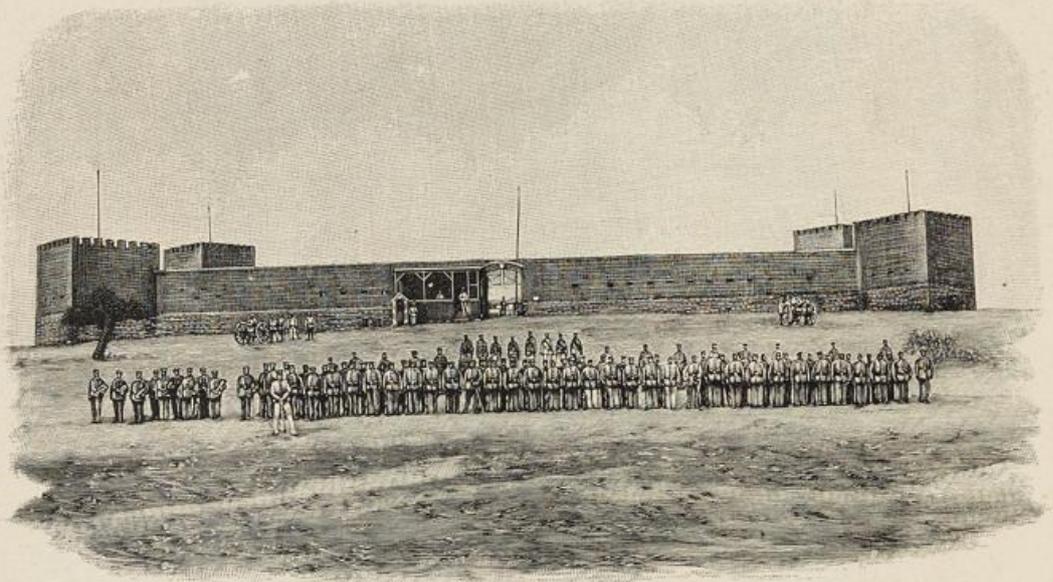


Herero-Männer, Frauen und Kinder in Groß-Barmen.

Rahimema angegeschlossen, die im Jahre 1891 schon einmal einen Angriff auf Gibeon in Abwesenheit Witboois gemacht hatten. Der eigentliche Führer dieser Expedition aber war Ntobemus, der Sohn der ältesten Schwester des alten Maharero, des Oberhäuptlings der Herero, und somit der nächste Prätendent auf die Häuptlingswürde. Als aber Maharero gestorben war, erhielt die Würde der den Deutschen freundlich gesinnte Samuel Maharero, und Ntobemus schied im Grimme von Okahandja, um seine Zelte im Gebiete der Ovambandjeru aufzuschlagen. Durch eine energische Aktion der Schutztruppe und der Witboois, die unter ihrem Führer als Verbündete der Deutschen wieder ausgezogen waren, wurde der Aufstand nach blutigen Kämpfen schnell unterdrückt, und die Schuldigen erlitt eine strenge, aber gerechte Strafe.

G. Meinede.

an die milderen Küsten des Mittelländischen Meeres. Die andern alle, deren chronischer Krankheitszustand eine Kur als angemessen erscheinen läßt, verschoben die Verwirklichung dieser Pläne auf das nächste Frühjahr. Bis dieses aber kommt, verleben sie sechs bis sieben licht- und luftlose Monate vorwiegend in der trockenen, durch Oefengase und die Verbrennungsprodukte der Lampen verunreinigten Luft unsrer Zimmer; die zur Gesundheit so notwendige Bewegung wird auf die dringlichen Gänge und Besorgungen beschränkt, und wenn Neigung oder Verpflichtung zur Pflege einer regen Geselligkeit treiben, der pflöpft auf alles dieses noch jene zahlreichen Schädlichkeiten auf, die in dem übermäßigen nächtlichen Ausbleiben und in dem Genuße ungewohnter Speisen und aufregender Getränke liegen. Beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit ist der



Compagnie der alten Schutztruppe (mit dem fälschlicherweise tot gemeldeten Lieutenant Eggers) vor dem Fort in Windhoek.

Nützlichkeit und Notwendigkeit von Winterkuren.

Von

Dr. Freutschmar.

Dem Publikum, das sich zur Herstellung der Gesundheit der Trint- und Badekuren bedient, ist es zum Dogma geworden, daß die einzige geeignete Zeit hierfür in unserm Klima nur die Monate von Ende April bis in den September hinein seien. In dieser Zeit füllen sich unsere großen und kleinen Bade-Orte mit Hunderttausenden von Hilfesuchenden, und wenn Zeitmangel oder Beschränktheit der Mittel an dem Orte seiner Berufstätigkeit festhalten, der trinkt seinen Karlsbader Sprudel, sein Emser Kränchen, seine Rafoczyquelle und so weiter während dieser Zeit in seinem Wohnort und läuft dort die für die Kur pflichtmäßig vorgeschriebenen Spaziergänge ab. Kommen dann der Spätherbst und der Winter mit ihrem rauhen Wetter, dann wagt höchstens ein ganz besonders Mutiger, seinen frisch erworbenen Rheumatismus durch einige Dampfbäder auszutreiben, oder der reichbemittelte Tuberkuloje entflieht

leidende Stadtmensch dann allerdings im höchsten Grade reis für das Bad, in das er sich begiebt, um da in vier oder sechs Wochen die Havarien der verflorenen elf Monate wieder auszubessern. Oft aber ist es zu spät; Magen- oder Lebererkrankungen, unter denen an Gefährlichkeit die Lebercirrhoje oder Leberschrumpfung obenan steht, haben oft inzwischen solche Fortschritte gemacht, daß der Verfall binnen wenigen Monaten nicht mehr aufzuhalten ist; und ähnliche Beispiele von nicht wieder gut zu machender Verschämnis ließen sich in großer Menge anführen.

Ist es denn nun wirklich notwendig, derartige Kuren nur im Sommerhalbjahr auszuführen? Der Hauptgrund, warum man sie in die warme Jahreszeit verlegt, ist die Furcht vor Erkältung. Der nord- und westdeutsche Winter mit seiner um den Nullpunkt herum schwankenden Temperatur, mit seinem Wind- und Patichwetter ist freilich mehr geeignet, Erkältungen zu verurachen als die schöne Winterzeit in den deutschen, südlich der Zentralkette gelegenen Alpenländern mit ihren sonnigen, durch gleichmäßigen Nachtfrost und hohe Mittagstemperaturen ausgezeichneten Tagen. Die Gefahr der Erkältung wird jedoch weit übertrieben; wo sie thatächlich besteht, beruht sie meistens auf ungewohnter Bekleidung und selbstverschuldeter Verweichlichung.

Schon in der Fußpflege wird von den meisten Menschen arg gefehlt. Der jahraus jahrein von früh bis abends in Strümpfen und dicken Lederhütern steckende Fuß des Stadtmenschen ist ein so verweichlichtes Ding, daß ungewohnte Kälte und Feuchtigkeit meistens hinreichen, um sofort Schnupfen, Katarrh oder Bronchitis hervorzurufen. Betritt man nun nach stundenlangen ruhigem Sitzen im stark geheizten, mit Teppichen bedeckten Zimmer, wobei die Blutzirkulation in den Extremitäten bedeutend herabgesetzt worden ist, die nasse Straße, so dringt erschlich, da es einen durchaus wasserdichten Lederhüch überhaupt nicht giebt, ein gewisses Maß Feuchtigkeit ein; die durch das Gehen gesteigerte Herzthätigkeit befördert aber die Blutzirkulation, und da das Blut in den Füßen, als in den tiefstgelegenen Teilen des menschlichen Körpers, dem Gesetze der Schwere folgend, die Neigung zum Stocken hat, findet eine mehr oder weniger starke Transpiration statt. Diese hätte nicht viel zu bedeuten, solange man in Bewegung bleibt. Wenn aber dann der Spaziergänger nach Hause zurückkehrt und zu bequem ist, Schuhe und Strümpfe zu wechseln, kommt der Moment der Erkältung. Das von den Strümpfen aufgezogene Wasser verdunstet und entzieht den Füßen so viel Wärme, daß das gefährdete Nebel eintritt. Endlos sind die Klagen über kalte Füße und die sich daraus ergebenden Erkältungen. Sie würden aber in ihrer größten Mehrzahl verschwinden, wenn der häufige Wechsel der Fußbekleidung zur Winterzeit zur ständigen Gewohnheit würde. Das Gleiche gilt auch von der übrigen Bekleidung. Die passive Ruhe, der sich die meisten nicht körperlich arbeitenden Menschen hinzugeben pflegen, macht das Herz schwächer schlagen und erhöht das Wärmebedürfnis, dem durch dicke Unterkleider genügt wird. Folgt dann eine reichlichere Bewegung in frischer Luft, so tritt leicht Schweißausbruch ein, der in der oben beschriebenen Weise zur Erkältung führt.

Was man danach zu thun hat, um der fatalen Neigung zur Erkältung entgegenzuwirken, ist hiermit eigentlich schon gesagt. Außer der richtigen Wahl und dem häufigen Wechsel der Bekleidung und Frottierung der Füße kommt es hauptsächlich auf eine planmäßige Stärkung der Herzkraft an, wie sie durch Zimmergymnastik, Ersteigung mäßiger Anhöhen und so weiter auch für bejahrte Personen erreichbar ist.

Wer sich dergestalt so weit wie möglich gegen Erkältungsgefahr gesichert hat, wird eine Bade- oder Trinkkur, sei es in einem Kurorte, sei es zu Hause, auch im Winter ohne Besorgnis unternehmen können. Speziell die Furcht vor heißen oder Dampfbädern ist — das sei hier zum Troste unsrer zahllosen Rheumatiker gesagt — unter solchen Umständen eine ganz ungerechtfertigte. Im Gegenteile sind häufig und mit Vorsicht gebrauchte Dampfbäder durch ihren Wechsel zwischen Wärme und Kälte und in Verbindung mit einer tüchtigen Massage das beste Mittel, den Körper gegen Temperaturunterschiede widerstandsfähig zu machen und den Blutumlauf zu befördern; nur von Herzkranken sind solche Bäder zu meiden.

Der Marienbader oder Karlsbader muß ja nicht unbedingt früh um sechs oder sieben Uhr, wenn es bei uns im Winter noch finstler ist, getrunken und unmittelbar darauf eine Promenade im Freien gemacht werden. Zweckmäßiger und bequemer ist freilich die Tageseinteilung in den Bade-Orten; wenn man aber unter Auf- und Abwandeln im gewärmten Zimmer sein bestimmtes Quantum Brummen getrunken hat und dann zu einer günstigen Tagesstunde den obligaten Spaziergang unternimmt, wird man gute Heilerfolge erzielen können.

Was häusliche Kuren, sei es zur Winter- oder Sommerzeit, so oft mißlingen läßt, ist der Umstand, daß der sie in der häuslichen Umgebung brauchende Patient nicht

Selbstbeherrschung genug hat, auf eine Weise seinen liebgewordenen Gewohnheiten zu entsagen, die mit der betreffenden Kur nun einmal unvereinbar sind. Nicht jeder besitzt die Energie, sich seines Lieblingsgerichtes zu enthalten, das die andern Mitglieder der Familie vor seinen Augen mit Behagen verzehren; nicht jeder bringt es über sich, wenn die Abendstunde naht, auf den gewohnten Wein oder das Bier seines Stammtisches zu verzichten. Das ist aber kein Grund, der gegen häusliche Winterkuren an sich spricht.

Krankheiten treten zu jeder Zeit des Jahres auf und kehren sich nicht daran, ob die Jahreszeit gerade die beste für eine Kur ist. Im Gegenteile lassen sie fast durchweg im Frühjahr und Sommer unter dem Einfluß der günstigen klimatischen Faktoren nach, um im Winter wieder mit größerer Macht aufzutreten. Die weiteste medizinische Regel lautet aber „*principiis obsta*“, und deshalb muß man Krankheiten, wenn sie im Herbst und Winter auftreten, nicht mit Palliativmitteln bis zur wärmeren Jahreszeit hinzuziehen, sondern sofort mit dem ganzen, durch tausendfältige Erfahrung erprobten Apparat bekriegen.

Sämtliche Erkrankungen der Unterleibsorgane, soweit sie durch Trinkkuren heilbar sind, sollten auch im Winter in dieser Weise behandelt werden. Das Heer der Rheumatismen, Neuralgien, Gelenkschmerzen aber ist ein dankbares Feld für den Bädergebrauch zu jeder Jahreszeit, um so mehr, als sie leicht zum Chronischwerden inclinieren. Man breche daher einmal gründlich mit dem Vorurteil, derartige Kuren immer auf den Sommer zu verschieben, dann werden sich die Kranken viel Leid ersparen, das sie sonst trotz des übrigens nicht unbedenklichen Gebrauches der modernen narkotischen oder nervenerregenden Mittel oft durch Monate über sich müssen ergehen lassen.

In der Großstadt.

Auf einer Insel stand ich wie im Meer,
Rings stutete die Großstadt um mich her,
In tausend Tönen hallte dumpf die Brandung:
Gewir von Stimmen, Rufe, laut und schrill,
Das rollt und dröhnt und pfeift — ich lehne still
Am Kandelaber, froh der eignen Landung.

Der weite Platz, von weißem Licht erhellt,
Das aus den großen Vogenlampen fällt,
Dazwischen sprüht's wie Glanz von tausend Sternen,
Im Märchenschimmer strahlen Lädenreihn,
Und blendend schießt vorbei der helle Schein
Der Straßenbahnen und der Radlaternen.

Die Sinne alle trinken sich nicht satt;
Bewegung, Glanz und Lärm der großen Stadt,
Das ist der Gegenwart pulsierend' Leben!
Die Arbeit wogt darin und der Genuß,
Das bleiche Elend birgt's, den Ueberfluß,
Viel Edles, viel Verworfenes daneben.

Und über allem liegt es in der Luft,
Vibrierend leise — Dunst halb und halb Duft —
Ein geistig Fluidum von seltner Stärke.
Das stählt die Muskeln, und das hebt die Kraft:
Hier ist die Schmiede, fühlen wir, hier schafft
Der Geist der Zeit an seinem Riesenwerke.

Adelheid Stier.



Die letzten Verteidiger der Fahne des 2. Bataillons des 61. Infanterie-Regiments vor Dijon
am 25. Januar 1871. Marmorstatue von Walter Zehle.

Eine Künstlerfahrt nach Halb-Asien.

Humoristische Erzählung

von

Kurt Eckberg.

I.

Es war zur Zeit der faltenlosen Prinzesskleider als Musikdirektor K. in Breslau, nach Ablauf einer Familientrauer, während des Mai und Juni allwöchentlich einmal seine Bekannten bei sich sah. Man konnte erscheinen, wann und wie man wollte, man musizierte, plauderte und aß, wenn man von den fliegenden Schüsseln, die fortwährend herumgereicht wurden, etwas erwischte.

Ein bunter Kreis! Oper, Universität und Regierung waren stark vertreten. Im bunten Durcheinander blickten sogar Uniformen. Auch Menschen, die nur von ihren Renten lebten, wie Herr Erich Bolle zum Beispiel, und junge Künstlerinnen, die am Beginn ihrer Laufbahn standen, wie zum Beispiel ich, fehlten nicht. Geburtschein und Erziehungsdiplom brauchte niemand vorzuzeigen. Und das war für viele sehr günstig. Dort war es, wo ich den Tenoristen Mecerino glänzen sah.

Man weiß ja, wie ein Tenor, besonders einer vom Theater, verzogen, verwöhnt und angehimmelt wird, wenn er ein modulationsfähiges hohes C, ein Paar modulationsfähiger Augen und eine tüchtige Portion weltchmerzlicher Masertheit, die natürlich nicht echt sein darf, aufweisen kann.

Mecerino wurde verhimmelt von Mädchen und Frauen, Müttern und jugendlich fühlenden Großmüttern. Er nahm's hin wie einen Tribut, für den er sich erkenntlich zeigte, indem er aß und trank und hin und wieder ein möglichst kurzes Lied hauchte. Eitel war er, maßlos eitel; eitel auf seine äußere Erscheinung und auf den „zweiten Menschen“, den er anlegte, wenn er gute Gesellschaft witterte, den er aber zu schade für einen von seinesgleichen fand. Wehe, wenn man ihm nicht das Weihrauchbecken persönlicher Guldigung kühn bis gegen die Nase schwang! Dreimal wehe dem, der seine Größe nicht anerkannte oder gar seinem Dünkel ins Gesicht schlug!

Da gab's nur einen Menschen, der mit ihm je nach Laune umspringen durfte, und das war merkwürdigerweise die Spaz. Spätschen war nicht hübsch, aber sie war Klaviervirtuosin und sein ständiger Accompagnieur. Spätschen stammte, wie er, aus jenen Regionen, in denen Erziehung und gesellschaft-

liche Form zu den Geistern des Jenseits rechnen. Man behilft sich mit unverfrorener Natürlichkeit; damit kommt man auch durchs Leben.

Es war auf dem letzten der Routs im Hause des Musikdirektors, daß sich Mecerino sofort nach der Begrüßung der Wirte zu mir Bahn brach. Ich traute meinen Augen nicht. Sonst beanspruchte er von ruhmlosen Künstlerinnen, daß sie wie betende Türken andachtsvoll von ferne vor ihm niederjankten, — und heut kam er zu mir! Die Spaz schmunzelte hinter ihm drein wie hinter einem lebendig dahinwandelnden guten Wis . . . Was bedeutete das?

Schlurfenden Schrittes, mit erhobener Nase, gesenkten Augenlidern, aufwärts gedrehtem Schnurrbart, das Monocle im Auge, Hände in den Hosentaschen — also vollkommen im Futteral seines zweiten Menschen, den er dem Vorbilde eines Kavalleriereservelieutenants entlehnt haben mußte, — so steuerte er auf mich zu. Von seiner weißen Piqueweste nieder hing eine Perle wertvoller Steine — wie man sagte, Erinnerungszeichen enragierter Verehrerinnen.

Er blieb vor mir stehen und fixierte mich eine Weile stumm.

Die Spaz würde ihn unbedingt fest angeguckt und endlich gesagt haben: Was bedeutet denn Ihr geistreicher Gesichtsausdruck? Aber zu diesem Tone wagte ich nicht herabzusteigen. Ich hielt also erwartungsvoll seinem Blick eine Weile stand und lächelte, da ich nichts zu sagen wußte.

Er veränderte keine Miene. Endlich machte er eine Bewegung mit dem Munde, als wenn ihm ein Hustenbonbon auf der Zunge zerginge, und sagte wie vom Olymp hernieder:

„Na, Fräulein, hätten Sie wohl Lust?“

„Lust? Wozu?“

„Wozu wohl! Zu einem Konzert natürlich.“

Er seufzte ungeduldig.

Zu einem Konzert! Ich traute meinen Ohren nicht. Mecerino ließ sich herab, mich zu einem Konzert aufzufordern! Ich konnte es kaum glauben. Impulsiv entfuhr es mir:

„Mit Ihnen, Mecerino?“

„Natürlich mit mir. Denken Sie, ich bin Impresario für andre?“

Wenn man geahnt hätte, daß ich diese Antwort und die Art, wie er sie gab, recht unartig fand, so würde man mich zerfleischt haben. Bei Mecerino war das originell, interessant. — Natürlich! Und ich mußte mit dem Strome schwimmen.

„O, ich bin glücklich über die Ehre. Aber was verschafft mir denn die hohe Auszeichnung?“ Er sang nämlich sonst immer mit der Cortagli.

„Das haben Sie der Cortagli zu danken,“ warf er mir nachlässig hin und starrte mit seinen schönen blauen Augen, die, trügerisch genug, eine Welt großer Gefühle verhießen, in den flimmernden Kerzenfranz des Gasfronleuchters. Er wußte, daß er sich in diesem Augenblicke sehr „interessant“ machte, und daß eine Menge junger Mäusenfreundinnen die Köpfe zusammensteckte und ihn flüsternd bewunderte, die Spaz mitten unter ihnen.

„Hat die Cortagli mich Ihnen empfohlen?“ fragte ich ungläubig.

„Na ja, wie sich das so macht. Zuerst hatte sie mir ihre Mitwirkung versprochen. Aber ich dacht's mir gleich — sie hat ihre Launen. Heute früh schrieb sie ab. Als ich ihr auf die Bude rückte, saß sie da in ihrem roten Atlaschlafrack, mit Stalichloricum, Grüsumschlägen und dem Inhalationsapparat und stöhnte, sie sei hoffnungslos heiser.“

„D! —“

Er trommelte mit den vier Fingern auf den Hüften und sah gen Himmel.

„Hoffnungslos heiser! haha! Das soll sie mir nur nicht weismachen. Inhalationsapparat, Grüsumschläge, alles nur Mache. Sie konnte sich's natürlich an den fünf Fingern abzählen, daß ich sofort händeringend angestürzt kommen würde. Eine Boa hatte sie bei der Hitze um — fast so dick wie 'n lebendiger Kötter. Alles den gehauchelten Atembeschwerden zuliebe. Um mich rasch los zu werden, bot sie mir warme Limonade an . . . Limonade! Mir wurde ganz wabbelig; ich ergriff sofort die Flucht. In der Thür schreit sie mir mit der klarsten Stimme nach: Nehmen Sie doch die Hagemann. Die singt gut genug für —“

Es schien ihm plötzlich etwas in die Kehle zu kommen, und er mußte sich heftig räuspern.

„Ich begreife die Cortagli nicht!“

„Nucken hat sie, Nucken. Mich so zu leimen! Aber ich hab' mich schon revanchiert.“ Er legte plötzlich seinen zweiten Menschen ab und brach in ein schallendes Gelächter aus, so daß alle Damen entzückt über diesen Frohsinn mit einfielen. „Einen Brief hab' ich ihr geschickt, einen Brief mit Zuckerpulver gefüllt. Und weiter nichts geschrieben als: Bei Heiserkeit ist die Friction der Haut sehr zu empfehlen.“ Er konnte vor Lachen kaum sprechen.

Das war der echte Mecerino. Ich hatte schon ähnliche „geistreiche“ Scherze von ihm gehört und wunderte mich nicht mehr darüber. Seine Herkunft mußte vieles an ihm entschuldigen. Seine Wiege hatte neben der Hobelbank seines Vaters gestanden; und wenn aus solch einer Kinderstube auch ehrenhafte und nützliche Weltbürger hervorgehen, so wurzelt doch der feine Ton der besseren Gesellschaft nicht

gerade in den Hobelspänen einer kleinen Werkstatt. Und die geschickteste Nachahmung von Mejervelientenantsmanieren deckt nicht den Mangel innerer Bildung zu.

„Nein, — wenn ich mir ausmale, wie die Cortagli sich kratzt, sich ärgert, aus der Haut fährt und schließlich in Wut und Verzweiflung ein Bad nimmt —“

„Mecerino, wie ungehörig!“ entfuhr's mir.

„Bei mir ist alles gehörig,“ lachte er. „Wenn sie's mir übelnimmt, bring' ich sie am Sonnabend im ‚Troubadour‘ aus der Contenance, das weiß sie.“

„Sie setzen ja hohes Vertrauen in mich. Ich die Cortagli vertreten?“

Er fuhr sogleich wieder in seinen zweiten Menschen. „Sie läßt sich eben nicht gerne ausstechen,“ versetzte er nonchalant und zuckte die Achseln.

„Neußerst verbindlich. Danke sehr! Da ist's Ihnen also wohl gar nicht recht, wenn ich zusage?“

„Ach was, Fräulein. Nur nicht gleich empfindlich. Als Größe fällt keiner vom Himmel. Wahrheit muß jeder Anfänger vertragen. Wer was werden will, der muß vor die Lampen. Gute Gesangstunden allein machen Sie nicht berühmt. Und da ist das jetzt eine sehr gute Gelegenheit.“

„Wann soll das Konzert stattfinden?“

Die Frage schien ihm peinlich zu berühren; er sah sich plötzlich wie suchend um.

„Ist Bolle noch nicht hier? — Nein? — Ach, das Konzert . . . Das Konzert, — übermorgen.“

Lebermorgen! — Ich fungierte als letzter Notanker. Darum auch sein schlechtes Gewissen. Er wußte, daß es für eine beginnende Konzertsängerin nicht wohlthuend ist, sich gewissermaßen mit einem Kopfsprung ins erste Debüt zu stürzen.

„Mein Gott!“ rief ich entsetzt, „da ist ja gar keine Zeit mehr zum Proben!“

„Ach was, Proben! — Sie machen Umstände — Wollen Sie nicht?“

Er warf einen nicht mißzuverstehenden Blick nach jener Ecke, in der ungefähr sechs jüngere Sängerrinnen standen, sämtlich den Kinderstühlen des Gesanges kaum entwachsen, die alle bereit gewesen wären, auf das geringste Zeichen von ihm über meinen lebendigen Leichnam weg nach dem ersten Lorbeer der Anerkennung zu stürzen. Mit dem Instinkt der Selbsterhaltung rief ich feurig:

„Um jeden Preis!“

Er lächelte. Erleichtert durch meine Zusage ließ er sich in einen Sessel sinken und streckte beide Beine von sich, so daß die Spitzen seiner Lackstiefekerzengerade fronleuchterwärts starrten und der rotgeringelte feine Strumpf eine Spanne lang sichtbar wurde. Mit rücklings über die Lehne gelegtem Kopf und halb geschlossenen Augen zwirnte er lässig den Schnurrbart. Diplomatenpose — frei nach Schlittgen.

In diesem Augenblick glitt die Spaz herbei.

„Ei gar, Sie wollen wohl schlafen?“ fragte sie im Vorübergehen. „Da werd' ich Ihnen eine Dormente spielen.“

„Ich wünschte, ich könnt' Ihnen einen Nasen-

früher geben, der Sie bis in Ihr sächsisches Vaterland schleudert, Sie kleiner Sprühtefel!" rief er ihr nach.

Sie guckte sich noch einmal um und machte ihm — eine ihrer Lieblingsgesten — eine lange Nase.

„Ein allerliebster Frag!" murmelte er entzückt.

„Aber Mezerino!"

„Was denn?"

„Wie unziemlich!" Ich lachte.

„Ach was, Sie sind 'n Schulmeister. Für mich ist alles ziemlich. Und darum sag' ich's noch einmal . . . Sie ist ein allerliebster Frag."

Man mußte sich auf dies Kosewort hin die Spaz nur einmal ansehen. Nichts wie Haut und Knochen, aber zierlich. Das Hervorragendste an ihr war jedenfalls die Nase. In dessen verdaß die Nase nichts an dem nicht hübschen, aber doch interessanten schmalen Gesichtchen, das zwei lebhaften, lustigen Augen beherrschten. Der sächsische Dialekt, den Spätschen nebst allen Provinzialismen mit vaterländischer Hingebung liebte, paßte zu ihrer beweglichen Erscheinung, zu ihrer Munterkeit und zu ihrer unerschöpflichen Neugierde. Und was nun ihre Finger betraf — dürr waren sie wie die Hänschens, ehe die alte Heze zur Masitur schritt. Aber wie konnten sie auch über die Tasten rasen, gleiten, springen, faulend pauken. Gut trainiert!

„Kommen Sie in den Musiksaal, Mezerino," sagte ich.

Er wollte und wollte auch wieder nicht. Nein, er sah zu bequem.

„Lassen Sie doch Spätschen allein dreischen. Immer Geflimper und immer Begröhle! Ich habe gerade noch genug vom Winter her." — Er zog sein Taschentuch, ein seidenes — eine merkwürdige Zusammenstellung von Rot und Grün, — und fuhr sich übers Gesicht. „Himmel, ist das heiß! Na, Gott sei gedankt, sobald das Konzert ausgestanden ist, reise ich nach —" Er murmelte etwas.

„Wohin? — Ich verstand Sie nicht."

„Was weiß ich! Wo Volle hin will."

Erich Volle war nämlich sein Intimus. Die Freundschaft stützte sich einerseits auf Volles Geldebeutel, andererseits auf des Tenoristen gefeierte Persönlichkeit. Volle, ein sehr vermöglicher jugendlicher Rentier, der es für unehrenhaft hielt, die ererbten Millionen des Vaters durch eigne Anstrengung zu vermehren, fühlte sich voll zufrieden als Trabant des berühmten Mezerino und konnte sich in dessen Glorienschein, als wär's sein eigener. Dabei huldigte sein Portemonnaie dem selbstlosen Aufopferungsprinzip der Grasmiere gegenüber dem Kluck. Und so waren sie einander unentbehrlich.

Die ersten Töne eines Chopinschen Notturnos klangen zu uns herüber.

„Sagen Sie mir nur, Mezerino," fragte ich wieder, „wie, wann und wo wollen Sie bis übermorgen noch proben?"

„Gott, was Sie umständlich sind!"

„Ich muß aber doch proben!" rief ich ungeduldig.

„Mit der Spaz können Sie ungeprobt singen,

die macht alles gut. Aber allerdings," — er wurde nachdenklich, — „das Duett mit mir — die Programme sind schon fertig, — Abweichungen sehr unbeliebt — Schockschwerenot" — (so sagte Volle immer), „Sie werden doch nicht etwa entgleisen?"

„Es kommt darauf an."

„Tristan! Zu dumm! Mit der Cortagli sing' ich's im Schlaf. Sie kennen's doch hoffentlich? Oder ist Ihnen Tristan etwa noch ein verschlossenes Buch?"

„Ich sänge die Hölde auswendig," sagte ich triumphierend.

„Na, also! Was weiter? Wie Sie singen, ist ziemlich egal."

„Weil Sie die Hauptsache sind, natürlich. Danke bestens."

Er raffte sich zusammen und warf sich kopfschüttelnd in den Sessel zurück.

„Derr Jemine! Wieder empfindlich! Ich will Ihnen doch nur Mut machen! Wenn ich sage, wie Sie singen, ist ziemlich egal, so heißt das doch nur, daß es nichts schadet, wenn Sie mal 'pleite' machen."

Ich versuchte ein Lächeln.

„Sie waren heut morgen wohl auf der Börse? In der Künstlersprache sagt man doch Fiasco machen."

„Ach, lassen Sie die Witze. Mir liegt das Konzert wegen der Abgabe im Magen. Uebermorgen werden Sie noch mehr Hebräisch hören. Zu dumm — die Cortagli meine ich. Jetzt ist sie das Zuckerpulver schon los. Hoffentlich kann sie vor Aerger nicht schlafen." Er wollte aufstehen.

„Wo proben wir also?" fragte ich rasch.

„Bei Ihnen," sagte er ohne Besinnen; „also um zwölf Uhr morgen."

„Und in welchem Saale wird eigentlich das Konzert sein?"

Er wurde rot. Wahrhaftig, er wurde rot.

„Im Saale zu Kempen," entfuhr es ihm rasch und unsicher.

„Zu Kempen!!" Meine Zunge klatte es nur. Alle Illusionen erloschen mit einem Male. Kempen ist ein kleines Nest an der polnischen Grenze, in dem zwei Nationalitäten unter deutschem Geseßschutz sich berührten: die polnische und die hebräische; Kempen ist eine der unbedeutendsten Grenzstationen an der Bahn nach Warschau, zwei Stunden Eisenbahn von Breslau entfernt.

Jetzt begriff ich die Cortagli.

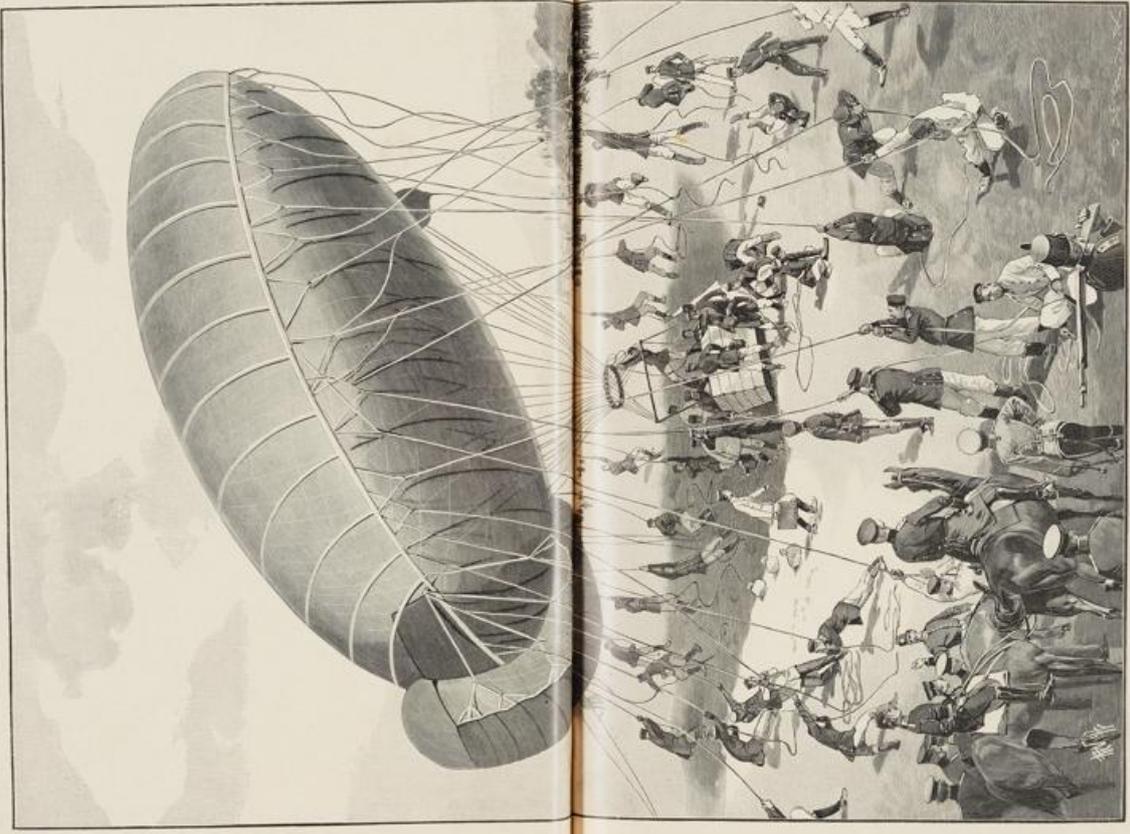
Aber Mezerino begriff ich nicht. Er, der Volles Portemonnaie in der Tasche hatte, den also die Not nicht in die abgelegensten Provinzialstädte trieb, er, der im Herbst Gasreisen nach Köln, Amsterdam und Hamburg beabsichtigte, — er gab in Kempen ein Konzert!

Er schielte nach mir hin.

„Geniert Sie das?" schüttelte er aus dem Schnurrbart, als läse er meine Gedanken.

„Durchaus nicht," heuchelte ich. Dabei aber war mein Gesicht ellenlang; ich sah's im Spiegel. Mühsam versuchte ich zu lächeln. Breslau und Kempen, — welch ein Unterschied!

„Wenn Sie übermorgen die Mundwinkel so



Zerlegung des Traktorsystems der Luftschiffabteilung auf dem Kommando des Kapitän von L. Helwig am 2. Juli 1914.

hängen lassen wie jetzt, glauben die Leute, Ihre Holbe hat 'nen Kater. Zum Gesang gehört Spiel. Persönliche Gefühle sind zu unterdrücken."

In diesem Moment knisterte die Spaz wieder hinter Mecerinos Sessel vorbei. Sie machte einen Moment Halt und neigte sich über sein zurückgelehntes Haupt.

"Sie können ja heut vom Hagemännchen gar nicht los, Mecerino," neckte sie ihn. "Ja ja, wenn man jemand einkäschern will —! Wenn wir nach Kempen gehen, Titeltumtei, wird's gar zu wunderschön, Titeltumtei — —"

Wups, hatte sie wirklich einen Nasenstüber.

Sie fuhr zurück.

"Weeß Kneppchen," warf sie mir schelmisch zu, "mit Kempen ist's nicht ganz richtig. Dahinter steckt irgend etwas."

"Ist denn Volle noch nicht da?" warf Mecerino ungeduldig dazwischen.

"Ich werd' nachsehen gehen. Der soll wohl auch für Kempen flott gemacht werden?"

Damit entschwand sie.

"Wer arrangiert denn das Konzert?" fragte ich.

Er wurde, wie es schien, verlegen, sah nach der Decke und schlug mit der Kante der Abzüge mehrmals auf das Parkett.

"Isidor Cohn."

"Isidor Cohn? — Wer ist das?" fragte ich harmlos.

"Herrgott, was Sie neugierig sind! Nach diesem Cohn hat mir der Sprühtüfel schon ein Loch in den Leib gefragt."

"Soll man das nicht wissen?"

"Nimmer zu. Ein Schulkamerad von mir; er war hier auf der Schule. Volle kennt ihn auch." Es war nur gut, daß Volle ihn auch kannte. Damit war er genügend ausgewiesen.

"So so," murmelte ich zufrieden.

Seltamerweise fühlte sich Mecerino zu weiterer Auskunft geneigt.

"Er traf mich neulich abends im Simmenauer —"

"Volle?"

"Nein, der war anderweitig engagiert —"

"Aha, also Cohn."

"Und rief gleich: Willibald! Ist's möglich! Du! Du sollst ja eine Primagröße geworden sein!"

Ich konnte nicht umhin, über die treffliche Wiedergabe Cohns in Stimme und Mienenspiel zu lachen.

"Nicht wahr, naiv," fuhr Mecerino kühl fort.

"Willibald," sagt er weiter, "s wird wirklich Zeit, — er lispelt nämlich so mit der breiten Zunge, — daß du dich mal bei uns in Kempen losläßt." Bei Ihnen? sage ich sehr deutlich. Was hat mich der Kerl du zu nennen! Ja ja, bei uns in Kempen. Feiner Saal, dreihundert Plätze, Billet zwei Mark, 's lohnt sich. Wollen Sie's arrangieren? jag' ich nur so als Fopperei. Natürlich, sagt er; ihr wohnt in meinem Hotel, du und die andern. Meinen Sie mich? fragte ich nun sehr deutlich. Ja, Sie, sagte er endlich; und die andern. Aber bringen Sie nur was Gescheites von Kollegen

mit, denn für ihr gutes Geld wollen die Leute auch was Gutes hören."

"Ihr Freund Cohn will wohl eine Philosophenschule eröffnen?" versetzte ich mit einem Gemisch von Aerger und Spott und lachte dazu.

Er fühlte sich getroffen.

"Fräulein," beschwichtigte er und rückte, — endlich! — ohne sich zu erheben, mit langem Arme einen Stuhl am Vorderfuß für mich heran, "was heißt Freund! Freund und Freund ist etwas sehr Verschiedenes. Und eben das Verschiedene, das ist Cohn von mir."

"Aha!" Eine ganz neue Sorte von Freundschaft.

"Ich wollte nachher nicht an das Konzert 'ran, aber er setzte mir so zu und erbot sich sogar, das Arrangement gratis zu übernehmen —"

"Ein edler Mann!"

Mein Spott war zu wenig scharf, als daß er ihn empfunden hätte.

"Seinen Vorteil wird er bei der Hotelrechnung schon ausbeuten. Aber, weiß der Himmel, ohne Cohns Zureden hätten mich nicht zehn Pferde nach Kempen gebracht."

"Das kann ich mir denken."

"Der einzige Christ ist der Landrat."

"Und ob der ins Konzert kommt —"

"Sie haben recht; Landräte spielen gewöhnlich lieber Skat oder Whist."

"Woher wissen Sie denn das?"

"Von Volle."

"Und der?"

"Nun, der war doch mal in Kempen, als sein Vater die Genossenschaftsmolkerei für ihn gründen wollte, damit er was zu thun hätte. Da hat er Milch und Butter von selber zu Käse werden lassen —"

"Verzeihen Sie, weiß Spätzchen schon um die Probe morgen Bescheid?"

"Sie können's ihr nachher nochmal sagen, damit Ihre Seele Ruhe findet."

In diesem Moment schob ein Lohndiener ein riesiges Tablett mit allerhand Trinkbarem zwischen uns. Ich ergriff das erste beste Glas; Mecerino hatte mit raschem Blicke das einzige Sektglas unter der Gläsergemeinde entdeckt und goß es durch die Kehle.

"Ah, sieh da, Timotheus," rief er und setzte es auf das Tablett zurück, "da ist ja auch Volle." Ja, da war Volle. Endlich!

Volle sah unter brennenden Kronleuchtern sehr fein aus. Man merkte es ihm sofort an, daß er Geld hatte. Dabei trug er sich durchaus nicht ungewöhnlich. Er war im Gegensatz zum blonden, vergiftmeinnichtägigen Mecerino dunkel, neigte stark zum Embonpoint und hatte ein klassisches Epitheton mit Jupiters Gattin gemein: er war "kühnig". Bereits im Mai hatte er sich — der Hitze halber! — feines Haarwuchses bis ziemlich auf die Kopfhaut entledigt, und um so riesenhafter erschienen dadurch seine dunkelbraunen, kugelartigen Augen. Er teilte Mecerinos Vorliebe für weiße Piquéwesten, nur waren die seinen fünf und zwanzig Centimeter weiter,

und die Brillanten, die jener locker an der Verlocke spielen ließ, trug dieser erbsengroß und à jour gefaßt in seinem gestrichen Chemisett.

Mit einem unvergleichlichen Pas de Basque begab sich Bolle hinter meinen Stuhl.

„Hast du Spägchen nicht getroffen?“ begann Mezerino die Unterhaltung, die bei diesen beiden, die sich so innig verstanden, ohne viel Umschweife geführt wurde.

„Wieso?“

„Sie rennt sich die Veine nach dir aus dem Leibe.“ Mezerino war wieder er selber.

„Gi Schoßschwerenot — so was!“ Volles volles, joviales Gesicht drehte sich mehrmals im Takt nach rechts und links.

„Du, hör mal, Bolle!“

Der Kopf stand mit einem Ruck still und war auf Mezerino gerichtet.

„Na?“

„Kommst du mit?“

„Gi ja. Wohin?“

„Nach Kempen.“

„Gi Schoßschwerenot, was werd' ich nicht mit nach Kempen kommen? Natürlich komm' ich. Wann denn?“

„Uebermorgen.“

Ich sah mich nach ihm um. Er legte die Hand, die ein Vermögen an Edelsteinen trug, über die Nase und pustete durch die Finger.

„Uebermorgen — hm — ja, — was ist denn da in Kempen los?“

„Konzert.“

„Hm — ja — du? — Und wer noch?“

Mein Name fiel und der der Spaz, und dann folgte ein gepfeffertes Lied im höheren Chor auf die Cortagli. Angesichts einer fühlenden Männerbrust laufen solche Gemütsgerüste noch glatter vom Stapel.

„Wir fahren natürlich, erster Güte.“

„Kinder, — ich halt' euch frei!“

„Du wirst doch nicht, Bolle —“

„So laß mir doch das Bergnügen. Ich habe so wenig Spaz auf der Welt.“

„Na, wenn du durchaus willst — da kommt ja 's Spägchen —“

„Gi, Schoßschwerenot — wieder in Saftgrün!“

„Nicht wahr! Ich hab's ihr auch schon gesagt. Grün, immer grün! Wenn sie doch nur einmal was Notes anziehen wollte!“

„Was meinst du, Mezerino, — ich schent' ihr ein Notes.“

„Du — da kämst du schön an. Die hat Feuer im Leibe.“

Spägchen holte sich sogleich einen Stuhl und brachte auch einen für Bolle mit; leider hatte der Stuhl aber ein geleimtes Bein, und Bolle brach erst ein wenig damit zusammen. Während er sich verlegen lachend mit Zusammenstellung der Bruchstücke beschäftigte, holte Spägchen ihm einen andern Stuhl. Gutmütig war sie. Mezerino ließ sie ruhig laufen, um so mehr, als gerade Heringssalat und Kalbsbraten herumgereicht wurden, womit er sich reichlich versorgte.

„Gi, Schoßschwerenot —“ rief plötzlich Bolle mühsam, denn er hatte den Mund voll Heringss-

salat, — und holte mit geschwungener Gabel zu einem Schwertstich aus, — „ich kann nicht!“

Sein Gesicht war purpurn. Ich dachte, er könnte nicht mehr schlucken.

„Du kannst nicht?“ fragte Mezerino perplex.

„Gi, Gott bewahre!“

Gott sei Dank, er schluckte; er schluckte alles mit einem Male hinunter.

„Was können Sie nicht? So eröffnen Sie sich doch!“ rief die Spaz in neugieriger Ungeduld und durchbohrte ihn mit den Augen.

„Mit nach Kempen.“

Mezerino blickte wahrhaft erschrocken auf.

„Warum denn nicht?“

„Ich habe ein paar Bekannte um vier Uhr zum Essen bei Hansen eingeladen.“

„Schade!“ seufzte Mezerino.

„Auf die Retourbilletto stoße ich euch doch. Das müßt ihr mir schon lassen. Und Kempen kannst du von mir grüßen, Mezerino.“

„Werd's ausrichten; prost!“

„Besonders die Goldstein! Eine gelungene Person!“

„Alte Liebe?“

Bolle preßte seine Gieraugen aus dem Kopf und blies die dicken Backen auf.

„Ueber so was schweigt des Sängers Höflichkeit,“ sagte er endlich. „Eine Tochter hatte sie — ei, Schoßschwerenot, war die schön! Myrjam hieß sie.“

„Gi gar!“ lachte die Spaz.

„Jetzt hat sie der Joel, der Joel vom Roßmarkt, Firma Joel und Levison.“ Er lachte. „Nein, wenn ich an die Zeit denke! Ulfig! Zu ulfig. Damals wollte der Levison, der gräßliche, einäugige Kerl — Ihr kennt ihn doch gewiß alle von Ansehen? — nein? Na, viel Gemüt; er läuft jeden Abend in den Simmenauer, der also wollte die Myrjam haben. Aber die Myrjam wollte ihn nicht, die wollte mich gerne haben. Ich aber wollte sie wieder nicht. Und schließlich nahm sie den Joel. Nein, was sich da für Szenen begeben haben! Ulfig! Zu ulfig!“ Er goß ein Glas Rotwein auf das Wohl jener Zeit durch die Kehle.

„Warum erzählen Sie denn nicht weiter?“ murrte die Spaz.

„Erzählen, erzählen! Was soll man da viel erzählen! Der Isidor Cohn steckte immer die Nase dazwischen. Der schmiß immer dem Levison den Knüttel zwischen die Veine.“

„Warum denn das?“ bohrte die Spaz, die ausah wie ein Kind, dem man von Blaubart erzählt.

„Lappalie! Er wollte damals ein Haus kaufen, und Levison hat's ihm vor der Nase weggeschnappt.“

„Ein Haus? Gi gar!“

„Levison wollt' 'n Geschäft damit machen und es dem Kreise als Dienstwohnung für den Landrat anschnieren. Nachher ist er damit 'reingefallen. Denn der Kreis verhielt sich ablehnend. Jetzt lacht sich Isidor Cohn ins Häufchen.“

„Das Haus müssen wir uns doch ansehen,“ rief die Spaz begeistert.

„Durch diesen Reinfall historisch berühmt,“ wigelte Bolle. „Es liegt gegenüber der Konzerthalle und steht leer, weil Levison hier in Breslau im Geschäft wohnt. . .“

„Warum mietet's keiner?“ warf ich dazwischen.

„Sehen Sie Nempen, Fräulein, und Sie werden wissen, warum.“

„Warum denn?“ bohrte die Spaz.

„Weil die Leute in Nempen in östlicher Bedürfnislosigkeit sparen und sparen, um hoch zu kommen. Nempen ist das Durchgangsstadium für Breslau und Berlin. In Nempen fängt man an, in Berlin setzt man sich zur Ruhe.“

„Kuriös. — Aber die Goldstein, die Sie vorhin nannten, die ist doch sehr reich. Warum bleibt die in Nempen sitzen?“

„Geschäftsinteressen. Betreibt einen schwungvollen Handel mit Antiquitäten. Sie ist 'ne Art Lagerraum für Joel und Levison, die als ihre Agenten fungieren. Ei, Schockschwerenot, aus mancher halsbrüchigen, wurmfischigen Kommode fallen auf der Chaussee von Nempen nach Breslau die Goldstücke wie die Hagelförner ihr in den Schoß.“

Die Spaz riß Mund und Nase auf und starrte Bolle verblüfft an.

„Ich meine bildlich,“ fügte er hinzu und schluckte den Rest seines Heringssalats hinunter. „Cohn interessierte sich auch immer sehr für den Handel. Hat mir mal so 'n paar türkische Dschim-Dschims angeschmiert. Als ich sie an die Thür hängen wollte, hatten sie lauter Löcher. Na prost, Mecerino!“

„Prost.“

„Nachher wollt' er mir einreden, die Löcher wären gerade das Wertvolle. Na prost, Fräulein Spaz.“

„Worauf denn?“ kokettierte Spazchen.

„Auf General Knussemong.“*)

Sie schielte mit blinzelnden Augen nach Mecerino.

„Meinen Sie mich?“ sagte der und schob seinen Teller auf eine Stagere.

Sie lachte hell auf. „Sie!?! — Ist der Mensch eingebildet! Doch, — wenn Sie gerne wollen, — prost!“ Sie stieß mit ihm an.

„Wenn ihr in Nempen seid,“ hub Bolle wieder an, da es ihm unbedingt schmeichelte, auf der Scholle, die Mecerino durch sein Erscheinen beglücken würde, Anknüpfungspunkte zu haben, „dann guck mal nach, ob das morbide häßliche Balg von Nichte noch bei der Goldstein ist. Sah als Fünfzehnjährige aus, wie 'n verhungertes Kuckuck. Augen — wie 'ne Gule um Mitternacht, Haare — schwärzer noch als Tinte, eingefallene Backen, — so,“ — er pickte sich mit beiden Zeigefingern tief in sein feistes Backenfleisch. Bolle wurde nachdenklich.

„Fünf Jahre sind's her — am Ende kann sie jetzt schon verhungert oder an schlechter Behandlung gestorben sein.“

Das war etwas für die Spaz. Sie hielt die zum Munde geführte Gabel in der Schwebe und sagte: „Ei gar! Eröffnen Sie sich doch weiter! Das ist ja äußerst interessant.“

*) Ce que nous aimons.

„Die reine Vogelscheuche war diese — ei, Schockschwerenot, wie hieß sie doch? — diese — sie hatte so 'n altmosaischen Namen — Schockschwerenot, wie war er doch —“

„Das ist ja ganz schnuppe, wie der verhungerte Kuckuck heißt,“ lachte Mecerino.

„Na — also. Jedenfalls häßlich wie die Nacht, quittengelb —“

„Hör nur auf!“

„Konnt' einen eigentlich dauern. Gestoßen, geschubst, geschimpft, geschlagen, immer hungrig — ich habe ihr so manch liebes Mal von meiner alten Wepperten eine Schüssel köstlicher Bratkartoffeln machen lassen. Nein — hat sie die verschlungen! Aber gebettelt — nie. Ganz merkwürdig.“

„Ich werde dafür sorgen, daß sie dich zum Stadtrat machen.“

„Mich?“

„Witwen- und Waisenressort.“

„Woher kannten Sie eigentlich die Goldstein, Herr Bolle?“

„Ei, Schockschwerenot, ich habe ihr Besuch gemacht.“

„Ei gar!“

„Als Honoratorin von Nempen! —“ Er warf sich in die Brust. „Die kommen gleich hinterm christlichen Landrat!“ Wir lachten. „Lachen Sie nur! Sie werden ihr auch schon Besuch machen müssen!“

„Ich?“ fuhr Mecerino auf, auf's tiefste in seinem Künstlerstolz gekränkt.

„Natürlich, ihr alle.“

„Wir denken nicht daran!“

„Gingehen werdet ihr doch!“

„Wenn sie uns einladet auf Sekt und Austern — vielleicht.“

„Das thut sie, verlaß dich drauf.“

„Bei so was ist sie nicht zu halten, weniger aus Großmut als aus Hochmut. Wir müssen uns zeigen! Wir müssen was draufgehen lassen! Wir sind Königin von Nempen!“

Mecerino beantwortete diese Charakteristik mit lautem Lachen.

„Und dem aufgeblasenen Frosch soll ich eine Visite machen? Da irrst du dich, Erich Bolle.“

Bolle schien tief beschämt über seine falsche Voraussetzung und stotterte halb lachend, daß eigentlich die Goldstein Mecerino eine Visite machen müßte.

II.

Gottlob, meine Konzerttoilette war fertig und meine Schneiderin soeben mit einem Seufzer der Erleichterung entlassen, als Mecerino mit der Tristanpartitur erschien.

„Wo ist Spazchen?“ fragte er nach kurzem Gruß und schleuderte seinen weichen Sommerhut auf den ersten besten Stuhl. Er duftete diskret nach Alkohol.

„Sie wird wohl gleich kommen.“

„I wo, die hat sich versteckt.“

Damit ging er schnurstracks nach dem Alkoven, um die Vorhänge zurückzuziehen.

„Halt, Mecerino! Was fällt Ihnen ein! Sie haben wohl eben bei Hansen gekrüht?“

„Mit Volle. Steinberger Kabinett.“

Sein Interesse war aber nur auf die Spaz gerichtet.

„Wie lange wollen Sie eigentlich noch Vogel Strauß spielen?“ rief er nach dem Akkord hin.

„Sie ist nicht da,“ lächelte ich.

„Halten Sie mich doch nicht für so dumm,“ sagte er verächtlich. „Sie lief doch vor mir die Treppe hinauf.“

„Nicht möglich.“

„Jawohl; ich traf sie auf der Straße. Sogar die ersten Stufen bin ich mit ihr heraufgegangen. Sie stöhnte über die Hitze. Bei jeder Bewegung klappte sie zusammen. . . Na, da wollt' ich ihr behilflich sein,“ er lächelte vielsagend, „und wupp dich, haste nich gesehen, lange Nase und wie 'n Wiesel die Treppe 'rauf! Wenn ich nicht gestolpert wäre, hätt' ich sie eingeholt. Natürlich steckt sie irgendwo hinter dem Vorhang oder gar unter Ihrer Bettdecke. So was Dummes!“

Nachlässig zog er die Noten unter dem linken Arm hervor und stellte sie aufs Klavier.

„So kommen Sie doch endlich zum Vorschein, Sie kleine Hexe! Wir können ja ohne Sie nichts anfangen!“

Da klingelte es stürmisch, und herein schoß wie eine Pistolenkugel die Spaz.

In ihrem bräunlichen Alltagskleide hatte sie wirklich Ähnlichkeit mit ihrem gefiederten Namensbruder: kurze gekräuselte Haare und ein behender Schnabel.

„Puh, puh! Wie heute die Sonne sticht!“

Sie riß sich das kleine Barett vom Kopfe und schlenkerte es am Gummiband sächelnd um ihr Gesicht. Dann that sie, als entdeckte sie erst jetzt Mecerino, der, seinen Schnurrbart drehend, am Ofen stand.

„Menschenskind! — Sie schon hier? — Sie sagen ja nicht piep. Ja, ja, wenn man abgefallen ist —“

Sie blinzelte ihn schelmisch an.

„Sie waren ein bißchen grob,“ murzte er, aber seine Lippen kräuselten sich.

„Und Sie dreist.“

„Ach was!“

„Wollen Sie das etwa noch bestreiten?“

„Aufs bestimmteste.“

„Nun, hören Sie nur, Hagemännchen!“

„Was hat er denn gethan?“

Sie guckte ihn herausfordernd an.

„Ins Ohrläppchen hat er mich —“

Plötzlich stockte sie und wurde dunkelrot.

„Weißten wollen,“ vollendete er. „Sie hielten's mir ja förmlich hin.“

„Da bin ich rasch 'naufgesprungen bis auf den Boden...“

Mecerino, der bei einem Wortscharmügel mit der Spaz immer zu kurz kam, drehte räuspernd den Klavierfessel auf seinen Zenit, hielt die beiden Arme fest darauf gestützt und sagte: „Zum Ueben haben Sie heute wohl keine Lust?“

Sie sprang auf, nahm den ihr auf diese Weise angebotenen Platz kokett ein, legte beide Hände über

ihre kleinen Ohren und steckte die Nase in die Noten.

Mecerino lachte und murmelte vor sich hin:

„Ein allerliebster Frag!“

Sie riß sich die gewirnten Handschuhe von den Fingern.

„Die Hitze! Wie 'ne Sülze bin ich, wie 'ne Sülze! — Was — Tristan? — Konnten sich fürs Konzert auch was Ansprechenderes aussuchen! Ein Liebesgezerre, bei dem jeder Vernünftige seefrank wird. — So lassen Sie doch Ihre Hand von den Noten, Mecerino! Sehen Sie — hums! Da liegt der ganze Kladderadatsch auf der Erde! Du meine Güte! Ich dacht's ja. Geben Sie noch ein dickes Heft her, Hagemännchen; Männer haben keine blasse Ahnung von Korrektheit. So, dann könnten mer also anfangen.“

Mit diesem beliebten Stichwort nistete sie sich festen Auckes förmlich vor dem Flügel ein. Zwei breite Fetarmbänder klrirten auf die Brüstung des Instruments; es folgten drei schmale Fingerringe, und nun kam das Taschentuch an die Reihe.

Die Manipulation mit dem Taschentuche war eine mit der Spaz engverwachsene Angewohnheit. Wie sich der Spaz den Schnabel weckt, ehe er Kirschen pickt, so war diese Angewohnheit ein geradezu unentbehrliches Moment bei jeder Kunstleistung des Spazchens. Unter keinen Umständen begann sie je zu spielen, ohne die Tasten zuvor mit dem Taschentuche abzustäuben und die Hände heftig und nervös damit zu reiben, als ob hierdurch eine dem Spiel notwendige Elektrizität entwickelt würde. Und schließlich warf sie das Taschentuch mit Tanzstundengrazie zu der übrigen abgelegten Flügeldecoration. Das war das mimische Präludium ihres Spiels.

Nun ging's los.

Mecerino probte recht gleichgültig und heftete sein Hauptinteresse auf Spazchens rosiges Ohr, in dessen kleinem Zipfel ein echtes Perlchen wie auf pfirsichfarbenem Sammet glänzte.

„Das geht ja famos,“ sagte er, als wir fertig waren. „Selbst eine Cortagli ist ersetzbar.“

Die indirekte Schmeichelei floß mir wie Honigseim ins Herz.

Die Spaz schnurrte sich auf ihrem Klavierfessel blitzschnell zu uns herum.

„Wissen Sie eigentlich, Hagemännchen, was ihn nach Kempen zieht?“

Wie solche Frage doch überraschen kann! Mecerino hatte mir zwar den Anstoß zu dieser Konzertfahrt mitgeteilt, aber diese Bemerkung setzte plötzlich ein Fragezeichen dahinter. Ich sagte nicht ja, nicht nein, ich sah nur die Spaz mit jenem Gesichtsausdruck an, den kluge Leute mit urdumm bezeichnen.

„Mein Gott, Sie wissen's ja,“ versetzte Mecerino ungeduldig.

„Das, denken Sie, soll ich glauben, daß Sie da nur Ihrem Schulfreunde Cohn zuliebe hingehen? Sie thun doch nie, was Ihre Freunde wollen, sondern Ihre Freunde thun, was Sie wollen; das kennen wir doch von Volle her. — Plötzlich, Ende

Juni, bei Siebheize nach Nempen! 's ist nicht zu glauben! Wahrhaftig, Mecerino, zuerst hab' ich gedacht, bei Ihnen rappelt's."

"Mein Gott, im Winter kann man doch nicht nach Nempen fahren!" stieß er aus.

"Warum muß es denn durchaus Nempen sein?"

"Schockschwerenot — es ist doch aber nun einmal Nempen! Und wenn Sie keine Lust hatten, dann hätten Sie's eher sagen müssen!"

Er rannte erregt im Zimmer herum.

"Gi du meine Güte," gab sie trocken zurück, "natürlich komm' ich mit nach Nempen! Ich werde Sie doch nicht allein ins gelobte Land reisen lassen! Da kann man gar nicht wissen —" Sie brach ab und schnurrte wieder in ihre Accompagnementsstellung zurück. Sie begann zu spielen. . . Das einschmeichelnde "Warum" von Schumann war der Nachklang des kleinen Disputs.

Diese zwei waren ein personifiziertes Lustspiel für mich. Mochten sie sich? Mochten sie sich nicht? Lieben sie sich einseitig? Lieben sie sich wechselseitig? Oder waren all diese kleinen Redereien und Scharmützel nur der Ausfluß eines originellen Humors? Ein kurioses Paar!

III.

Die Fahrt nach Nempen war heiß und langweilig.

Bolle hatte uns eingeschifft und uns Damen eine köstliche Bonbonniere mit auf den Weg gegeben.

Mecerino hatte schlecht geschlafen und sah uns gähmend gegenüber. Sprach er, so waren es nur wehmütige Stimmungsseufzer.

Trotzdem erreichten wir noch als leidlich zufriedene Staatsbürger den von der Stadt abgelegenen Bahnhof Nempen.

Die Coupéthür wurde aufgerissen, und ein kleiner Mann mit einem Gesicht wie eine Zitrone, rötlichem Haar und rötlichem Vollbart bot uns in freudigem Lächeln das Willkommen von ganz Nempen. Es war Isidor Cohn.

Die Spaz fraß ihn förmlich mit einem Blick der Neugierde.

"Ergebenster Diener, ergebenster Diener, meine Damen. Mein Name ist Cohn! Wenn Sie sich mir anvertrauen wollen! Es ist alles bereit für Sie. Sprungfedermatrassen haben Sie auch. Es ist alles aufs feinste! Bitte, Ihren Handkoffer, Fräulein, Ihren auch, Mecerino. Man kann auf dem Bahnhof nie genug Hände haben! Langsam, langsam, meine Damen! Der Zug ist so galant, drei Minuten zu halten. Ich bin nämlich ein intimer Freund vom Mecerino —"

O, wie Mecerinos Nase in die Luft ging!

"Wir haben uns eigentlich seit der Schule nie wiedergesehen," näselte er.

"Das stimmt, das stimmt —"

"Ja, das stimmt. Intim ist also was anders."

— Wie ging denn der Billetverkauf?"

"Alles gut, alles gut. Kein Stühlchen mehr frei —"

"Wagen hier?"

"Gi natürlich, natürlich. Für Sie einen und für die Damen der von der Frau Goldstein. Die Frau Goldstein hat gesagt, was wäre so 'n großer Künstler wie Mecerino, der müßte fahren in einer Equipage ganz allein."

Mecerino rechte sich. Er war ganz einverstanden damit, allein zu fahren.

"Hat sie den verhungerten Stuckud noch bei sich?" sagte er weltmüde.

"Wie heißt — Stuckud? — Einen Papagei hat sie im Haus, aber keinen Stuckud."

Die Menschen drängten und schoben um uns herum. Mecerinos Lanne war noch immer nicht rosig. Daß Bolle bei dieser Exkursion fehlte, lag ihm schwer im Sinne.

"Gehen Sie doch vorwärts," brummte er Cohn zu, "daß wir endlich aus diesem Gedränge herauskommen."

Cohn drehte sich hastig nach ihm um.

"Die Leute sind nur hier, um Sie zu sehen, Willibald. Hab' ich doch gemacht für Sie eine große Reklame. Hab' ich gesagt, seit Methusalem, hab' ich gesagt, wäre so was von Stimme nicht da gewesen."

Ich wußte noch nicht, daß Methusalem je ein großer Sänger gewesen.

Wirklich war der Perron und die Halle von einer Menschenmenge, deren Kopfbild auf eine Stadt von fünfzigtausend Einwohnern schließen ließ, belebt. Indessen war Nempen so bescheiden, sich mit dem zehnten Teile in geographischen Lehrbüchern verzeichnen zu lassen.

"Da stehn die Wagen," sagte Cohn und schob sich auf die Treppe hinaus.

Mecerino aber blieb einen Augenblick wie angewurzelt stehen, elektrifiziert durch eine hellgekleidete, jugendlich schlanke und üppige Gestalt mit edeln Zügen, warmer Gesichtsfarbe und schwarzem Haar, deren tieftraurige Augen mit unverkennbarer Spannung seinem Vorwärtsdringen entgegenstehen. In ihrer Hand, die ein Handschuh in Marseiller Imitation umspannte, winkte ein Strauß dunkelroter Rosen. Jetzt war's, als ob sie ihm denselben über die sich zwischen ihr und ihm bewegenden Schultern hinweg zureichen wollte, aber sein Blick, in den sich die feste Bewunderung drängte, schien sie zurückzuhalten. Sie sah wie erschrocken vor sich nieder.

Dem Spätzchen ging dies offen zur Schau getragene Schönheitsgefühl ihres Idols unangenehm auf die Nerven. Sie gab ihm ungeduldig mit ihrem Sonnenschirm einen Stoß in die Rippen.

"March, march, march! — Zu was bleiben Sie denn stehen wie die Kuh vorm neuen Thore?"

Das wirkte.

Unten auf dem breiten Vorplatz hielten in der Prallsonne zwei klapprige Halbschaisen. Ihr Geburtsjahr mochte auch auf Methusalem zurückzuführen sein; die Pferde waren ebenfalls keine Jünglinge mehr; ebensowenig der Kutscher, der wie sie mit einem Narzissensträußchen dekoriert war. Das Ganze war also aus einem Gusse. Rings um die zurückgeschlagenen Wagen lief eine dicke Guirlande aus

Eichenlaub, die kräftig duftete und dank allerlei Sommerblumen wie ein Geburtstagsfestkranz erschien.

„Nanu—u—u?“ staunte Meccerino, der jetzt im Vollbesitz seines zweiten Menschen war.

„Alles zu Ehren der Künstler,“ dienerte Cohn.

Wie ein König stieg Meccerino ein; Cohn folgte ihm wie sein Kammerdiener.

Plötzlich flog von der obersten Stufe der Bahnhofstreppe der Guldigungsgruß einer zarten Hand nieder: die dunkeln Rosen lagen zu Meccerinos Füßen.

„Von der Glasphya,“ hörte ich Cohn zischeln.

Die Spatz stand mit einem Fuß bereits auf dem Trittbrett unserer Equipage, war aber ganz hingenommen von dem Guldigungsvorgange drüben.

„Gi gar!“ rief sie, und in ihre Wangen stieg lebhaftes Rot, während ihre Augen wie gebannt an Meccerinos Bewegungen hingen. „Das sieht sich ja beinahe an, wie 'n Rendezvous. Hab' ich's nicht geahnt, daß hinter dieser Konzertsahrt was steckt?“

„Steigen Sie nur ein, Spätzchen. Die Leute beobachten uns schon!“

„Thue ich was Unrechtes, wenn ich dahin gucke? — Sehen Sie doch nur, wie er das Bouquet aufhebt! Wie er mit Gefühl daran riecht! Die ganze, wirklich die ganze Nase steckt er rein! Und nun kehrt er sich gar nach dem Zieraffen um!“

Leidenschaftliche Eifersucht durchzitterte ihre Stimme.

Ja, er sah sich nach dem schönen Mädchen um; aber nicht mit vornehmer Höflichkeit, um mit einem Blick voll Dank und Ergebenheit die Gabe zu einer unverdienten zu stempeln, nein, er sah sich mit der Selbstüberzeugtheit eines Ringkämpfers um, der das Zeichen der Huld einstreicht wie ein Goldstück, für das er sich ein pikantes Abendessen leisten kann.

Aber die sympathische Erscheinung war verschwunden.

Er hatte nachlässig den Strauß auf den Müßig geworfen und lachend einige Worte an Cohn gerichtet, welche dieser mit geheimnisvoller Wichtigkeit beantwortete, indem er mehrmals mit dem Daumen über die Achsel zurück nach der Bahnhofshalle wies. Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Das Gesicht der Spatz hatte sich verdüstert. Wie Liebesärger lohete es ihr auf den Wangen.

„Er ist ein Don Juan!“ stieß sie aus.

Was war doch der Landweg nach Kempen so weich und so mehlig. Wie in einem Schiffe schwankten wir auf den ausgedienten Sprungfedern durch den Sand, der, frei nach Freiligrath, als graue Säule hinter uns herwirbelte. Kam einmal ein Stein, so flogen wir in die Höhe, und Spätzchen rief zornig: „Au!“ Sie war heut entsetzlich empfindlich. Ihre Klavierfessel waren doch auch nicht gerade Luftkissen.

Endlich Pflaster — endlich Kempen. Ein echtes, rechtes, kleines Landstädtchen. Die Straßen breit, die Häuser ein-, hie und da zweistöckig, ohne jede Eigenart. Allerwärts kleine Kramläden. Die vor den Thüren ausgehängten Kleidungsstücke waren mit Stettkchen an den Thüren befestigt. Vermuthlich war

ganz Kempen beim Mittagessen, denn die Straßen waren wie ausgestorben.

Plötzlich schien der Kutscher aus der Apathie, in der er während des ganzen Weges auf dem Boche gefessen hatte, zu erwachen. Er regte sich, hob die Peitsche und zeigte damit nach einem Gebäude, das, ein Patrizier unter seinen bescheidenen Nachbarn, mit seiner neuangestrichenen Front einen mächtig großen, schattenlosen Platz beherrschte.

„Da wohnt die Frau Goldstein.“

Die Spatz zeigte sofort Leben und Neugier und fing an zu fragen.

„Wo?“

„Da.“

„In dem größeren Hause?“

„Ja, da, — da — da sieht sie ja gerade aus dem Fenster.“

Wir sahen eine recht behäbige Erscheinung in einer bläulichen Taille in dem Fenster liegen, deren Gesichtszüge wir nicht deutlich zu erkennen vermochten.

„Ich glaube, die ist imposant,“ flüsterte die Spatz.

„Sehen Sie alle die Lichter?“ Die Peitsche senkte sich wieder wagrecht nach jenem Hause. „Sie will heut abend illuminieren.“

„Illuminieren?“

„Herrn Meccerino zu Ehren. Der Cohn hat gesagt, er wär's so gewohnt auf Konzertreisen, hat er gesagt.“

Die Spatz stieß mich mit dem Ellbogen an.

„So 'ne Flaus! — Wenn Meccerino hier nur nicht überchnappt, Hagemännchen.“

Ich mußte lachen.

„Sie giebt auch 'n großes Fest, zu Ehren der Künstler. Der Levison ist extra dazu hergekommen.“

„Der vom Hofmarkt?“ forschte Spätzchen.

„Natürlich.“ — Er drehte sich jetzt beinahe die Halswirbel aus, um sich mit der Spatz zu unterhalten. „Sie kennen den Levison wohl persönlich?“

„Nur von Ansehen.“

„Kennen Sie auch den Joel?“

„Nein.“

„Der die Myrjam hat?“

„Nein.“

„Gott der Gerechte, wie ist's möglich! Der Joel wohnt doch auch in Breslau! Das ganze Vermögen der Frau Goldstein — wie heißt — das ganze Geld von ganz Kempen steht bei Joel und Levison. Und den Joel kennen Sie nicht mal?“

Er murmelte noch weiter vor sich hin. Er schien es nicht fassen zu können, daß ein Mensch, der in Frau Goldsteins Equipage fuhr, die Sippchaft der Goldstein nicht persönlich kannte.

„Jetzt will sie den Levison —“

„Wer?“ unterbrach die Spatz sogleich.

„Die Goldstein. Sie will jetzt die Glasphya mit dem Levison verheiraten.“

„Gi gar! — Wer ist denn Glasphya?“

„Ihre Nichte, die seit zwei Jahren wieder bei ihr ist.“

„Wo war sie denn vorher? — Da ist nämlich

der verhungerte Kuckuck," flüsterte sie mir interessiert zu.

"In Warschau bei der Proskauer."

"Wer ist die Proskauer?"

Wieder das namenlose Staunen des guten Alten.

"Wie heißt? Sie haben noch nichts gehört von der Proskauer? Das war die Schwester der Goldstein. Die Goldstein wollte die Glasphyrä mal los sein, da hat sie die Proskauer für drei Jahre übernommen und hat sie gehalten wie ihr eignes Kind und hat ihr lassen geben Musik und Tanz, und sie ist wiedergekommen als 'ne große Schönheit."

"Warum ist sie denn wiedergekommen, wenn's ihr dort so gut ging?"

"Weil die Proskauer gestorben ist."

"Hm. Und nun soll sie durch den Levison versorgt werden?" Späzchen schüttelte sich. "Na — ehe ich den gräßlichen alten Sterk nähme, eher sprang' ich ins Wasser."

"Pischt!" — Ich legte ihr rasch die Hand auf den Mund.

Der Alte schüttelte den Kopf: "Sie will ihn auch nicht. Sie hat 'nen Künstler im Sinn."

"Einen Künstler?" echote die Späz und spitzte die Ohren.

"In den sie in Warschau sich ganz vernarrt hat."

Ich fühlte plötzlich meine Hand unklammert.

"Hagemännchen," stieß die Späz tonlos aus und ward bleich, "Hagemännchen, das ist's. Das ist der Anlaß dieser Konzertfahrt. Mecerino war vor zwei Jahren vier Wochen in Warschau."

"Sehen Sie doch nicht gleich Gespenster!"

"Hagemännchen . . . ich dacht's gleich, daß hinter dieser vermaledeiten Expedition nach Kempen was steckt."

"Da wär' er doch heut besser allein gefahren," versetzte ich einfach.

"Können Sie das wissen? Das richtet sich doch ganz nach den Verhältnissen. Oft ist gerade so 'n öffentlicher Madam wie geschaffen als Deckmantel für Liebesaffären."

"Ich verstehe nicht —"

"Das allgemeine Interesse wird dadurch abgezogen; man kann sich unbeobachtet sprechen, sich vielleicht gar heimlich beiseite schleichen . . . Sie thun doch gerade, als ob Sie noch in den Windeln steckten."

Der Kutscher hatte unterdessen vor sich hingedröfelt. Jetzt drehte er sich wieder um.

"Die Glasphyrä haben Sie doch wohl gesehen?" begann er.

"Nein," versetzte Späzchen glühend, "wo war sie?"

"Auf dem Bahnhof. Sie stand da unter den Leuten. Die im weißen Kleide."

Wie von der Tarantel gestochen, fuhr Späzchen auf: "Herr, du meine Güte — der Zieraffe! — Jetzt ist mir alles klar! — Kutscher, hielt die nicht Rosen in der Hand?"

"Sie hat sie dem Herrn Mecerino zugeworfen." Wie geschlagen sank Späzchen in das Wagenpolster

zurück: "Ich sage Ihnen," stöhnte sie, "diese Konzertfahrt ist ein ausgefeimtes Dudenstück."

"Haben Sie auch den Stenscewicz gesehen?"

"Nein," sagte ich, obwohl mir Kempens Bürgerschaft gänzlich gleichgültig war, während die Späz apathisch vor sich hinstarrte und nichts zu hören schien.

"Er war auch auf dem Bahnhof. Er stand hinter ihr —"

"So so."

Der Wagen hielt vor dem Hotel.

IV.

Vor der Thür des Hotels standen Cohn und Mecerino in lebhaftem Gespräch.

"Sie können gleich in diesem Wagen fahren," sagte Cohn, ehe er eilte, uns den Schlag zu öffnen.

"Kein Bein," versetzte Mecerino, lehnte sich bequem gegen die Hausthür, steckte die Hände in die Hosentaschen und pfiß den Himmel an, der ihn nicht zu blenden schien.

"Ergebenster Diener, meine Damen, ergebenster Diener. — Hopja — hopja. — So. — Na, Willibald, lassen Sie sich geben ein gutes Wort. Fahren Sie zu ihr. Sie erwartet von Ihnen einen Besuch. Sie hat geborgt den Flügel gratis. Sie müssen sich bedanken . . ."

"Ich werde den Teufel thun!"

"Sie werden erzürnen die Frau Goldstein, sag' ich. Sie erwartet, daß die Künstler kommen zuerst zu ihr."

"Da hat sie Tinte getrunken! Ich hätte viel zu thun, wenn ich vor meinen Konzerten bei allen dunkeln Größen herumlaufen sollte."

"Gott, du Gerechter, die Frau Goldstein 'ne dunkle Größe! Willibald, sind Sie bei Trost! Das hat der Kutscher gehört! Der sagt's ihr wieder."

"Kann mir gleich sein," murmelte Mecerino.

"Ich habe der Goldstein nicht den Hof zu machen."

Cohn zuckte die Achseln und lächelte ein bedauerliches, hilfloses Lächeln. Er that mir leid. Nirgend wo anders als in Kleinstädten ist die Arroganz der Honoratioren so einflussreich und ausschlaggebend. Ich hatte das Gefühl, als ob Cohn sich vor Frau Goldstein seines der hier üblichen Form entbehrenden Freundes schäme.

"Wenn Sie es für höflich erachten, Herr Cohn, so wollen wir Damen —"

"Macht sie sich nichts draus; macht sie sich nichts draus. Auf die Berühmtheit kommt's ihr an. 's soll heißen, der Mecerino, der berühmte Sänger, ist gewesen bei der Frau Goldstein und hat ihr gemacht seinen Besuch, weil sie hat geborgt den Flügel gratis." Mecerino schien taub.

Cohn wandte sich an den Kutscher.

"Du, Sulcz, sag der Goldstein, die Künstler wären angekommen. Heut abend würden sie sich einfinden — sie hat Sie nämlich alle eingeladen," warf er uns zu. "Aber eine Visite stünde Herrn Mecerino nicht an."

"Nein — lassen Sie ihr kurz und bündig sagen: ich wolle nicht. Basta."

Sulez nickte. Mir erschien es sehr wahrscheinlich, daß er weniger Cohns Bestellung ansrichtete, als einen Mischmasch des Zwiegesprächs mit Mecerino von sich geben würde.

Langsam, wie er gekommen, fuhr er dahin.

Jetzt stürzte die Spatz auf Mecerino los.

„Sie sind erkannt!“ schleuderte sie ihm mit so furchtbarer Ueberzeugung ins Gesicht, daß Mecerino, selbst wenn er der reinste Engel unter Gottes Firmament gewesen wäre, sich eines ahnungsvollen Schuldgefühls für einen Augenblick nicht hätte erwehren können. Der Schreck der Ueberraschung allein schon ließ ihn erröten.

„Ich — wie so?“ stammelte er.

„Seit wann kennen Sie die — die —“ sie mußte sich einen Moment besinnen. Plötzlich schoß ihr der Name durch die Erinnerung. „Die Glasphyra!“

„Wen? Was? — Kenn' ich nicht.“

„Ausrede! — Wo haben Sie die Rosen?“

„Sie sind ja so in Rage, Spätzchen!“

„Wo Sie die Rosen haben, frag' ich.“

„Wollen Sie dran riechen?“

„Nun?“ — Ein Detektiv kann sich einer solchen Bohrkraft des Auges nicht rühmen, wie sie bei diesem „Nun“ die Spatz entwickelte.

„Ich habe sie —“

„Versteckt, natürlich!“

„Im Wagen vergessen,“ sagte er im Tone des Bedauerns.

„Vergessen? — haha. So etwas vergißt man nicht. Soll ich Ihnen zeigen, wo Sie sie haben? — Hier auf dem Herzen.“

Damit faßte sie sein Jackett mit je zwei Fingern und küßte es so, daß man den vollen Anblick seiner weißen Piquéweste samt Chemisett und Verlocke genoss.

„Kleiner Drache,“ flüsterte er ihr mit plötzlicher innerer Erleuchtung ins Ohr, „Sie sind wohl gar eifersüchtig?“

Schmollend ließ sie sein Jackett fahren, drehte sich um und eilte mir nach auf das uns angewiesene Zimmer.

Daselbe war etwas niedrig, etwas heiß und etwas dunkel; aber es war da ein Sofa, ein Sessel, zwei reinbezogene Betten und alles, was man sonst zu einem Nachtquartier nicht gern entbehrt. Auch unsere Koffer begrüßten uns schon vertraulich.

Die Spatz riß ungeduldig ihren Koffer Schlüssel aus dem Meißetäschchen und machte sich ungesäumt ans Auspacken. Unter zornigen Philosophieren zertrümmerte sie eine neue meergrüne Konzerttoilette, die in Rempen zum erstenmal paradieren sollte, nebst dem unteren Zubehör und allen Verschönerungsutensilien aus dem Koffer.

„Ich hab' es wirklich nicht für möglich gehalten,“ pöbelte sie, indem sie unter Verrenkungen des rechten Armes den geschlossenen Rockbund an einem Bildernagel zu befestigen sich bemühte, „daß hier in dem abgelegenen Neste Tannhäusersche Venusse aufstehen würden, die den entzündlichen Mecerino mit Rosen bombardieren!“

„Es war doch nur eine,“ verbesserte ich besänftigend.

„Das ist gerade genug! — So eine Unverschämtheit! — Vor dem Konzert! Wenn's noch hinterher gewesen wäre! Bei der Abfahrt läßt man sich so was gefallen! — Glauben Sie etwa, daß er sie nicht kennt? So was! Kennen wird er sie schon, und wenn er's ableugnet, dann stumferte er eben. — Und, passen Sie mal auf! Die Rosen will er sich trocken und sie zwischen seine Lorbeerkränze stecken und sich damit brüsten. Aber daraus wird nichts, mein Freundchen, haha! Die Rosen nehme ich dir weg!“

„Aber Spätzchen!“

Auf einmal war sie ganz fidel und lachte herzlich. Ein merkwürdiges Geschöpf!

„Weeß Kneppchen.“

„Das dürfen Sie nicht!“

„Nicht dürfen? Nicht dürfen? haha! Das will ich sehen! Nicht dürfen! Ich sage Ihnen: Die Rosen nehme ich ihm weg!“

Der Unterrock hing; sie griff nach der Klinker. Ein lustiges Lächeln, voller Spott, und hinaus war sie.

Ich mußte sehen, was sie vorhatte, und öffnete das Fenster. Drückende Schwüle wechselte mit dem kühlen, muffigen Tapetendunst unsers Zimmers.

Unten in dem von Federvieh bevölkerten Hof stand die Equipage. Auf dem Rückfuß schimmerten ponceanfarbene Mecerinos Rosen. Die Pferde waren bereits ausgespannt. Ein Cohnsches Familienmitglied — die Aehnlichkeit signalisierte ihn — nahm soeben die Guirlande ab und trug sie über den ungepflasterten Hof in den Keller. Eine Menge Hühner folgte ihm bis ins Haus. Ein anderer Cohn, der mit einem nassen Lappen Speichen und Räder reinigte, — es war derselbe, der Mecerino kutschiert hatte — tauschte mit einer uralten Frau, die in der Nähe der ländlichen Plumpe mit zitternden Händen Kartoffeln schälte, in halblauter Stimme Bemerkungen aus. Sie trug auch Cohnsche Gesichtszüge, die bei ihr wie aus Erz gemeißelt erschienen; ihre welke Haut war leberfarben; das spärliche Vorderhaar hing in dünnen Strähnen über die Schläfen nieder. Sie hatte jene düster flackernden Augen, in denen geheimnisvoll der Funke der Leidenschaftlichkeit glimmt. So blickt unter schlaffen Lidern nur das Alter, das, ungeboren durch ein mühseliges Leben, sein heißes Empfinden mit ins Grab nimmt.

Sie murmelte in gebeugter Haltung vor sich hin, aber ich verstand sie, denn ihre Stimme war klar und kräftig.

„Also sie war auf dem Bahnhof zu seinem Empfange?“

„Die Goldstein hat sie mit Rosen geschickt.“

„Wie heißt geschickt?“

„Der Fidor hat ihr gesagt, daß der Mecerino gewöhnt wäre an großartige Ovationen. Und da hat sie sie geschickt.“

„Wie hat er so listig dem Vogel den Käfig geöffnet; er kann mühelos entweichen.“

„Stenscewicz war auch auf dem Bahnhof.“

„Hast du mit ihm geredet?“

„Er hatte nur Augen und Ohren für die

Glasphyra. Er ist bei ihr gestanden und hat zu ihr gesprochen. Und sie hat auch zu ihm gesprochen."

"Sie ist ein geduldiges Lamm, das der rechte Herr entreißt dem Rachen seines Peinigers und des Wolfes," unterbrach ihn die Alte, und ihr Kopf mit den spärlichen grauen Haaren wackelte. „Möge seine Hand stark bleiben und sein Sinn gerecht, denn sie ist wie die Saat des Frühlings. Und ihre Sonne soll nicht untergehen.“

Sie nahm bei diesen Worten eine ehrwürdige Haltung an. Die arbeitenden Hände sanken für einige Minuten in den Schoß. Mit einem Ausdrück, der weiche innere Regungen widerspiegelte, sah sie eine Weile sinnend vor sich hin . . .

„Aron," sagte sie plötzlich und richtete sich momentan aus ihrer gebeugten Stellung auf, „die Trennung greift mir ans Herz. — Ist sie nicht gewesen freundlich zu mir, der alten Frau? Sie ist gekommen, mir zu erzählen, wenn ich müde und krank war. Sie hat mir gegeben zu essen und zu trinken, wenn ich schwach war. Sie hat mich gestützt und mir geholfen mit liebevollen sanften Händen. Sie hat mein Herz oft gelobt durch ihr Lächeln. Oftmals werd' ich noch gedenken ihrer jungen Güte. Nimm das weiche Tuch, das mich gewärmt hat im Winter bei großer Kälte, — es ist wie neu — und gib's ihr zum Dank, wenn sie dahinzieht. Und sage ihr meine Zuversicht: Wahrlich, der Gott Israels wird über ihr sein, denn der Born ihres Herzens ist lebendig. — Wer wird sie fahren?“

„Ich werde sie fahren.“

„Wer holt ihre Sachen?“

„Was wird sie haben für Sachen? Ein Bündel — und den sprechenden Vogel. Der Jeremias holt's, wenn die Goldstein sitzt im Konzert, und wenn der Levison verkauft seine Erfrischungen —“

„Schmugg auf seinen Bart!“ stieß die Alte aus und spie in den Sand.

In diesem Moment erschien die Spaz in der Hofthür. Ich sah gerade auf ihren braunen Krauskopf nieder. Wahrscheinlich hatte sie noch ein kleines Schirmmügel mit Mezerino unterwegs ausgefodert.

„Ist das der Galasfiaker, in dem Herr Mezerino gefahren ist?“ rief sie und wies auf die altersschwache Halbchaise.

„Nu gewiß," versetzte Aron verbindlich.

„Liegen etwa noch Rosen darin?“

„Ach, die von der Glasphyra? — Ja.“

Ganz Nempen wußte das bereits. Ich hatte das Gefühl, als könne diese Glasphyra sich nicht bewegen, ohne daß ganz Nempen darüber Buch führte.

„Ich will sie haben.“

Der junge Mensch stieg auf den Tritt, langte nach dem ponceaufarbenen Häufchen und reichte es ihr. „Sie sind schon weik; aber im Wasser —“

„Nu!“ stieß sie aus, als sie hastig zugriff. „Da steckt irgendwo eine infame Nadel!“

Jener schien erschrocken und wollte sich überzeugen. Aber sie machte sich schnurstracks davon. Fast raunte sie die Urahne über den Haufen.

Die Alte machte eine Bewegung wie eine Schlange, die Feinde wittert.

„Die fährt ja daher wie 'n böses Unwetter," zählte sie der harmlosen Spaz nach, und alles Ehrwürdige fiel mit einem Male von ihr ab.

Dann sank sie wieder zusammen und schälte weiter an ihren Kartoffeln.

Ich schloß das Fenster.

Triumphierend stürmte die Spaz ins Zimmer.

„Sehen Sie, da hab' ich ihn!“

Sie schüttelte den Strauß wie eine Negis.

Die Blumen hingen matt und welk, stumme Dulder dieser leidenschaftlichen Behandlung. Von den erschlafenen Blättern sank der Staub der Landstraße. Wie ein Hauch ersterbender Sehnsucht ging's von ihnen aus.

„Und sehen Sie nur, Hagemännchen, solche Infamie! Hier, ein Streifen Papier um die Stiele gewickelt! Die Nadel stach mich.“

Vorsichtig rollte sie das zerreißbare Band ab.

„So macht man Liebeserklärungen," murmelte sie. „Das kennt man. Aber das verbit' ich mir! — Na, hab' ich recht? Sehen Sie, hier auf der inneren Seite die kleine Schrift? Kaum zu lesen!“

Sie glättete das längliche Stück Papier und verzehrte die Inschrift mit den Augen.

Ich stand erwartungsvoll.

„Nun?!“ fragte ich endlich.

Enttäuscht hielt sie mir den Zettel hin. Ich nahm ihn.

Polnische Schrift.

Ich verzog amüsiert den Mund.

Sie ergrimnte.

„Was Sie auch immer zu lachen haben, Hagemännchen! — Ist das freundschaftlich?“

„Aber so lassen Sie Mezerino doch thun und treiben, was er will," versetzte ich mit gut gespielter Harmlosigkeit. „Eigentlich geht Sie doch Mezerino mit seinem Liebeskram gar nichts an.“

Sie war einen Moment wie betäubt durch diese Erwiderung. Dann brach's wie Flammen auf ihrem Antlitz aus. Sie fuhr auf mich zu und schlug beide Hände auf meine Schultern. Wie ein bissiges Hündchen zertrte sie mich her und hin.

„Was sagen Sie? Was sagen Sie? — Er geht mich nichts an? — Nichts an?“ Ihre Blicke funkelten. „Ob er mich nichts angeht! Ob! — Ich mag ihn leiden, sag' ich Ihnen — ich hab' ihn lieb! Freffen könnt' ich ihn, vor Liebe freffen! Und nun sagen Sie noch einmal, sagen Sie noch einmal, er geht mich nichts an!“

Sie bohrte mir ihren funkelnden Blick ins Auge, daß mir wurde — ich weiß selber nicht wie.

Meine Antwort dauerte ihr viel zu lange. Sie schüttelte mich, mich, die ich sie um Kopfeslänge überragte und mir in diesem Moment vorkam wie der Riese Goliath gegenüber dem zierlichen David, und ihre Lippen zitterten.

„Sagen Sie noch einmal, daß er mich nichts angeht — und ich wünsche Ihnen, daß Sie nie in Ihrem Leben einen Mann bekommen! Und falls Sie doch einen bekommen, wünsche ich, daß er tausend Liebhaften anzettelt, damit Sie nie zur Ruhe kommen!“

Damit Sie wissen, wie einem zu Mut ist, wenn man liebt, unsinnig liebt und betrogen wird, schmählich betrogen!"

Sie ließ mich fahren, schlug ihre Hände vors Gesicht und bekam einen Weinkrampf.

V.

Mit dem ominösen Zettel in der Hand erwartete die Spaz Mezerino im Gastzimmer, wo der gedeckte Tisch seinerseits auf uns wartete.

Mezerino kam, harmlos und unschuldsvoll; der reine Tugendengel. Er duftete nach allen Wohlgerüchen Arabiens, was in der fliegendurchschwärmten Gastzimmeratmosphäre recht wohlthuend berührte.

Die Spaz hatte sich in Angriffsposition gesetzt.

„Hier!"

Der Zettel flatterte vor seiner Nase.

Betroffen nahm er ihn — und stuzte.

„Ihr Sündenregister! — Erröten Sie nur!" schleuderte sie ihm ins Gesicht und starrte ihn an. Wäre ihr Auge ein Brennglas gewesen, so wäre er unweigerlich in Flammen aufgegangen.

„Polnisch versteh' ich nicht," sagte er trocken und reichte ihr das corpus delicti zurück.

„Nicht? — Wer's glaubt! — Wozu wären Sie denn sechs Wochen in Warschau gewesen?"

„Zum Gastieren an der Oper, kleine Unschuld." Er sah sie aus Sinn.

„Bitte sehr!" lehnte sie spitz diese Vertraulichkeit ab. „Sie haben mir doch selber gesagt, daß Sie etwas Polnisch können . . ."

Er lachte halb verneinend.

„Natürlich, jetzt wollen Sie's angehts dieses Liebesbriefes leugnen. Haben Sie mir nicht gesagt, putsch! hiesje komm — cukiernia hiesje konditorci und moja kochanka hiesje meine Geliebte?"

„Jawohl, moja kochanka," verlegte er in zärtlichem Tone, „das habe ich Ihnen gesagt. Und das ist all mein Polnisch."

„Sehn Sie wohl! Der Zettel wird wohl so ein Streich sein."

Indem kam Cohn mit der Suppe. Ein halb-erwachsener Knabe mit einer Serviette im Arm, mit der er scheinbar schon acht Tage lang feuchte Teller abgewischt hatte, folgte ihm.

Wie ein Wirbelwind flog Spazchen auf Jsidor zu.

„Können Sie Polnisch?"

Jetzt flatterte der Sündenbrief auch unter seiner Nase.

„Was werde ich nicht Polnisch können?" verlegte er und stellte die Suppenterrine, aus der ein starker Duft von Gans und würzigen Küchenpflanzen stieg, vorsichtig auf den runden Tisch. „Hab' ich doch mit 'm alten Goldstein nur polnisch gesprochen. Der hat gar nicht Deutsch gekonnt. Jsidor, hat er oft gesagt, bin ich geboren in Russisch-Polen, werd' ich sprechen meine Muttersprache bis an mein seliges Ende. Die Salche mag sprechen deutsch und mag die Kinder erziehen auf deutsch; sie sollen weiterkommen im Leben . . . Au, wie heißt — er ist fünf Jahre tot, und die Goldstein spricht deutsch und hat vergessen, daß sie vor dreißig Jahren nur mit

Polnisch' über die Grenze gekommen ist, und die Myrjam spricht deutsch und hat 'n gebildetes Fräulein für die Kinder — ach so, Sie wollen wissen, was das heißt?"

Er hob den Zettel, den er während seines Redeflusses achtlos genommen, mit je zwei Fingern, als sei er fettig, vor die Augen.

„Gott, du Gerechter, wo haben Sie das her? — Das ist ja die Quittung über die Dschim-Dschims für den Herrn Volle, die ich hab' vor sechs Jahren dem alten Goldstein ausgeschrieben! Wo haben Sie das her?"

„Volle läßt übrigens grüßen," schaltete Mezerino ein.

Spazchen schämte sich, ich sah's ihr an. Sie würde gewiß geklunfert haben, wenn ihr irgend eine passende Ausflucht eingefallen wäre. Aber nach dem Verhör mit Mezerino konnte ihr wirklich nichts Passenderes als die Wahrheit einfallen.

„Um die Stiele der Rosen war's gewickelt," gab sie etwas kleinlaut zu.

„Werden sie gewesen sein naß, hat die Goldstein gefürchtet für Glasphyras Handschuh' — hat sie genommen aus der Schublade ein altes Stück Papier — war's die Quittung über die Dschim-Dschims." Er hielt Spazchen den Zettel wieder hin. „Sie ist übrigens verjährt."

Spazchen ballte das Papier zur Kugel und feuerte es auf Mezerino.

„Für Ihre Frechheit!" lachte sie.

Er hob den Ball auf und revanchierte sich. Mehrere Male flog der Ball hin und zurück.

„Daß er nur nicht in die Suppe fällt," sagte Cohn ängstlich.

Auf diese indirekte Zwite hin setzten wir uns mit Jsidor Cohn zu Tisch.

Ueber den ersten Löffeln Suppe waltete ein fast heiliges Schweigen mit Fliegengehumme, das endlich Cohn unterbrach.

„Meine Damen, wie gesagt, Sie sind nach dem Konzert alle eingeladen zur Frau Goldstein. Sie giebt das Fest nämlich nur zu Ehren vom großen Sänger Mezerino." Er führte dreimal den überfließenden Löffel rasch zum Munde. „Meine Damen, finden Sie nicht auch, daß der Mezerino ihr schuldig ist eine Staatsvisite? Sie ist die Erste in Kempen! — Und 's ist 'n feines Haus, auf meine Ehre," er schlug sich auf die Brust. „Austern und Sekt, ich versichere es Ihnen. Der Herr Volle — bitte, Willibald, grüßen Sie 'n schön wieder — der Herr Volle hat doch auch verkehrt in dem Hause. Und was der Herr Volle ist — alle Achtung! — Immer bares Geld! Immer bar bezahlt. Ein feiner Mann, der Herr Volle! — Der Herr Volle würde gewiß auch zureden zur Visite. Ach, was hatte der für ein Herz! Ein goldenes Herz hatte der Volle."

„So halten Sie doch endlich 's Maul!" sagte Mezerino nervös und warf den Löffel nachlässig in den leeren Suppenteller, während er selbst sich gegen die Stuhllehne warf und sein zähes Weißbrot in zwei Stücke riß.

„Es sei ferne von mir, Sie zu belästigen,"

dienerte Cohn. „Sie werden heut' abend die Bekanntschaft vom Levison machen —“

„Von dem widerlichen Sterk, von dem Sie mir vorhin erzählten . . .“

„Der meinen Vater gebracht hat um sein ganzes Vermögen.“

„Das habe ich noch nicht recht begriffen,“ gähnte Mecerino.

Cohn wandte sich nach der Thür.

„Jeremias, bring' s' andre Essen!“

Der Kleine mit der Serviette trug einen farcierten Gänsehals herein, der vorzüglich zubereitet war. Isidor zerlegte ihn, und jener servierte.

„Das ist doch ganz einfach,“ knüpfte Isidor an. „Sie haben gewiß wieder die Gedanken gehabt bei Ihrer heil'gen Cäcilie.“

Dieser an und für sich ganz harmlose Scherz hatte für die Spaz einen verdächtigen Beigeschmack.

„Meinen Sie jemand Bestimmtes damit?“ fiel sie ihm sofort in die Rede.

„Wie heißt . . .“

„Ich meine —“ sie wurde rot.

Mecerino lachte.

„Sie meint irgend eine Chansonnette —“

Cohn hob erschrocken alle zehn gespreizten Finger.

„Gott der Gerechte, ich weiß von gar nichts.“

„Da haben Sie's, Sie kleiner Bohrwurm. — Isidor, fahren Sie fort im Kriminalroman von Ihrem Freunde.“

„Freund! Freund! Beileibe nicht Freund!“ Das Entsetzen malte sich auf seinen Zügen.

„So erzählen Sie doch los!“ drängte die Spaz. Er wandte sich gegen sie.

„Mein Vater war ein armer Mann, als er kam über die polnische Grenze. Aber er war ein arbeitssamer Mann, und ein sparsamer Mann war er auch. Hat er hie und da verdient, hat er gemacht ein Geschäft, hat er gespart — hat er gehabt in einigen Jahren ein kleines Kapitälchen. Wie hat er's angelegt? Eine Schankwirtschaft hat er übernommen mit einigen Hypotheken von einem bankerotten Wirt. Der Levison hat ihm geborgt 's Betriebskapital zu hohen Zinsen. Zuerst ging's gut. Nachher fingen die Leute an, den Schnaps zu trinken auf Borg. Hat er ihnen nicht mehr gegeben, sind sie nicht mehr gekommen — hat er ihnen gegeben, ist er los geworden den Schnaps gratis. Wie der Levison es hat gemerkt, hat er ihm gekündigt 's Kapital. Hat er's nicht gehabt — war er pleite. Und der Levison hatte die Restauration.“

„Das ist ja empörend!“ rief die Spaz voll Mitgefühl.

„Fräulein,“ sagte Cohn bitter und legte ihr vertraulich die Hand auf die Schulter, „wenn Sie erst kennen werden den Levison, werden Sie sich über nicht mehr wundern.“

„Da bleibt er ja im gewohnten Geleise, wenn er Ihnen hier gegenüber ein Konkurrenzhotel bauen will. Na, wenn Sie Geld brauchen, Isidor, wenden Sie sich nur an das goldene Herz von Bolle, der ist Ihnen noch erkenntlich wegen der Dchim-Dchims.“

War's Aergger über Mecerinos Spott, war's die

Wucht des Ingrimm's über Levison — Cohn stürzte plötzlich nach einer Ecke des Zimmers, um dort die Eintracht einer Fliegenklatsche und eines Spucknapfes zu stören. Er ergriff den unheimlichen Prügel und fuhr damit über den Tisch und in der Luft herum, so daß sich ein wahrhaft wilder Reigen der gestörten Fliegen erhob, welche bisher in stiller Beschaulichkeit unser Mahl geteilt.

„Der Bolle hat den Levison auch im Magen!“ rief er aufgebracht. „Er hat bei ihm zur Miete gewohnt — Gott der Gerechte, so 'n stiller Mieter wie der Herr Bolle! Kein Kind, kein Hund, kein nächtlicher Unfug! Aber der Levison hat 'n schitaniert. Wo er konnte, hat er 'n schitaniert! Wegen der Myrjam nämlich,“ endete er mit vorgehaltener Hand.

„Weiß schon,“ machte Mecerino ablehnend.

„Durch Bolle?“

„Durch wen wohl sonst!“

„Die Myrjam hat dem Bolle förmlich nachgestellt. Aber er hat sie nicht genommen. Da hat sie den Levison ausge schlagen und sich mit dem Joel getröstet —“

„Weiß schon, weiß schon.“

„Gott — Sie wissen ja alles! Aber Sie wissen nicht, daß der Levison die Glasphrya mit Füßen getreten hat, als sie noch ein häßliches Kind war. Wenn er zur Goldstein gekommen ist wegen der Myrjam, und die Glasphrya hat vor der Thüre gesessen — wenn sie satt war, hat sie vor sich hingefungen, und wenn sie hungrig war, hat sie gekauert und vor sich hingestarrt — da hat er ihr gegeben einen Fußtritt, weil's ihm nicht wert schien, ihr zu geben ein freundliches Wort, damit sie ihm aus dem Wege ging. Er hat ihr oft weh gethan. Blaue Flecken hat sie gehabt an Armen und Beinen. Meiner Mutter ist sie klagend gekommen; die hat's gesehn mit eignen Augen.“

„Das nennt man in Berlin: er hat sich kurz gefaßt,“ spöttelte Mecerino.

„Schämen Sie sich! — So was!“ tabelte Spätschen.

„Jeremias, bringe den Lammstrücken! — Hören Sie weiter, was der Levison für 'n Mann ist. — Einen schönen Flügel sollt' ich besorgen für die Frau Goldstein aus 'ner Erbschaft gegen fünf Prozent Provision. Was thut er? Kauft 'n unter der Hand vor der Auktion mir vor der Nase weg und bietet ihn der Goldstein sehr coulant ohne Provision an. Sie dachte, es wäre wegen der Myrjam, und hat 'n übernommen. Und 's ehrliche Geschäft? — Zuschlag hat er genommen mehr als zehn Prozent. Nachher, als sie dahintergekommen ist, hat sie gesagt: „Lieber hätt' ich gekauft den Flügel mit fünf Prozent Provision vom Isidor Cohn; wär' ich billiger dazu gekommen.“

Er ergriff heftig die Fliegenklappe. Klatsch, klatsch, klatsch, fünf Fliegen mit jedem Male.

„Und ist die Unternehmung mit dem Hotel etwa schön? Hat er's nötig? Wirft ihm 's Bankgeschäft in Breslau nicht genug ab? Muß er auch mich bringen um meinen Verdienst? Ein Hotel da drüben zu bauen mit Berliner Komfort, daß die Leute



Phot. Aufnahme von Wm. Kellman & Son, Montreal.

Nach einer Feuersbrunst im Winter: Straßensbild aus Montreal (Kanada).

kommen zu ihm und nicht mehr zu mir . . . heißt mich ruinieren.“ — Er pustete erregt vor sich hin. „Aber: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wenn ihm 's Auge aufgehen wird, wird er meiner gedenken! Heute — was glauben Sie wohl — heute vermietet er Fensterplätze für dreißig Pfennig den Stuhl.“

„Ei gar!“ rief die Spaz mit großen Augen. „Und worüber sollen ihm denn die Augen aufgehen, Herr Cohn?“

„Nu, — das ist meine Sache. Sie werden ihm schon aufgehen; auf meine Ehre, sie werden ihm aufgehen! — Und 's Hotel mit 'm Berliner Komfort wird ihm vor der Nase tanzen wie 'ne Fliege über 'm Abgrund.“

Endlich fand ich Gelegenheit zu einer Frage.

„Sagten Sie nicht bei unsrer Ankunft, daß Sie alle Plätze vermietet hätten, Herr Cohn? Wie kommt Herr Levijon zu . . .“

„Hat er doch das Haus gegenüber der Konzerthalle!“ schrie er mir mit einer Indignation ins Gesicht, als ob ich jenen zu der Schandthat des Hausbesitzes angestiftet hätte. „Er vermietet die Fensterplätze von seinem leeren Hause —“

„Das leere Haus wird immer interessanter,“ fiel die Spaz ein.

„Was hat er für ein Recht dazu? Hat er bezahlt für die Musik über die Straße? Nichts bezahlt hat er. Dabei entriert er noch 'n Geschäft mit Butterbrotten, die er verkauft an seine Zuhörer. Aber ich will ihm 's Geschäft verfalzen!“

„Renommieren Sie doch nicht so!“ suchte Mecerino den Erregten zu befänstigen.

„So wahr ich heiße Zsidor Cohn,“ — er legte die gespreizten fünf Finger seiner Rechten auf die Brust — „ich will's ihm verfalzen!“

Mecerino lächelte blasfirt; jener bemerkte es.

„Sie wollen's nicht glauben? — Sie sollen's sehen!“

„Wie denn?“ fragte die Spaz.

„Soll ich die Karten aus der Hand geben?“ fragte er zurück. Dann griff er zur Weinflasche.

„Bitte, meine Damen, trinken Sie aus! Willibald, Ihr Glas! Ich hab' 'n selber abgezogen.“

„Dann ist er sicherlich gemanscht,“ versetzte Mecerino.

„Gemanscht, gemanscht? Was werd' ich 'nem berühmten Sänger vorsehen gemanschten Ungar!“

Er wurde durch Jeremias unterbrochen, der mit fliegender Serviette ins Zimmer fuhr und schrie:

„Die Glasphyra ist draußen!“

Cohn schnellte empor und wollte aus dem Zimmer stürzen, besann sich aber eines Bessern und setzte sich wieder.

Mecerino, der eben sein Weinglas an die Lippen hob, stellte es energisch auf den Tisch zurück.

„Donner und Doria! Die muß 'reinkommen!“

„Sie will Sie sprechen,“ winkte der Halb- erwachsene.

„Mich?“ Mecerino setzte erstaunt den Finger auf die Piquéweste.

„Sie will Sie allein sprechen,“ fügte Jeremias mit einem Seitenblick auf uns hinzu. „Sie sagt, sie geniert sich vor so vielen Leuten.“

„Ja, sie ist ein bißchen schüchtern,“ bestätigte Zsidor rasch.

Mecerino war emporgesahren. Er sprang zum Spiegel, zog an der Krawatte, drehte den Schnurrbart und wollte hinausgehen.

Aber er hatte die Rechnung ohne das Spätzlein gemacht. Als er die Thür erreichte, stand sie schon wie der flammende Engel des Paradieses davor und deckte die Klinke mit dem Rücken.

„Hier geblieben!“

„Was soll denn das, Spätzchen!“ Er wollte sie zur Seite schieben. Aber als er sie berührte, zuckte sie auf wie eine Pantherkatze. Ihre Augen sprühten Funken der Eifersucht.

„Keinen Schritt weiter!“

„Na, na! Wenn mich einer sprechen will!“

„Eine—e—e—e ist aber nicht einer—r—r—r, daß Sie's nur wissen!“

„So gehen Sie doch weg!“ Er wurde ungeduldig.

„Meinen Kopf drauf, Mecerino, ich lasse Sie heut abend mit dem Accompagnement sitzen, wenn Sie hier Liebesaffären anzetteln oder ausfechten.“

„Nun wird's Tag!“

„So etwas schießt sich nicht für Sie!“

Ueber sein Gesicht zuckte der Mutwille, sich mit ihr zu necken.

„Ach was! Für mich schießt sich alles.“

„Gut. — Sie ließ die Klinke fahren. „So gehen Sie! — Gehen Sie nur! — Was gehen Sie nicht? — Herr Cohn, einen Wagen für mich! Ich will mit dem nächsten Zuge nach Breslau zurück!“

„Gott du Gerechter!“ entfuhr es Cohn. „Der Zug geht erst in zwei Stunden . . . Aber Sie wollen doch nicht fahren vor dem Konzert?“

Mecerinos Hand war von der Klinke gesunken. Er stand total verblüfft. Bisher hatte er die kleine Spaz nur als ein harmloses Vögeltchen gekannt, und jetzt zeigte sie auf einmal Geierkrallen! Da hieß es, sich in acht nehmen! Draußen die rosen-spendende Schönheit war ja recht verlockend. Aber mit seinem erprobten, netten, kleinen Accompagneur konnte er's unmöglich verderben. Er war so eingekungelt mit ihr, er brauchte nie etwas zu proben, sie gehorchte ihm und seiner Stimme, wie ein gutes Schulpferd seinem Reiter. Und sie war jetzt wirklich im Stande und reiste ab! Man sah's ihr an — sie war zu allem entschlossen, zur Fahnenflüchtigkeit in jeder Gestalt.

„Gehen Sie nur, gehen Sie nur!“ rief sie abermals spit und heftig. „Herr Cohn, einen Wagen will ich!“

„Gott der Gerechte, es ist ja noch Zeit!“ — Er glitt dicht an Mecerino heran und flüsterte vorsichtig: „Herr Mecerino, soll ich nicht lieber die Glasphyra fortschicken?“

Es giebt Wiederwänner, welche in Momenten wie dieser ein gedämpftes Verhandeln durchaus verschmähen. Hierzu gehörte Mecerino. Was hatte der Cohn wie auf der Bühne ‚beiseit‘ zu sprechen? Er selber brauchte das nicht, wenn er nicht wollte. Mochte doch Spätzchen hören, was er sagte. Mit voll er-hobener Stimme schrie er demgemäß Cohn ins Gesicht:

„Ich fertige meine Klienten nicht ab wie 'n Zahnarzt, der ziehmüde ist. — Sie können ja gar nicht wissen, was die junge Dame eigentlich von mir will!“ Ein spitzer Seitenblick auf Späzchen: „Lieber tot als unhöflich! Wer ein edler Ritter ist, läßt keine Dame sitzen!“

Späzchen erwiderte diesen Ausspruch mit einem Schweigen, das durch den berebten Blick, der es begleitete, fürchterlich wurde. Ein Tugendengel, der einen Verlorenen anklagt, ist nichts dagegen.

Mecerino hielt fromm, frei und fröhlich diesen Blick aus. Cohn indessen fühlte sich einer einlenkenden Erwidern bedürftig.

„Nu,“ wendete er sich besänftigend zu ihr, „der Mecerino ist doch 'n solider Mann!“

„Was nennen Sie denn eigentlich solid?“ fiel Späzchen kampflustig ein. „Von zwanzig denken immer zehne, daß er sie aufs Heiraten hin hofiert! Jawohl, Mecerino, seien Sie ganz still! — Und das nennen Sie solid, Herr Cohn? Ich verstehe unter 'solid' ganz etwas andres.“

„Bitte, setzen Sie das doch rasch auseinander,“ sagte Mecerino, unbeforgt, ob seine Dame draußen auf den ersehnten Ritter wartete.

„Daß man's mit einer hält!“

„Wenn aber doch so viele nett sind —“

„Machen Sie rasch!“ drängte Cohn. „Die Glasphira darf nicht so lange von zu Hause fort. Die Goldstein paßt auf die Minute. Sie wird gehalten wie in 'nem Käfig, bis der Levison wird mit seiner goldenen Hand den schönen Vogel —“

„So bestellen Sie doch das Anspannen!“ trieb Späzchen und gab die Thür frei.

„So was Dummes!“ brummte Mecerino. „Als Tugendwächter hab' ich Sie wahrhaftig nicht mitgenommen. Wenn Sie aber mal so sind, na, dann lassen Sie nur die Dame 'reinkommen, Jfidor.“

Auf dieses Stichwort hin riß Jeremias die Thüre auf und winkte wild mit der Serviette.

„Kommen Sie 'rein! Kommen Sie 'rein!“ schrie er. „Der Herr Mecerino will's haben!“

VI.

Wir stoben auseinander und ließen Mecerino im Zentrum des Zimmers allein zurück. Ich suchte in der Fensternische eine bescheidene Zuflucht, und Späzchen nistete sich mit ihrer zähen Eiferhucht im ausgefessenen Polster des braunen Familiensofas ein, mit dessen Farbenton sie förmlich zusammenfloß. Nur ihre Augen glühten mißtrauisch: zwei bewegliche Funken.

Cohn eilte noch zu Mecerino und zischelte ihm ins Ohr:

„Sie ist ein bißchen ängstlich.“

„Das sagten Sie schon vorhin,“ versetzte jener. „Ich bin nicht schwachsinzig.“

„Ich meine nur . . . Damit Sie ihr tüchtig zureden . . . Jedes Pferd braucht mal 'nen Sporn . . .“

Die Spaz hörte die Bemerkung so gut wie ich. Sie zuckte auf, als ob sie etwas Persönliches darauf erwidern wolle, schwieg aber und saß wieder in sich zusammen, denn schon kam Glasphira.

Mit der Hast der Befangenheit eilte sie ins Zimmer. Sie schien einen Mangel an Selbstvertrauen und Welterfahrung durch die Naschheit ihrer Bewegungen und eine nicht ganz wahre innere Entschlossenheit bedecken zu wollen.

Mit unsicherem Blicke prüfte sie ihre Umgebung. Sie bemerkte uns und nahm uns notgedrungen mit in den Kauf. In dem Gruß gegen Cohn tauchte unwillkürlich eine gewisse Vertraulichkeit auf, um sogleich wieder zu verschwinden.

Nun hob sie ihre Augen zu Mecerino.

Der stand vor ihr, den rechten Fuß vorgelegt, die linke Hand in der Hosentasche, die rechte am Schnurrbart; halb verlegen, halb überlegen lächelnd, ein Gemisch von Liebenswürdigkeit, Größenwahn und Selbstgefälligkeit. Seine Augen blickten dreist vertraulich, während er sie bewillkommend grüßte.

„Es ist wohl sehr unbescheiden von mir,“ — begann sie überstürzt und stockte.

„O bitte. Solche Unbescheidenheit läßt man sich schon gefallen.“

„Ich wollte Ihnen schon auf dem Bahnhofe meine Bitte aussprechen —“

„So, Sie haben eine Bitte?“

Also deshalb die Rosen! Sie hatte seine Aufmerksamkeit erregen wollen.

„Aber es waren zu viele Menschen um uns herum —“

„Also sind Sie wirklich ängstlich?“ Er lächelte ironisch.

Sie errötete leicht.

„Soll ich etwa 'rausgehen?“ fragte Cohn plötzlich mit so freundlicher Zudringlichkeit, daß er ihr die Antwort förmlich in den Mund legte.

„Lieber Herr Cohn, Sie genieren durchaus nicht.“

Dabei sandte sie ihm einen Blick, wie man ihn nur einem nahen Freunde oder einem Vertrauensmann spendet.

Er rechte sich und schlich dann zu mir in die Fensternische. „Man sieht's ihr wirklich nicht an,“ tuschelte er mir zu, „wie sie so dasteht, daß die Goldstein sie schlägt.“

Ich machte eine Bewegung des Entsetzens.

„Auf mein Ehrenwort, sie schlägt sie, wenn sie immer wieder sich sträubt, den Levison zu nehmen.“

„Wie gesagt, — ich habe eine Bitte,“ wiederholte Glasphira.

„Und die wäre?“

„Sie betrifft mich selber.“

„Nur Courage!“

„Herr Cohn riet mir, Sie um Ihr Urteil zu bitten . . .“

„Nur zu!“

Die Spaz, welche mit einer gewissen Unheimlichkeit in ihrer Sofaecke nistete, verfolgte mit Schlangensblicken Mienenspiel und Wortwechsel der beiden.

„Sie sind ein so großer Künstler, reich an Erfolgen und Ruhm, daß Herr Cohn mir sagte, Sie wären die geeignete Autorität für meine Zweifel und Bedenken —“ Das Organ der Redenden war Gefang. Es schmeichelte sich süß, weich und schüchtern

ins Ohr hinein, wie ein gedämpftes Liebeslied, das aus feuchter Beklommenheit verzittert, ehe es in vollem Jubel aus der Brust bricht. „Wenn einer — meinte Herr Cohn, — so könnten Sie mir sagen, ob es mir gelingen dürfte, eine Künstlerin zu werden, die — die —“

Sie stockte wieder und schien den Faden des offenbar wohlüberlegten, wenn nicht gar einstudierten Satzes verloren zu haben.

„Die reißt!“ schrie Cohn laut.

Mecerinos Nase war gestiegen. Er hatte den rechten Fuß zurückgezogen und seiner Haltung dadurch größere Würde verliehen. Sein Selbstgefühl begann sich zu blähen.

„Fräulein,“ sagte er, und durch seine Stimme zog's wie ein Hauch antiker Weisheit, „wer kann das vorher wissen? So etwas wird keinem an der Wiege gesungen.“

„Aus der Wiege ist sie schon lange raus!“ rief Cohn. „Und daß sie reißt wird, dazu brauchen Sie sie nur anzusehen und zu hören.“

Mecerino hob die Hand wieder zum Schnurrbart, den er einige Minuten Ruhe gegönnt hatte.

„So so,“ machte er und fixierte sie aufmerksam.

Glasphyra seufzte unwillig und errötete.

„Meine Zukunft hängt von Ihrem Urteil ab,“ sagte sie kurz, „denn wenn ich aussichtslos dastünde, könnte mich nichts —“

Cohn unterbrach sie mit bemerkbarer Absichtlichkeit.

„Sie werden schon was erreichen,“ schrie er eifrig. „Aber ein bißchen Mut und Selbstvertrauen gehört schließlich zu allem, was man riskiert.“

„Haben Sie denn Stimme?“ fragte Mecerino gedehnt.

„Natürlich hat sie Stimme!“ fuhr Cohn wieder los. „Und was hat sie für eine Stimme! Sie sollen Sie bloß hören!“

Ein Impresario hätte sich nicht feuriger für einen neuen Stern in die Schranken werfen können als dieser Cohn für diese Glasphyra. Warum? Was trieb ihn, sie zu lancieren? Die Kunstbegeisterung? Nein, hier mußten andre Triebfedern spielen.

„Wenn ich Ihre Stimme beurteilen soll,“ sagte Mecerino kühl, „so müssen Sie mir unbedingt etwas singen.“

„Hier?“ warf sie hin.

„Natürlich, hier!“ rief Cohn.

„Aber hier ist kein Instrument,“ bemerkte Glasphyra.

„Einen Edelstein erkennt man auch ohne —“ Mecerino ließ sein Gleichnis im Stich.

„Lupe,“ fiel Cohn ein.

„Nein, Pianino wollte ich sagen. Kurz und gut, singen Sie nur ohne Pianino.“

Einen Moment schaute Glasphyra zu Boden, als schäme sie sich, ihre Stimme unsern Ohren preiszugeben. Dann sang sie ein polnisches Liebeslied.

Wer kann beschreiben, wie sie sang! Eine Stimme, die Thränen weckt. Ich hatte eine solche Stimme noch nie gehört.

„Sie haben ein Kapital in der Kehle!“ rief Mecerino, noch ehe sie geendet hatte. Sofort brach sie ab.

„Was hab' ich gesagt?“ poßante Cohn und eilte zu den beiden. „Hab' ich nicht gesagt, daß Sie das Vermögen vom Levison zweimal in der Kehle haben? Hab' ich nicht gesagt, daß Sie nicht brauchen den Levison, um zu haben die Millionen?“

„Aber Sie müssen noch studieren,“ mahnte Mecerino.

„O, wie will ich lernen, wenn ich etwas erreichen kann!“

„Wo wollen Sie studieren? Bei der Marchesi in Wien oder auf der Berliner Hochschule...“

Glasphyra errötete flammend wie der Morgenhimmel, wenn die Sonne steigt.

„In Warschau,“ versetzte sie kurz.

Sogleich kam ihr Cohn zu Hilfe.

„Sie hat da nämlich Anschluß...“ Er dehnte das letzte Wort in einer Verlegenheit, die Argwohn erregen konnte.

„Anschluß?“ Mecerino maß sie vom Scheitel bis zur Sohle. „Warum wollen Sie eigentlich zur Bühne? Haben Sie denn das nötig?“

„Sie hat keinen Pfennig,“ nahm Cohn ihr die Antwort vom Munde weg, „und der Verwandtschaft am Beutel zu hängen, ist nicht jedermanns Sache. Am besten schmeckt immer das Brot, das man sich selber bäckt.“

„Ach denke,“ wandte Mecerino ein, „Sie können eine reiche Heirat machen? Isidor sagte uns doch... Sie mit Ihrem hübschen Gesicht...“ Er wog bedeutlich den Kopf und spielte sich auf den Väterlichen hinaus. „Fräulein, lassen Sie sich sagen, ein warmes Nest, gleichviel wer's gebaut hat, ist immer besser als ein goldner Trog auf den Brettern.“

Isidor schien plötzlich Krämpfe zu kriegen. Er sprang auf und gestikulerte lebhaft.

„Was machen Sie für Geschichten!“ rief er aufgebracht. „Was nehmen Sie ihr wieder den Mut, den ich ihr eingeflüßt habe zu ihrem Besten! Wenn Sie würden kennen den Levison, würden Sie sagen —“

Glasphyra war bleich geworden, so bleich wie die getünchte Wand. Und nun lohnte es in ihrem Antlitz auf. Es war eine wilde Flamme, in der viele Leidenschaften sich begegneten.

„Ich lasse mich nicht verkaufen,“ sagte sie trotzig, „eher würde ich untergehen.“

„Das ist 'n bißchen kühn,“ stieß Mecerino durch die Zähne und fixierte sie scharf.

Als sie seinen Gesichtsausdruck begriff, erglühte sie bis unter die dunkeln Stirnlocken. Sie that mir leid. Ihre Mundwinkel zuckten wie im Schmerz einer empfangenen Demütigung und kränkelten sich endlich in bitterem Spott, während sie einen Seitenblick unendlicher Verachtung auf ihn schob.

Dieser Blick hob ihn aus dem Gleichgewicht. Er räusperte sich und suchte nach irgend einer Bemerkung, die ihn wieder in den Sattel hob.

„Wenn Sie irgend welche Empfehlungen brauchen...“ begann er unsicher.

„Sie hat jemand, der sie berät,“ bevormundete Cohn sogleich seine Schutzbefohlene.

„Nun, dann Glück auf den Weg, Fräulein.“ Jetzt war er wieder obenauf. Leutselig reichte er der Spröden die geringste Rechte. „Und nachträglich Dank für Ihre Rosen —“

„Da bedanken Sie sich beim Isidor,“ versetzte sie rasch, ohne seine Hand anzunehmen. „Wenn der nicht meiner Tante gesagt hätte . . .“

„Gott du Gerechter, was machen Sie für Geschichten!“ rief Isidor entsetzt. „Sie fallen ja ganz aus der Rolle!“

„Herr Mezerino soll nicht denken, die Rosen wären von mir.“ Sie neigte sich flüchtig gegen die Spatz und mich und wandte sich zum Gehen. „Herr Cohn, bitte, auf ein Wort.“

Cohn schob hinter ihr zur Thür hinaus.

„Die weiß, was sie will,“ lachte Mezerino mit halber Stimme. „Aengstlich soll die sein? sagt Cohn. Den Teufel hat sie im Leibe! Aus so einer wird was!“

Gedankenvoll ging er einige Male im Kreise herum.

VII.

Kaum zehn Minuten waren vergangen, seit Glasphrya und Cohn verschwunden waren, als die Thür zu dem Speisezimmer heftig aufgerissen wurde.

„Ist der Herr Cohn zu sprechen?“

Mezerino und Spätzchen, die sich gerade wieder katzbalgten, fanden im ersten Schreck nicht gleich Worte zur Auskunft.

„Er ist hinausgegangen,“ erwiderte ich daher der mittelhohen, starken Frau, die ins Zimmer getreten war, als ob dieser Raum mit allem, was drum und dran hing, ihr gehöre. Ihr Organ war scharf und durchdringend. Die Nase, stark gebogen, ragte schnabelähnlich aus dem Gesicht. Die Mundwinkel lagen gesenkt, wie bei eigensinnigen Menschen, die im häuslichen Mergel Erjas für ein bewegtes Leben finden. Zwischen den Brauen lagerte die Falte der Mißgunst.

An der tornblumenblauen Sammettaile, welche ihren Abschluß in einer dicken Halsrüsche aus Spitzen fand, erkannte ich — Frau Goldstein. Sie hatte eine so blühende Gesichtsfarbe und atmete so heftig, daß man denken konnte, die Halsrüsche würge sie und sie ränge nach Luft.

„Königin von Kempen“ hatte Volle sie genannt. Das fiel mir ein, als ich auf ihrem Hut einen kronenartigen Aufputz von Glittern und Zett schillern sah.

„Wo ist der Isidor? — Auf dem Hof?“ Sie sah keinen von uns besonders an; sie fragte in die tabaksdunstige Zimmerluft hinein.

„Ich weiß nicht,“ antwortete ich höflich.

Ob Frau Goldstein denken mochte, daß einer von uns Isidor für sie herbeiholen sollte? Jedenfalls blieb sie, wie eine Dampfmaschine Luft schöpfend, einige Minuten stehen, wo sie stand. Wir blieben ebenfalls stehen, stumm und fröhlich, und labten uns an ihrem gesunden Anblick.

Sie hatte einen nach dem andern von oben bis unten gemustert.

„Ach, Sie sind wohl die Künstler?“ schnarrte sie. Als ob sie eine Truppe mit Affentheater anredete.

Mezerino fiel's gar nicht ein, zu antworten. Vielmehr bekam er einen roten Kopf. Er war an ganz andres Entgegenkommen gewöhnt.

Die Spatz zuckte stumm die Mundwinkel.

„Ganz recht,“ erwiderte ich gutmütig.

Wieder mußten wir uns einen hochmütig herausfordernden Blick gefallen lassen.

Dann machte sie Kehrt und rief mit einer Stimme, die die Posaunen von Jericho hätte ersetzen können, zur Thür hinaus:

„Herr Cohn! — Herr Cohn, ich will Sie sprechen!“

Es vergingen einige Augenblicke, dann stürzte Cohn herbei und zwar aus der Thür, durch welche Jeremias das Essen hereingetragen hatte.

„Isidor,“ rief sie ihm mit Zeichen heftiger Aufregung entgegen, „die Glasphrya ist noch nicht zurück!“

„Was Sie sagen, Frau Goldstein!“

„Ist sie bei Ihnen?“

„Gott der Gerechte, was wird sie bei mir sein!“

„Daben Sie sie gesehen?“

„Gewiß hab' ich sie gesehen. Auf 'm Bahnhof hab' ich sie gesehen mit den Rosen, die Sie ihr haben gegeben —“

Die Goldstein fuhr auf Cohn los und, wahrhaftig, sie streckte ihm ihre Faust entgegen.

„Sie ist weg mit 'm Zug,“ rief sie mit der Wut der Ueberzeugung, „und Sie haben's gewußt!“

Er bewahrte eine gewisse Haltung.

„Frau Goldstein, was sind Sie für e Chammer!“

Wo wird die Glasphrya wegfahren mit 'm Zug —“

„Mit 'm Stenscewicz. Gott der Gerechte, ich hab' keine Ruh, bis der Stenscewicz nicht weg ist! Keinen Augenblick laß' ich sie mehr los!“

„Lassen Sie gut sein und regen Sie sich nicht auf. Die Glasphrya wird sein zu Hause. Gehen Sie nach Hause und sehen Sie nach —“

Dabei schob und trieb er sie halb mit dem Arm, halb durch seine dringlichen Körperbewegungen nach der Thür.

„Nein, ich geh' nicht nach Hause. Ich kann nicht. Ich hab' keine Ruh'. Ich werde hier warten, bis sie vorüber kommt.“

Mir war's, als zuckte über sein Gesicht ein leichter Schreck. Indessen faßte er sich sofort.

„'s wird mir 'ne Ehre sein. Bitte, treten Sie näher in die gute Stube. Hier stören Sie die Künstler.“

Wir starrten ihnen nach, als sie das Zimmer verließen. Was sollte das? Was bedeutete das?

„So 'n Halunke!“ murmelte Mezerino. „Der bläst auf zwei Flöten.“

„Gi gar!“ staunte die Spatz.

„Bei der Goldstein spielt er den Freund, und der Glasphrya hilft er —“

„Gi, sehen Sie, wie glatt Ihnen der Name über die Lippen fließt.“

„Zufall!“

Kaum war die Goldstein mit Cohn verschwunden, als sich wiederum die jenseitige Thür behutsam öffnete und Jeremias erschien, gefolgt von Glasphyra und einem schlanken, schönen jungen Manne, welcher der bessern Gesellschaft anzugehören schien.

„Sie müssen zuerst raus,“ wendete Jeremias sich mit verschmitztem Augenzwinkern an letzteren. „Damit die Leute Sie nicht zusammen sehen!“

Er schlich auf den Zehen durchs Zimmer, so als ob die Goldstein in nächster Nähe schlief und man ihr fürchterliches Erwachen umgehen wolle, öffnete vorsichtig die Thür, und der junge Mann eilte, einen flüchtigen Gruß zurücksendend, aus dem Zimmer.

„Drücken Sie sich rechts an die Häuser, damit sie Sie nicht sieht!“ zischelte der Pfliffige ihm nach.

Glasphyra — sie trug ein weiches, warmes Tuch über dem Arm — war aus Fenster getreten und hielt die Augen gesenkt. Es war, als ob sie sich vor uns des kleinen Vorganges schäme.

„Der Cousin!“ warf Jeremias uns erklärend zu. Sie schnellte das Haupt in den Nacken, obgleich sie uns den Rücken wendete.

„Darum sehen sie sich auch so ähnlich,“ bemerkte Mecerino ironisch.

„Auch ein Herr Goldstein?“ fragte sogleich die Spaz, aber ebenfalls nicht ohne Spott.

„Jetzt können Sie auch gehen,“ flüsterte Jeremias dem Mädchen zu. „Drücken Sie sich rechts gegen die Häuser, damit sie Sie nicht sieht!“

Ohne Gruß eilte sie hinaus.

Jeremias schloß grinsend die Thür. Dann folgte er einem Wink Mecerinos.

„Sage mal, Kleiner,“ nahm dieser das Wort und zog den Halberwachsenen nah zu sich heran, „was geht denn hier bei euch vor?“

„Einer kommt, und die andern gehen,“ antwortete Jeremias mit einer Promptheit, die staunenerregend war.

„Schafskopf,“ erwiderte Mecerino und schlug ihm leicht hinter die Ohren. Zener entsprang wie ein Aeffchen, dem man die Kette gelöst hat.

Jsidor Cohn steckte den Kopf in die Thür, und als er nur uns in dem Zimmer wahrte, kam er herein.

„Sind sie beide weg?“ fragte er den Jungen, der bestätigend nickte.

Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Gott du Gerechter, was hat sie nur gemacht für ein Geschrei um die Glasphyra. Haben Sie's nicht gehört? Eine wahre Seelenangst hat sie um die Glasphyra. Eine wahre Todesangst hat sie, daß sie dem Levison durch die Finger gehen könnte! Sie ist meschugge.“

„Warum will man das Mädchen durchaus zu der Ehe mit diesem allgemein unbeliebten Herrn Levison —“

„Verhaßten Levison — sagen Sie ruhig, verhaßten; denn er ist verhaßt. Bei den meisten Leuten ist er verhaßt. Warum sie den Levison heiraten soll? Nu, erstens, weil er sie will. Zweitens sitzt

der Levison auf 'm großen Vermögen. Ein junger Mann ist er nicht mehr. Wenn ich sage sechzig — na — neunundfünfzig, will ich sagen — da mach' ich ihn auch nicht um ein Jahr älter, als er ist. Wie lange wird er leben? Zehn, fünfzehn, zwanzig Jahr. Er kann auch bald sterben, wenn's das Schicksal will, heute — morgen, wie heißt! Nimmt sie 'n, so bekommt sie keine Millionen. Und stirbt sie kinderlos, so erbt die Joel-Goldstein. Das hat die Salche Goldstein schriftlich mit dem Levison abgemacht. In Breslau liegt der Kontrakt beim Rechtsanwalt Rosenthal. — Jeremias, geh zur Goldstein und sag ihr, du wärst drüben gewesen und die Glasphyra wäre zu Hause.“

Jeremias schien ohne Schwierigkeiten aufzufassen. Er ging, bestellte, und nach wenigen Minuten dampfte Frau Goldstein aus dem Hause.

Cohn sah ihrem Fortgange mit unverkennbarer Befriedigung zu.

Plötzlich wandte er sich an Mecerino:

„Sie war sehr wütend, daß Sie ihr keine Staatsvisite machen wollen, Willibald. Sie hat gesagt, Jsidor, hat sie gesagt, wenn der berühmte Mecerino mir nicht macht seinen Besuch, wie ich's beanspruchen kann als Erste von Nempen, gebe ich den Schlüssel zu meinem Flügel nicht raus.“

Mecerino lachte gezwungen auf.

„Das wär' noch besser!“

„Sie werden sehen. Gehen Sie gültlich hin, sag' ich.“

„Da kennen Sie Mecerino schlecht. Wie einen Cirkusreisenden hat sie mich vorhin angeblasen. Der soll ich Besuch machen? Haha!“

„Aber ich muß den Flügel proben,“ sagte die Spaz.

„Und ich die Akustik prüfen,“ fügte Mecerino hinzu. „Uebrigens, meine Herrschaften, bitte ich, nicht mehr mit mir zu sprechen. Meine Stimme will geschont sein. — Wo ist der Saal, Jsidor?“

„Ach so, Sie wollen ihn sich ansehen! Kommen Sie.“

Er machte den Fremdenführer.

Die Konzerthalle, ein großer Raum mit sechs Spigenbogenfenstern, die auf die Straße hinausführten, besaß eine Bühne, welche als Konzertpodium dienen mußte. Man konnte von der Bühne aus sogar die Straße und die gegenüberliegende Häuserfront beobachten, wenn man sich im Vordergrund befand.

Villa Levison, ebenfalls ein vornehmeres Gebäude als seine Nachbarn — es hatte einen leuchtend gelben Anstrich, Erdgeschos und Vel-Stage — wies bereits einladend auf den Kunstgenuß des Abends hin. Da standen alle Fenster offen, und die über die Brüstungen hinüberschauenden Stuhllehnen bewiesen, daß der Platzverkauf ein recht ergiebiges Geschäft gewesen sein mußte. In dem Dunkel des Hintergrundes bewegte sich eine kleine Gestalt.

„Da ist der Levison,“ sagte Cohn mit dem Ausdruck der Gehässigkeit. „Der ist nicht gekommen, zu hören das Konzert; der ist nur gekommen, um sich zu weiden an der Glasphyra!“

Ein dämonisches Lächeln umspielte seinen Mund. Kein Funken Güte darin. Dann spuckte er aus.

Die Spaz hatte sich mit Mecerinos Hilfe auf die Bühne geschwungen, eine etwas merkwürdige Auffahrt, die unter Gelächter und Gequietsche vor sich ging und mich bewog, lieber den normalen Aufgang zu benutzen.

Der normale Aufgang war eng und dunkel. Isidor geleitete mich. Zuerst durch eine Seitenthür des Saales, die auf einen dunkeln Rundgang führte, dann einige zwischen engem Bretterwerk sich windende Stufen aufwärts — dunkelste Nacht, ein Lichtschimmer durch ein rundes Löchelchen. Cohn quetschte seinen Arm an mir vorbei, drückte auf einen Knopf — vor uns lag taghell die Bühne.

Die Spaz und Mecerino standen am Flügel. Er wollte sich totlachen, und sie hielt uns ihre zehn gespreizten Finger degoutiert entgegen.

„Haben Sie den mal als Schmalzkiste benutzt?“ fragte Mecerino.

Cohn wischte mit der gekrümmten Hand über die glänzende Fläche, die tatsächlich von Fett triefte, und murmelte: „'n bißchen viel!“

„Na, aber 'n bißchen sehr viel. Was haben Sie denn damit gemacht? Man wird zum Fettsack, wenn man sich nur dran stößt.“

Isidor warf sich in die Brust.

„Ich hab' ihn abreiben lassen mit Del.“

„Ei gar!“ rief die Spaz. „Mein Gutster, warum denn das?“

„Da ist er geworden wie neu. Wie neu!“

Mit einem Blick innigsten Stolzes umfaßte er den Flügel, den die Spaz voll Entsetzen anstarrte.

„Ja — ist er denn nicht neu?“ fragte sie endlich. Sie war gewöhnt, in Konzerten nur taufrische Instrumente zu benutzen.

„Nu — so ganz neu ist er nicht,“ entgegnete Cohn, mit einem Gesicht, als hielte er einen neuen Flügel überhaupt für eine Beleidigung. „Es ist doch der Flügel von der Goldstein, den der Levison vor drei Jahren gekauft hat auf der Auktion.“

„Wenn das nur kein ausgedientes Roß ist,“ murmelte die Spaz düster und wollte öffnen. Aber der Deckel widerstand. Sie trat zurück. „Bitte, schließen Sie auf, Herr Cohn.“

Cohn stutzte.

„Ich — aufschließen? Wie kann ich aufschließen, wo ich den Schlüssel nicht hab'!“

„Dann beschaffen Sie ihn, bitte. — Aber rasch, rasch!“ setzte sie befehlend hinzu. Wenn's ihre Kunst galt, hörte der Spaz bei ihr auf. „Ich muß das Instrument probieren.“

„Kann ich nicht beschaffen. Wenn Herr Mecerino ihr keine Visite macht, giebt sie den Schlüssel nicht 'raus.“

Mecerino that, als ginge ihn das Konzert gar nichts an. Er wandelte mit seiner schonungsbedürftigen Kehle schweigend durch Thaliens heil'ge Hallen, die im Tagesgrauen einen so nüchternen Eindruck machten, daß einen frösteln konnte. Die Stricke, die vom Schnürboden herabhingen, schienen nur zum Aufhängen lebensmüder Ordenpilger da

oben angebracht. Mecerino sah von Zeit zu Zeit hinauf, als hätte er noch nie unter einem Schnürboden seinen Lohengrin gesungen, sondern berechne sich jetzt, wie lange Zeit man wohl brauche, um an einem solchen hanfenen Arm seine Seele auszuhauchen.

„So gehen Sie doch zur Goldstein, Mecerino, und machen Sie der wütenden Glücke Ihre Aufmerksamkeit,“ rief ihm Spazchen heftig zu. „Das ist ja eine ganz dämliche Person!“

Er that, als ob er nichts höre.

„Mecerino!“

Uns den Rücken kehrend, stellte er sich breitbeinig hin und piffte den Hintergrund an, der uns angähnte wie eine dunkle Höhle.

„Mecerino, bitte, gehen Sie doch,“ fing ich nun auch zu bitten an. „Wir müssen uns vor dem Konzert überzeugen, wie der Flügel steht.“

„Fällt mir nicht ein. — Der Schlüssel kommt uns zu. Und damit basta.“

Er verschwand hinter einem Mauerpfeiler.

Isidor wies auf das geölte Symbol des Schweigens.

„Sehen Sie 'n doch an . . . stehen thut er richtig.“

„Pariser Stammerton?“ Ich zog meine Stimmgabel.

Er glökte mich an, als erwarte er, daß ich ihn damit zur Aber lassen werde.

„Ob er hoch oder tief steht, meine ich.“ Zugleich schlug ich die Gabel auf und führte sie ans Ohr; er folgte meinen Bewegungen mit dem Gesichtsausdruck eines mißtrauischen Affen. Es schien, als hätte er derartiges noch nie gesehen. Dann blickte er nach den Beinen des Flügels.

„Wenn er zu hoch steht, setzen wir 'n runter in den Saal, und wenn er zu tief steht, legen wir unter ein paar Klößchen. Dazu ist immer noch Zeit.“

Die Spaz rang die Hände.

„Sie sind wohl nicht recht bei Trost! Haben Sie denn noch nie ein Konzert arrangiert?“ Dann stürzte sie hinter die Coulissen. „Mecerino!“ hörten wir sie rufen, „Mecerino!“

Es klang immer heftiger. Er schien ihr absichtlich auszuweichen.

Endlich zerrte sie ihn am Ärmel herbei.

„Das ist doch zu arg!“ rief sie aufgebracht. „Ihr Konzert ist es, und Sie kümmern sich den Quart um was. Steckt die Glasphrya irgendwo da hinten in der Dunkelheit? — So reden Sie doch ein Machtwort, wenn Sie so 'n Boß sind und keine Visite machen wollen!“

Er griff sich an die Kehle und räusperte sich.

„Meine Stimme —“ quetschte er halblaut heraus.

„Ist schonungsbedürftig; jawohl. Aber sehen Sie sich nur die Bescherung mal an! Der Flügel verschlossen, Herr Cohn so musikalisch wie — wie — na, ich hätte beinahe gesagt wie 'n Esel, Sie so stumpf wie 'n . . . Na, so reden Sie doch! Was soll denn nun werden?“

Mecerino klemmte unter stummem Würgen seiner Gesangsmuskeln das Monocle ins Auge und gaffte

den fettgetränkten Flügel an, als sollte er ihn braten und wüßte nur nicht, ob in Margarine oder Schweineschmalz.

„Aufbrechen!“ plakte er dann heraus. „Holen Sie einen Schloffer, Isidor!“

Alles an Isidor sträubte sich: das Haar, der Bart, die Finger.

„Gott behüte!“ rief er und streckte die Arme vor. „Aufbrechen! — Wollen Sie sich vergreifen an fremdem Eigentum?“

„Zum Donnerwetter, dann soll sie den Schlüssel rausgeben!“ bröhrnte Mecerino, dem nun wirklich die Galle überlief.

„Thut sie aber nicht.“

„Muß sie.“

„Gott der Gerechte, sie thut's nicht! Was werd' ich nicht kennen die Goldstein!“

„Das will ich sehen! — Wo wohnt sie?“

In Cohns Gesicht ging die Sonne auf. Endlich zeigte Mecerino Einsicht, endlich entschloß er sich zur Antrittsviste.

„Gleich um die Ecke. Ich werd' zeigen!“ rief er frohlockend.

„Kriegen wir ihn nicht auf natürlichem Wege, so entreiße ich ihr ihn mit Gewalt!“ donnerte Mecerino. „Neben kann ich nicht viel.“

Man sah's der Spaz an, wie diese Energie sie entzückte. Isidor indessen wurde plötzlich zum Wilde der Besorgnis.

„Oh' Sie so gehen — eher versuch' ich's noch mal selber.“

Damit war er auch schon aus der Thür.

Jeder von uns suchte sich seiner Stimmung gemäß einen Platz. Wir waren alle drei verstimmt: Mecerino über die Goldstein, die Spaz über Cohn und die Goldstein und ich über das ganze verpfuschte Konzertarrangement. Wenn das so weiterging, passiert irgend was Schreckliches.

(Schluß folgt.)

Im Berliner Post-Zeitungsamt.

Von

A. Oskar Klausmann.

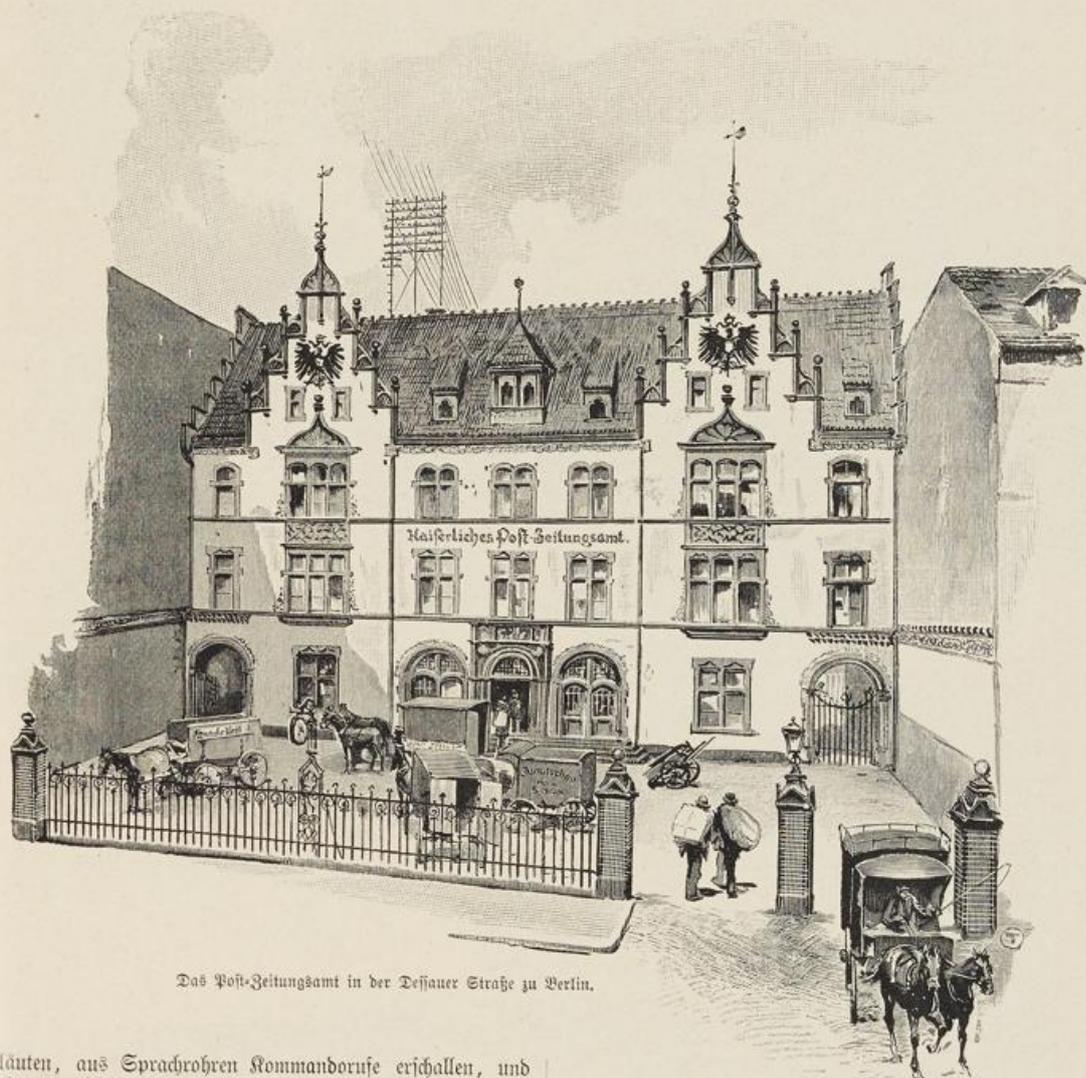
Mit Abbildungen von L. Dettmann und Ewald Thiel.

Der gegen fünf Uhr nachmittags in Berlin die Königgräzer Straße in der Nähe der Dessauer Straße passiert, bemerkt einen auffallenden Verkehr von Wagen. Große, geschlossene Wagen, die mit den Firmen der größten Berliner politischen Zeitungen versehen sind, kommen in scharfer Gangart angejagt und biegen in die Dessauer Straße ein; ebenso sieht man von dort kleine gelbe Postwagen, mit einem Pferd bespannt, sogenannte „Karriolen“, in schärfster Gangart aus der Dessauer Straße herauskommen. Biegt man in die letztere ein, so erblickt man bald ein freundliches, bunt ornamentiertes Gebäude, das etwas von der Straßenfront zurücktritt, und in dessen Vorhof sich ein außerordentlich lebhaftes Wagengerassel entwickelt. Wir stehen vor dem kaiserlichen Post-Zeitungsamt, und in dieser Nachmittagsstunde beginnen die Berliner Zeitungen ihre Abendblätter zur Versendung in die Vororte, in die Provinz, aber auch für das Ausland aufzuliefern. Drängen wir uns durch die Zeitungsangestellten,

die Kutcher und Träger von gewaltigen Zeitungsstößen, und gelangen wir durch das Hauptportal in das große Vestibül, so sehen wir hier einen riesenhaften, zwanzig Quadratmeter großen, mit Eisen beschlagenen Tisch, auf den in ununterbrochener Folge Tausende und Abertausende von Exemplaren der verschiedenen Berliner Zeitungen von den Angestellten der Zeitungserpedition frachend niedergeworfen werden. Wir blicken in lange, saalartige Räume hinein, in denen es von Postbeamten wimmelt, und wir sehen, wie der Tisch, der soeben meterhoch mit Zeitungsexemplaren bedeckt ist, in dem Bruchteil einer Minute abgeräumt wird, um sich unmittelbar darauf wieder aufs neue zu füllen. Für die deutschen Zeitungen, für Verleger, Redakteur und Schriftsteller, ebenso aber für das lesende Publikum im In- und Ausland ist dies Gebäude und das Getriebe, das sich in ihm abspielt, von außerordentlichster Bedeutung.

Das kaiserliche Post-Zeitungsamt hat die Aufgabe, die in Berlin erscheinenden politischen Zeitungen — es sind deren vierundzwanzig, von denen eine große Anzahl täglich zweimal erscheint —, ebenso die nichtpolitischen, die Fachzeitschriften (sechszundneunzig), nach sämtlichen Postanstalten des Reiches, bei denen jeder auf diese Zeitungen abonniert sind, zu spedieren. Das Post-Zeitungsamt hat außerdem noch den Debit des preussischen Gezeblattes und des Reichsgezeblattes; es besorgt ferner für das ganze Deutsche Reich die Zeitungen aus dem Ausland und speidiert deutsche Zeitungen an sämtliche zum Weltpostverein gehörenden Länder und Postämter, ebenso wie es die deutschen Kolonien in Neu-Guinea, Ost- und Westafrika mit Zeitungen direkt versieht.

Zweimal täglich giebt es im Post-Zeitungsamt gewaltige Aufregung, und zwar früh von $\frac{1}{2}$ 3 bis 8 Uhr und abends von $\frac{1}{2}$ 5 bis 10 Uhr. Es ist dies die Zeit, in der die Berliner politischen Blätter ihre Ausgaben in Hunderttausenden von Exemplaren abliefern. Die Fachzeitungen kommen im Laufe des Tages in das Post-Zeitungsamt und werden hier, wenn nicht gerade besondere Umstände vorliegen, in aller Ruhe und Gemächlichkeit auf die verschiedenen Stationen verteilt. Die Berliner politischen Zeitungen aber kommen am Morgen und am Abend immer im sogenannten „letzten Moment“, unmittelbar bevor die Karriolpostwagen aus dem Post-Zeitungsamt nach den Bahnhöfen jagen, damit die in Säcke verpackten Pakete für die verschiedenen Stationen in die Postwagen der von Berlin abgehenden Züge geworfen werden können. Es handelt sich deshalb bei dem Morgen- und Abendansturm in dem Post-Zeitungsamt darum, innerhalb weniger Minuten Hunderttausende von Exemplaren abzuzählen, zu verteilen, auf die verschiedenen Stationen zu sortieren, zu verpacken, zu verschmüren, die zu einem Postkurs gehörenden Zeitungspakete in Säcke zu packen, diese Säcke in Karriolen zu verladen und diese dann vom Hofe zu entlassen. Täglich zweimal werden so die Beamten des Post-Zeitungsamtes vor eine Aufgabe gestellt, die dem Laien unlösbar scheint, und doch lösen sie sie seit langen Jahren dank ihrer Routine und Energie wie dem richtigen Zueinandergreifen aller Kräfte. Wie ein Uhrwerk arbeiten nachmittags gegen 7 Uhr 121 Postschaffner unter der Leitung von Postbeamten und unter der Oberaufsicht des Direktors. Nicht ein einziger von diesen Beamten darf versagen, darf einen Fehler machen, darf auch nur eine halbe Minute lässig sein; er muß wie ein Uhrwerk, eine Maschine seinen Dienst thun, darf sich durch das ungeheure Geräusch, das Getöse, das während der Arbeitszeit im Erdgeschoß und in der ersten Etage herrscht, nicht stören lassen. Es muß ihm gleichgültig sein, daß Hunderte von Menschen im Vestibül hin und her laufen, daß hydraulische und elektrische Aufzüge, mit Zeitungen beladen, auf und nieder rassel, daß Laufarren durch die Säle rollen, daß elektrische Klingeln



Das Post-Zeitungsamt in der Desjauer Straße zu Berlin.

läuten, aus Sprachrohren Kommandorufe erschallen, und ein Durcheinanderlaufen stattfindet, daß es dem Uneingeweihten zuerst wie ein Chaos erscheint.

Selbst für denjenigen, der wiederholt im Post-Zeitungsamt der Thätigkeit der Beamten zugehört hat, ist es schwer, sich in das hineinzufinden, was eigentlich hier geschieht. So kann auch nur in großen Zügen gesagt werden, daß zur Bewältigung der Arbeit die Beamten auf sechzehn sogenannte „Listen“, das heißt Unterabteilungen, verteilt sind. Jeder Abteilung oder Liste ist eine Anzahl der viertausend Poststationen des In- und Auslandes überwiesen, mit denen das Post-Zeitungsamt arbeitet, und für jede Poststation ist innerhalb der Listen ein Fach vorhanden. In dieses Fach wird vor Beginn des großen Ansturmes ein Streifen gelegt, der später zur Verpackung der Zeitungen dienen soll; auf diesen Streifen ist ein bedruckter Zettel mit dem Namen der Empfangspostanstalt aufgeklebt. Das Post-Zeitungsamt braucht täglich viele Tausende solcher Zettel, die mit Hilfe von Schneidmaschinen hergestellt werden. Von morgens 8 Uhr ab werden die für die betreffenden Poststationen einlaufenden Fachzeitungen in das bestimmte Postanstaltsfach hineingelegt, und wenn gegen $\frac{1}{2}$ 5 Uhr nachmittags die ersten Exemplare aus den Druckereien der politischen Blätter eintreffen, müssen natürlich zuerst diejenigen Poststationen bedacht werden,

die an Postkursen liegen, für welche die Schnellzüge zuerst abgehen. Es werden daher sämtliche im Vestibül eingelieferten Zeitungen von der unmittelbar dahinter liegenden Verteilungsstelle auf die Listen zur Verarbeitung verteilt, je nachdem von den betreffenden Zeitungen Exemplare einlaufen.

„Fünfhundert Berliner Tageblatt,“ ruft zum Beispiel der Zeitungsangestellte, der einen Stoß mit Striden zusammengebundener Zeitungen in das Vestibül hineinschleppt und auf den eisernen Tisch wirft. Während einige der Beamten den Stapel ergreifen, die Stricke herabreißen und ihre Finger mit einer Geschwindigkeit, daß man ihnen kaum zu folgen vermag, über den Stapel gleiten lassen, um nachzuzählen, ob die Exemplare richtig sind, ruft die Stenotypistin des Vorstehers der Verteilungsstelle schon das Kommando: „Liste eins 150, Liste drei 200“ und so weiter.

In demselben Augenblick sind auch schon die Zeitungen an die Schaffner verteilt, und im Laufschrift eilen diese nach ihren Listen, um dort wieder auf einen großen Tisch die Stapel abzulegen. Aus mächtigen Büchern, in denen die Namen der Stationen und die An-



Einliefern der Berliner Zeitungen.



Verteilen der Zeitungen nach den Listen.

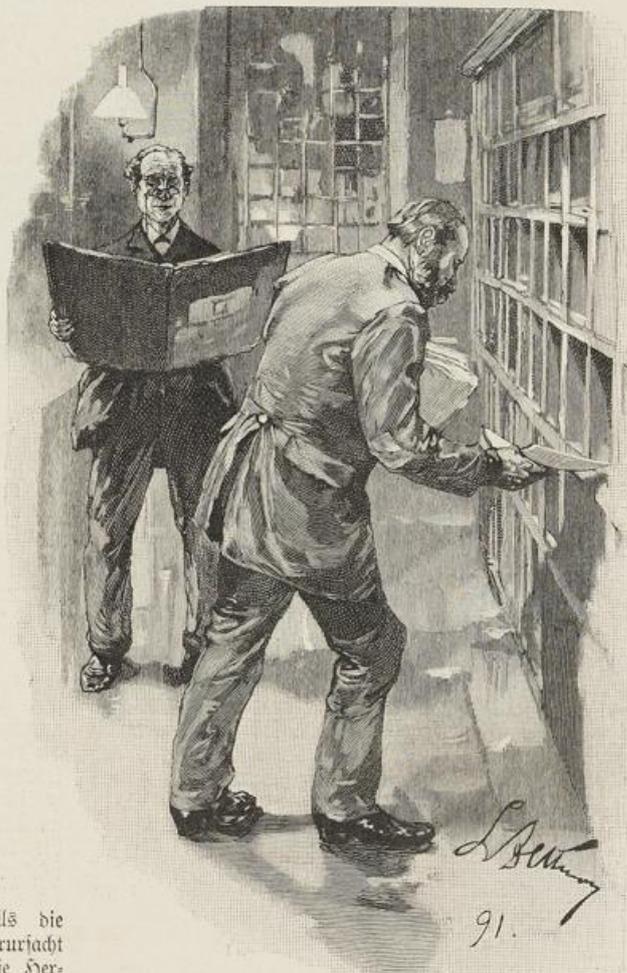
zahl der Exemplare, die sie empfangen, verzeichnet sind, rufen die Beamten in den Listen Namen und Anzahl der Exemplare auf, und andre Beamte fortieren mit außerordentlicher Geschwindigkeit die Exemplare in die einzelnen Fächer. Das alles muß in rastloser Hast geschehen, denn schon schrillen die elektrischen Klingeln, die den „Schluß der Listen“ anzeigen, weil die Karriolen nach den Bahnhöfen abfahren müssen. Jetzt werden aus den Fächern derjenigen Poststationen, die zu dem betreffenden Kurs gehören, für den Schluß gemacht wird, alle Exemplare mit-jamt dem unterliegenden Streifen, auf dem die Ortsbezeichnung steht, herausgezogen, der Streifen wird um die Zeitungen geschlagen, Bindfaden wird mit staunenswerter Geschicklichkeit und Geschwindigkeit um jedes Paket geschlungen, dann eilen die Beamten mit den Stößen von Zeitungspaketen nach der Sammelstelle, wo sie die Pakete abliefern, damit sie hier in die Säcke, die für den betreffenden Kurs bestimmt sind, gepackt werden. Die Säcke werden verschlossen und durch andre Beamte zur Verladestelle gebracht, wo die Karriolenwagen mit offenen Thüren stehen. Die aufsichtsführenden Beamten haben ihre Augen überall, Sack auf Sack steigt in die Karriolenwagen hinein, die Thüren werden geschlossen. „Fort!“ lautet das Kommando, und drei, vier Karriolen jagen in schnellster Gangart aus dem inneren Hof durch eine lange Durchfahrt bis in den Vorhof und von da auf die Straße, um ihren Weg nach den verschiedenen Bahnhöfen zu nehmen.

So wird mit fieberhafter Hast im Erdgeschloß und in der ersten Etage gearbeitet. Wie bereits erwähnt, gehen die Exemplare, die für die Listen der oberen Etage bestimmt sind, im Fahrstuhl hinauf, und die fertig gepackten Säcke, die unten verladen werden sollen, kommen von der oberen Etage auf einer mit Blech überzogenen Gleitbahn heruntergerutscht.

Das ist das Leben und Treiben im Post-Zeitungsamt, wie es sich äußerlich dem Besucher zu erkennen giebt. Die Bureau-Arbeit dieses einzig in der Welt dastehenden Postinstitutes ist aber mindestens ebenso riesenhaft wie die Arbeit in den Speditionsräumen; nur vollzieht sie sich natürlich geräuschlos. Sie bereitet aber deshalb außerordentliche Schwierigkeiten, weil sich naturgemäß um die Zeit der Quartalsersten durch das Eingehen der Tausende und Aber-tausende von Zeitungsbestellungen aus dem In- und Auslande die Arbeit auf wenige Tage konzentriert. Es muß dann Tag und Nacht ununterbrochen gearbeitet werden, nicht nur in den Speditionsräumen, wo im Laufe des Jahres niemals die Arbeit ruht, sondern auch oben in den Bureau-räumlichkeiten. Hat doch das Post-Zeitungsamt in seinen Bureaus jährlich ungefähr 1 3/4 Millionen Geschäftsnummern zu erledigen und außerdem noch den Abrechnungsverkehr mit den Postanstalten und den Verlegern der Zeitungen zu besorgen. Ungefähr sieben Millionen Mark zahlt das Post-Zeitungsamt allein an die Berliner Zeitungsverleger, für die es das Geld von den viertausend Postanstalten des Reiches, mit denen es arbeitet, empfängt, und mit denen es natürlich ebenfalls die Verrechnung vornehmen muß. Eine Kiesenarbeit verursacht dem Post-Zeitungsamt auch noch alle Quartale die Herstellung der Zeitungspreisliste, die in einer Auflage von

7500 Exemplaren jedes Quartal erscheint und für 11000 Zeitungen die Angaben betreffs des Namens, Preises, des Ursprungsortes, des Erscheinens und so weiter giebt. Nirgends giebt es so viel „Leben und Sterben“ wie auf dem Gebiete des Zeitungswezens. Innerhalb eines Quartals gehen Hunderte von Blättern ein und entstehen Hunderte von neuen Blättern. Alle Veränderungen müssen natürlich immer wieder in die Zeitungsliste eingetragen und, wenn eine Anzahl von Veränderungen vorhanden ist, durch Nachträge den Postanstalten mitgeteilt werden, und so erfordert allein diese Preisliste eine ununterbrochene Arbeit das ganze Jahr hindurch, die noch dadurch gesteigert wird, daß das Bureau der Preisliste mit den Verlegern der bestehenden, der neu hinzukommenden und wieder aussterbenden Zeitungen in beständigem Briefwechsel stehen muß.

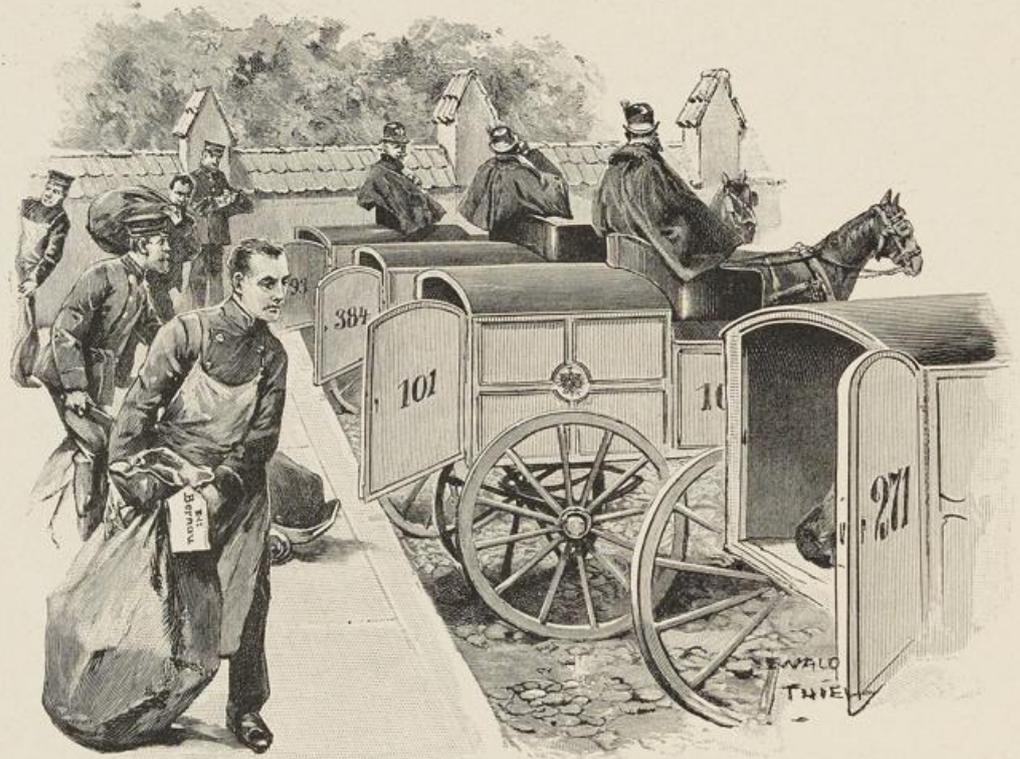
Vorsteher dieses originellen und so leistungsfähigen Amtes ist seit 1892 der Postdirektor Weberstedt, dem das Verdienst gebührt, in den fünf Jahren seiner Thätigkeit die Leistungsfähigkeit des ihm unterstellten Amtes vermehrt zu haben und es immer wieder fertig zu bekommen, die neu herantretenden schwierigen Aufgaben doch zu lösen, obgleich dies manchmal nicht mehr im Bereich der Menschen-möglichkeit zu liegen scheint. Für alle auswärtigen, zu Studienzwecken nach Deutschland kommenden Postbeamten und Sachverständigen ist das Post-Zeitungsamt eines der



Verteilen der Zeitungen auf die einzelnen Postanstalten.

interessantesten Studienobjekte und eine Sehenswürdigkeit, die sich niemand von ihnen entgehen läßt. Wenn der Leser aber das Vergnügen hat, stets pünktlich morgens oder abends die in Berlin erscheinenden Zeitungen, seien es politische, seien es Fachzeitschriften, zu erhalten, so verdankt er es dem rastlosen Eifer, mit dem im Post-Zeitungsamt jahraus, jahrein, Wochentags und Sonntags, Tag und Nacht gearbeitet wird.

Das Leben Holtei's hatte in der That etwas von einem Irrlauf an sich; der Dichter war wohl ein Kind seiner Zeit, aber er ragte andererseits wieder wie etwas Fremdes in sie hinein, er war der Spätling eines vergangenen Zeitalters, der letzte Nachzügler der alten Sippe der „Fahrenden“, für den selbst die Welt der mit ihrem Blick nach rückwärts gerichteten Romantik den richtigen Platz nicht mehr darbot.



Verladen der Zeitungsjüde.

Karl von Holtei.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage, 24. Januar 1898.

Von den Werken, die den Namen Karl von Holtei's einst zu einem vielgenannten und gefeierten machten, ist der heutigen Generation, wenn wir etwa von den Gedichten in schlesischer Mundart absehen, wenig mehr bekannt. Haben sich auch die Weisen zu einzelnen seiner Lieder, wie die des „Schier dreißig Jahre bist du alt“, des „Denkst du daran, mein tapferer Lagienta“ und des „Fordre niemand, mein Schicksal zu hören“, im Volksmunde erhalten, so sind doch die Bühnenstücke, zu denen sie gehören, fast alle schon der Vergessenheit anheimgefallen.

Meine Lieder klingen
In dem deutschen Land,
Denen, die sie singen,
Bin ich kaum bekannt.

So durfte der Dichter, durch seine Lebensschicksale gewizigt, wohl singen, und er konnte hinzufügen:

Manche Freunde nennen
Meinen Namen nur,
Wen'ge Freunde kennen
Meines Irrlaufs Spur.

Karl von Holtei wurde am 24. Januar 1798 als Sohn eines Husarenoffiziers in Breslau geboren. Die Familie war wenig begütert, doch stand ihm selbst als dem Pflegejohne reicher Verwandten ein ausgedehntes Erbe in Aussicht. Auf dieses wurde seine ganze Erziehung berechnet, indes sollte es sich nicht verwirklichen; die alles in Mitleidenschaft ziehende Kriegszeit und die in einem großen Teile der schlesischen Adelsfamilien herrschende Sorglosigkeit in Bezug auf ökonomische Dinge ließen die Träume künftigen Reichthums zerrinnen, noch bevor sie greifbare Gestalt angenommen. Den Dichter socht dieses Verhängnis persönlich am wenigsten an: noch als Schüler des Breslauer Magdaleneums wurde er von einer wahren Theaterleidenschaft ergriffen, er verkehrte in Schauspielerkreisen, beteiligte sich an Theaterintrigen und kannte keinen sehnlicheren Wunsch als den, von der Bühne herab auf das Publikum zu wirken. Das alles widerstrebte aufs äußerste den in seiner Familie herrschenden Anschauungen und war wenig geeignet, ihn auf der Bahn der Vorbereitung für das Universitätsstudium zu fördern. Bei denjenigen freilich, die ihm mit Rat und That hätten zur Seite stehen sollen, war eher alles andre zu Haupte als das, womit sie einem irrenden

dem
ner
des
nen
der
blich
lat

als
Die
dem
be in
g be-
les in
großen
figkeit
stigen
lt an-
önlich
lagda-
nschaft
te sich
Wunsch
um zu
seiner
eignet,
stätz-
m mit
e eher
renden



Clara Walther

Engelkind. Nach dem Gemälde Clara Walther.

Verlagsgesellschaft des Georg Meißner in Leipzig.

Me
Gef
und
und
die
der
stat
bata
ihn
zum
schu
afa
seff
zeit
Bü
ent
jell
gal
An
sich
ma
jen
den
bed
mi
im
E
gr
für
in
ha
de
wi
pe
vo
zig
un
di
la
un
je
ip
te
für
G
L

ic
li
y
h
h
2
2
e
f
2
2
f
i

d
z
s
n
f
f

Menschenkinder hätten zu Hilfe kommen können. Ueber das Gesicht des jungen Mannes wurde mit einer wahren Ziel- und Planlosigkeit entschieden: man nahm ihn von der Schule und ließ ihn auf einem Landgute in der Nähe Breslaus die praktische Landwirtschaft erlernen; beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit Frankreich im Jahre 1815 gestattete man ihm den Eintritt in ein freiwilliges Jägerbataillon, nach dessen alsbaldiger Wiederauflösung ließ man ihn das veräumte Abiturientenexamen nachholen und ihn zum Studium der Rechte und der Philosophie die Hochschule seiner Vaterstadt beziehen. Allein der angehende akademische Bürger war ebenso sehr vom Theatertrieb besessen wie der Schüler es gewesen. Zu Holteis Gymnasialzeit hatte der geniale Ludwig Devrient an der Breslauer Bühne gewirkt; nunmehr entwickelte sich an derselben das Talent des begabten Karl Seydelmann.

An letzteren schloß Holtei sich eng an, und Seydelmann war denn auch derjenige, der dem Freunde den Uebertritt zu den weltbedeutenden Brettern vermittelte. Er empfahl ihn im Jahre 1816 als seinen Stellvertreter dem Reichsgrafen von Herberstein für dessen Privattheater in Grafenort. Der Aufenthalt auf dem Besitztum des schlesischen Magnaten wurde für Holtei in doppelter Weise bedeutungsvoll; er knüpfte Beziehungen zwischen ihm und dem Schloßherren an, die nachhaltig und von langer Dauer sein sollten, und er ließ ihn die reizende Berliner Schauspielerinnen Luise Rogée kennen lernen, die er fünf Jahre später als Gattin heimführte. Die Lorbeeren, die er als

Schauspieler erntete, scheinen nicht von sonderlicher Bedeutung gewesen zu sein. Auf der Bühne hat es dem Dichter überhaupt nie recht glücken wollen; an dem Theater seiner Vaterstadt, das er im Jahre 1819 zum ersten Male als Mortimer in Schillers „Maria Stuart“ betrat, erlebte er ein nur leicht verschleiertes Fiasko, und noch ungünstiger fiel ein einige Zeit nachher in Dresden unternommener Versuch aus; auch später hat Holtei noch verschiedene Male, bald auf kürzere, bald auf längere Zeit, die Bühne betreten, ohne daß es ihm gelungen wäre, festen Fuß auf ihr zu fassen.

Das ist eigentümlich, denn Beruf zum Menschen-darsteller besaß Holtei unfraglich; er war sogar ein vorzüglicher Meister des bühnengerechten Vortrags und hat in seinen dramatischen Vorlesungen bewiesen, daß ihm auch die Gabe der eigentlich mimischen Wirkung nicht verjagt war. Was ihm fehlte, war das flüssige Element der Darstellungskunst; er vermochte auf der Bühne die eigne Absicht nicht zu verwirklichen oder wenigstens nicht so reich und unmittelbar in die schauspielerische Aktion umzusetzen,

wie es für die Wirksamkeit der Bühnendarstellung erforderlich ist. Ob es ihm möglich geworden sein würde, durch Fleiß und angestrenktes Arbeiten dieses natürliche Hindernis zu überwinden, läßt sich jetzt nicht mehr entscheiden. Jedenfalls wäre dazu ein ruhigeres Dasein erforderlich gewesen, als es ihm bei dem ihm eigentümlichen Wandertriebe beschieden war.

Nach seiner Verheiratung siedelte Holtei nach Berlin über, wo er neben seiner Frau Anstellung am Hoftheater zu erhalten hoffte. Doch zerklüfteten sich die Unterhandlungen. Vielen Anhang fanden die dramatischen Vorlesungen, die er um diese Zeit veranstaltete. Leider wurde ihm der Erfolg durch den Tod seiner Gattin getrübt. Er trat nunmehr zu dem neu begründeten Königsstädter Theater über,

an dem er eine Reihe von Jahren als Sekretär und Dramaturg thätig war, und für das er eine Anzahl äußerst beifällig aufgenommener Stücke schrieb, darunter besonders erwähnenswert das Liebespiel „Der alte Feldherr“ und das Volksstück „Leonore“. Eine zweite Ehe ging er mit der viel gefeierten, an der Königsstädter Bühne wirkenden Schauspielerin Julie Holzbecher ein, mit der er 1829 ein Engagement am Hoftheater zu Darmstadt annahm, indes nur für kurze Zeit. Schon nach Jahresfrist kehrte er nach Berlin zurück und trat dann mit seiner Frau eine Kunstreise an, für die er unter andern die Dramen „Lorbeerbaum und Bettelstab“ und „Shakespeare in der Heimat“ schrieb. Im Jahre 1837 übernahm er die Leitung des Rigaer Theaters, legte sie jedoch nach dem Tode seiner zweiten Frau nieder und begann nun von neuem ein unstatetes Wanderleben. Als Theaterleiter versuchte

er sich vorübergehend nochmals in seiner Vaterstadt, gab dann aber jede feste Thätigkeit auf und lebte als Schriftsteller in verschiedenen deutschen Städten, namentlich in Graz. Den Abend seines Lebens verbrachte er in Breslau, wo er sich bei den Varnherzigen Brüdern in die Pflege gegeben hatte. Er starb daselbst am 12. Februar 1880 in seinem zweiundachtzigsten Lebensjahre.

Holtei verleugnet in keinem seiner Werke den geistvollen und gewandten Schriftsteller, aber er vermochte sich doch nicht zu der Höhe zu erheben, die für ein Dichtwerk erforderlich ist, das sich als ein bleibendes erhalten soll. Er geht nicht über die Richtungspunkte der Tagesströmung hinaus und wird darum von dieser davongetragen. Sein dichterisches Lebensmoment ist die Rührseligkeit der dreißiger und vierziger Jahre, gegen die die litterarische Richtung des jungen Deutschlands sich auflebte, und für die wir jetzt vollends kein Verständnis mehr haben. Von seinen Bühnenwerken erscheint heutzutage wohl nur



Karl Holtei

noch die „Leonore“ hier und da auf einer kleineren norddeutschen Bühne. Sie ist unstreitig die beste von Holtei's dramatischen Arbeiten, weil sie, allerdings auch von der rührseligen Zeitstimmung angekränfelt, den Weg zu einem gefunden und natürlichen Volksstück anzubahnen sucht. Was sich sonst auf der Bühne von Holtei's Stücken erhalten hat, erhielt seine Lebensfähigkeit lediglich durch das Talent einiger großer Schauspieler, wie der Schwank „Die Wiener in Paris“, der durch den genialen Dawson, und das Rührstück „Lorbeerbaum und Bettelstab“, das durch die Kunstreisen Friedrich Haafes lange Zeit gehalten wurde. Verdankt die deutsche Bühne dem Dichter auch keine lebensfähigen Werke, so ist sie ihm doch für ein lebensfähiges Genre verbunden, das Liebespiel, das er in durchaus geschickter Weise nach dem französischen Vaudeville gemodelt hat. Am nachhaltigsten hat Holtei unstreitig als dramatischer Vorleser gewirkt; als solcher war er, hierin der Schüler Tieck's, von wirklicher Bedeutung, zumal er dem deutschen Publikum durch das lebendige Wort die Kenntnis einer ganzen Reihe Shakespearischer Dramen vermittelte, denen die deutsche Bühne noch verschlossen war. Von der großen Zahl von Romanen, die Holtei geschrieben, erscheinen dem heutigen Leser wohl nur noch die „Vagabunden“ genießbar. Ein Werk von großem und bleibendem Werte ist dagegen die unter dem Titel „Vierzig Jahre“ in acht Bänden (1843—1850) erschienene Selbstbiographie, wenigstens in ihren ersten sechs Bänden. Der Dichter entwirft in ihr ein treffendes Kulturbild jener Tage, die wir jetzt in Deutschland die „vormärzliche Zeit“ zu nennen pflegen, und zwar mit rückhaltloser Offenheit gegen andre und sich selbst. Als Kritiker nimmt er nur eine bescheidene Stelle ein; seine Dichtungen erheben sich, abgesehen von den in schlesischer Mundart gehaltenen, nur in seltenen Fällen über den Standpunkt des Gelegenheitsgedichtes. Der Dichter hat das übrigens selbst stets freimütig zugestanden, wie in den bescheiden-liebenswürdigen Versen, mit denen wir am besten den Rückblick auf seinen Lebenslauf schließen:

Für etwas Höheres hielt ich mich nie,
Als für den Dichter der Gelegenheit.
... Wohl ein Segen ist's,
Ein Segen, den ich oft empfunden habe:
Den Augenblick erfassend, frisch und froh,
Sich der Gelegenheit rasch zu bemächtigen,
Den Ton zu treffen, edle, große Kreise
Durch Wort und Klang gesellig anzuregen
Im Ernst wie Scherz —
Ein Segen ist's — so lang es dauert.

2. 5.

Die Equipage der Familie Rodanelli.

Von

Friedrich Fürst Breda.

Die Marchesa Agathe Rodanelli hatte die Tafel aufgehoben und war uns voran in den an den Speiseaal stoßenden Salon geschritten, wo auf einem niederen runden Tischchen bereits die silberne Kaffeekanne und die kristallene Liqueurflasche unsrer harren. Der Salon war ein helles, lichtdurchflutetes Gemach, das trotz seiner großen, räumlichen Dimensionen durch die abgetönte gelbe Damastbekleidung der Wände und den zahlreichen weißen Hausrat einen traulichen und anheimelnden Eindruck hervorrief.

Ein üppiger Blumenstrauß trug nicht wenig dazu bei, die Wohnlichkeit des Zimmers zu erhöhen und die kalten, unfreundlichen Geister, die sonst so gern

in historischen Bauten nisten, zu bannen. Duftende Blüten füllten nicht nur die formenreichen Vasen und geschliffenen Gläser, sondern auch die gährende Oeffnung des monumentalen Kamins, dessen Feuerplatz mit hochstämmigen Azalien und bunten Chrysanthemem bestell war.

Man wählte sich weit eher im Gartensaale einer jener koketten, das blaue Gestade der sonnigen Riviera oder die grünen Ufer der grauen Themse einfüßenden Villen, als in einem der düstersten und ehrwürdigsten Paläste der toskanischen Hauptstadt.

Die Frau, die es verstanden hatte, in einem so mächtigen Rahmen, ohne barbarisch gegen die Schönheit zu sündigen, ein trautes Heim zu schaffen, mußte in sich zwei seltene Eigenschaften vereinen: guten Geschmack und thatkräftigen Willen. Kain Sinoda — ein mir befreundeter Schriftsteller — hatte wahrhaftig nicht übertrieben, als er, mich bei der Marchesa Rodanelli einführend, versprochen, ich würde eine gar seltsame und wunderliche Dame kennen lernen.

Seltam und wunderbar — ja, das war die kleine schwächliche Frau vom Wirbel bis zur Zehe. Eine erschreckende Magerkeit ließ das feine, ausdrucksvolle Gesichtchen über Gebühr gealtert und welk erscheinen. Man glaubte fast einem hageren, bartlosen Knaben, der einen Weiberrock angelegt und eine große, graue Haartracht aufgesteckt, gegenüberzustehen, ein Eindruck, der durch das ungezwungene, freie Benehmen der Marchesa wesentlich gefördert wurde.

Nicht daß sie sich in jenem burlesken, unweiblichen Ton, den emanzipierte Damen oft anschlagen, gefallen hätte! Jedes Wort, jede Bewegung unsrer Wirtin war schlicht und natürlich, ihre Kleidung gewählt und einfach. Aber man merkte es ihr leicht an, wie unendlich gleichgültig es ihr war, welchen Eindruck sie hervorrief. Es mangelte ihr völlig das weibliche Bestreben, zu gefallen, und das war das große Geheimnis ihrer natürlichen Anmut, durch die sie bezauberte.

Die wohlthunende, selbstlose Liebenswürdigkeit eines Kameraden strahlte von ihr aus. Am liebsten hätte man ihr gleich in der ersten halben Stunde alle seine Leiden anvertraut. Mir wenigstens erging es so.

Da sie am vorhergehenden Tage unsern Besuch verfehlt, hatte sie Kain Sinoda und mich heute zu Tisch geladen. Und ich fühlte mich bei ihr gleich wie zu Hause, obgleich es das erste Mal war, daß ich sie sah.

Nein — um streng bei der Wahrheit zu bleiben — das erste Mal war es eigentlich nicht. Schon einige Wochen früher — gleich am Tage meiner Ankunft in Florenz — war ich ihr begegnet. Allerdings standen wir uns damals auf sehr neutralem und gleichgültigem Boden gegenüber, auf dem man sich gewöhnlich keine sonderliche Beachtung zu schenken pflegt.

Es war in der Loescherischen Buchhandlung in der Via Tornabuoni. Zufällig kamen wir nebeneinander am Ladentische zu stehen, und ich hörte,

wie sie ein Werk von Gregorovius verlangte. Das erregte meine Aufmerksamkeit.

Während der Angestellte das Buch aus dem Magazin herbeiholte, griff die Fremde auf das Geratewohl in einen Stoß der Engelhornschen Bibliothek, der vor ihr aufgestapelt lag. Gleichgültig, zerstreut las sie die Aufschrift des roten Umschlages, und rasch, als habe sie eine Enttäuschung erlebt, legte sie den Band auf seinen Platz zurück. Ich glaubte zu bemerken, wie sich jene, den Florentinern eigne Falte um die Mundwinkel, die so beredt Geringschätzung ausdrückt, in ihrem Gesichte eingrub.

Inzwischen kehrte der Verkäufer mit dem gewünschten gelehrten Werke zurück. Die Dame bezahlte den geforderten Preis und verließ den Laden. Ich aber griff nun neugierig nach dem roten Bändchen, das sie so wegwerfend behandelt hatte. Es war eine neuere Arbeit von Richard Voß: „Die Villa Falconieri“, ein Roman, den der Dichter „Die Geschichte einer Leidenschaft“ benennt.

Diese Aufschrift schien das Mißfallen der Fremden erregt zu haben. Aber war es nicht seltsam, daß gerade eine Frau, zu deren Ehren die deutschen Poeten ja unermüßlich Liebesgeschichten erfinden, den neuen Gesang auf der alten Melodie nicht hören wollte? Allerdings — sie las Gregorovius. Ausnahmen bestätigen ja schließlich die Regel.

Während ich mich noch mit dergleichen Betrachtungen trug, wurde die Thür des Ladens geöffnet und die „Ausnahme“ ihres Geschlechtes erschien wieder auf der Schwelle. Ohne zu zögern — wie ein Mensch, der eine wohlüberlegte Handlung ausführt — trat sie an den Verkaufstisch, ergriff das vorhin verachtete Bändchen, überzeugte sich durch einen flüchtigen Blick, daß es das richtige, und hielt es dem Buchhändler mit der Frage nach dem Preis hin. Sie mußte sich die Sache auf der Straße überdacht haben. Das alte Zauberwort auf dem Umschlage hatte seine magnetische Kraft bewährt.

Obgleich mich die kleine Scene damals sehr ergötzt, hatte ich sie doch in der Fülle der Eindrücke der letzten Tage gänzlich vergessen. Erst als ich der Marchesa Rodanelli bei Tische gegenüber saß und grübelte, wo ich denn ihr schmales, kluges Gesichtchen schon gesehen, fiel mir der Vorfall wieder ein.

Die Mahlzeit war in der heitersten Stimmung und durch gute Gespräche gewürzt verlaufen. Unsere Gastgeberin hatte sich als eine ebenso belebte wie feinsinnige Kennerin der italienischen Geschichte entpuppt. In den verwickeltesten Epochen derselben war sie so gründlich bewandert, als hätte sie all diese Ereignisse selbst miterlebt. Dabei glied ihr Wissen nicht der toten, aus Ziffern und Zahlen zusammengesetzten Schulweisheit, sondern war von einem dichten Gewebe intimer Details und kleiner Anekdoten umrankt und belebt. Sie war in den Geist der einzelnen Decennien eingedrungen — eine mühevollte Arbeit, die umfassende Kenntnisse auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, der Kunst, der Politik und hauptsächlich der Memoirenlitteratur voraussetzt.

Dazu besaß sie in hohem Grade das Talent, anregend zu plaudern. Es war eine Freude, ihr zuzuhören. Leider hatte unser Gespräch beim Nachtsisch in leichtere Bahnen eingelenkt, ja, während wir im Salon den Kaffee schlürften, war es auf das Niveau des banalen Touristenklatsches herabgesunken. Wir besprachen die Eigentümlichkeiten der italienischen Gesellschaft, und die Freude der Südländer an prunkenden Equipagen und endlosen Kutschfahrten lieferte mir Stoff zu billigem Spotte.

„Nur Sie, Marchesa,“ schloß ich meine Philippika, „scheinen diese Vorliebe Ihrer Landsleute nicht zu teilen. Ich habe Sie wenigstens nie in den Kaffinen oder auf dem Lungarno daherröhlen gesehen.“

„Nein,“ entgegnete sie, „ich besitze keine Equipage.“ Die Worte fielen so herb und bitter von ihren Lippen, daß ich erstaunt aufblickte.

Aber die Sprecherin hatte den Kopf vorgeneigt und machte sich angelegentlich an einer Dose, die sich scheinbar durchaus nicht öffnen wollte, zu schaffen, so daß ich den Ausdruck ihres Gesichtes nicht wahrnehmen konnte. Gleichzeitig erhielt ich von Rain Sinoda unter dem Tische einen wohlgezielten Fußtritt, daß ich ihn nicht anders als eine zarte Aufforderung, den Gesprächsstoff zu wechseln, zu deuten vermochte.

Sollte der Mangel eines eignen Fuhrwerkes wirklich im Leben unsrer geistreichen Wirtin eine empfindliche Lücke bilden? Das vermochte ich nicht zu glauben. Außerdem wußte ich, daß die Marchesa über einen großen Wohlstand verfügte, der ihr sehr wohl diesen bescheidenen Luxus gestattet hätte.

Der leichte Mißton, den meine Frage erregt, lenkte indessen unser verflachtes Gespräch wieder in ernstere Bahnen, in denen der originelle Geist der Hausfrau von neuem Gelegenheit fand, zu glänzen.

Als ich eine Stunde später mit Rain Sinoda die breite Marmortreppe des Palastes hinunterschritt, nahm ich die begründete Ueberzeugung mit mir, einer der kenntnisreichsten Frauen des modernen Italien gegenübergestanden zu sein. Die krausen Absonderlichkeiten, die ihrem Bilde anhafteten, waren sicherlich nur das unschädliche Unkraut, das nun einmal jedes Menschenleben unumwuchert, auf dem ein dunkler, kalter Schatten ruht.

Denn daß die Vergangenheit dieser Frau einen Schatten aufwies, darüber hegte ich keinen Augenblick einen Zweifel. Welcher Art freilich dieses Unfreundliche im Dasein der Marchesa gewesen, darüber war ich mir nicht klar. Da ich aber gehört hatte, daß sie in jungen Jahren einen regen Anteil an den Einigungsbestrebungen ihres Vaterlandes genommen, gefiel ich mir darin, an einen schmerzvollen Liebesroman mit einem der großen Männer jener Zeit zu glauben. Eine Seelentragedie schwebte mir vor, von einfacher, erschütternder Größe, wie sie nur zwischen zwei geistreichen, vornehmen Menschen möglich ist.

Ungeahnt rasch sollte ich in das Geheimnis eingeweiht werden, und das kam so.

Rain Sinoda hatte entschieden, daß man den

Tag unbedingt auf den lieblichen Höhen Fiesoles beschließen müsse. Die elektrische Bahn solle zur Hinfahrt benutzt werden, und in den kühlen Abendstunden, womöglich bei Mondschein, würde man zu Fuß über S. Domenico nach Florenz zurückwandern.

Wir schlugen daher die Richtung nach dem Markusplatz ein, auf welchen die Bahn mündet. Auf dem Wege dorthin erregte eine kleine Statuette im Schaufenster einer der zahlreichen Kunsthandlungen meine Aufmerksamkeit, und ich trat trotz des Widerspruches meines Begleiters in den Laden, um nach dem Preis zu fragen.

Das Verkaufsgewölbe war ein tiefer, hallenartiger Raum, dem die zahlreichen Steinbilder, die ihn wie ein weißer Wald bestanden, ein feierliches Gepräge verliehen. Alle plastischen Kunstwerke des überreichen Florenz waren hier vertreten. Die Venus von Medici, der Schleifer, die Niobiden, der sterbende Alexander, Canovas, Napoleon hielten gute Nachbarschaft mit pausbäckigen Engeln und modernen, koketten Frauentöpfen. Zwischen den Büsten des Papstes und des Königs neigte ein mächtiger Antinous sein gelocktes Haupt und nahm sich mit seiner träumenden Schwermut seltsam genug zwischen Talar und ordensreichem Waffenrock aus.

Um all diese Bildnisse auch mageren Börjen zugänglich zu machen, hatte man sie in weiser Voraussicht gleich in verschiedener Größe und von verschiedener Güte des Stoffes geformt. Die Schönheit war hier eben für den Hausgebrauch bestimmt. Nichtsdestoweniger befanden sich unter der Menge der Fabrikware auch einige ganz vortreffliche Kopien der Antiken, denen nur die schönen, matten Töne des Alters fehlten, um ganz dem Steine zu gleichen, den der Meißel eines Michelangelo oder Skopas geliebt.

Bei unserm Eintritt tauchte der Besitzer dieser Herrlichkeiten hinter dem breiten Sockel der Ringergruppe auf, wo er in einem niederen, bequemen Lehnstuhl seine Siesta gehalten. Auf einem daneben stehenden Tischchen sah man noch die Reste seines Mahles und eine halbgeleerte, langstielige Weinflasche.

Er war ein hochgewachsener, sorgfältig gekleideter Mann. Weder das Alter — seine Schläfen zeigten bereits graue Haare — noch ein behäbiger Ansatz zur Fettleibigkeit hatten den Adel seiner regelmäßigen Gesichtszüge zu verwischen vermocht. Seine Bewegungen waren langsam und feierlich, seine Sprache gemessen und gewählt.

Während er seines Amtes waltete, glied er weit eher einem Mäcen, der sich herbeiläßt, seine Sammlung einem Fremden zu zeigen, als einem Handelsmann, der ein Geschäft abzuschließen trachtet.

Wir waren bald handelseinig. Er gab uns bis zur Schwelle das Geleit und versicherte mit verbindlichem Lächeln, in einer Stunde würde die gekaufte Statuette in meinem Gasthof sein.

Kain Sinoda hatte sich mit keinem Wort an dem Gespräch beteiligt. Er schien über die Masen verdrießlich. Kaum war die Thür hinter uns in das Schloß gefallen, so stieß er unwillig hervor: „Der alte Geß!“

„Du bist hart!“ rief ich lachend. „Der Mann versteht eben sein Geschäft.“

„Ich kann nun einmal diese Zierereien nicht leiden!“ erwiderte Kain, sichtlich erboßt.

Nun legte ich aber für meinen würdevollen Italiener eine Lanze ein. Seine vornehme Zurückhaltung sei jedenfalls der hastigen Dienstbeflissenheit anderer Verkäufer vorzuziehen. Das Benehmen des Händlers müsse sich naturgemäß nach der Gattung der Ware richten. Eine Buchhandlung erheische bessere Umgangsformen als ein Kramladen und eine kleine Pose sei in diesem Sinne dem nicht zu verübeln, der mit Schönheit handle.

„Mit Schönheit handeln!“ lachte Kain Sinoda höhnißlich auf. „Da hast du als blinde Henne einmal ein Korn gefunden!“

Die zur Schau getragene Feindseligkeit des Fremdes wurde mir denn doch zu toll, und ich beschloß, ihren Grund vorsichtig zu erforschen.

Inzwischen hatten wir unser Ziel erreicht und von dem Weichensteller erfahren, daß wir uns noch eine gute Weile bis zum Abgang des nächsten Zuges nach Fiesole würden gedulden müssen. Wir ließen uns daher auf einer beschatteten Bank in den die Mitte des Markusplatzes zierenden Anlagen nieder, und ich knüpfte den unterbrochenen Faden unsers früheren Gespräches wieder an.

„Du hast etwas gegen meinen Marmorhändler auf dem Herzen!“ meinte ich scherzend. „Beichte es mir. Er hat dich wohl einmal tüchtig über das Ohr gehauen, und du, Knauser, kannst es ihm nicht verzeihen!“

Kain Sinoda ging auf den leichtfertigen Ton, den ich ange schlagen, nicht ein. „Nein,“ erwiderte er ernst, „nichts von alledem! Ich mache keinen Hehl daraus, daß ich gegen jenen Mann eine tiefe Abneigung hege. Aber dazu habe ich einen guten und triftigen Grund. Der ganze Wohlstand jenes Menschen ist auf einem schweren sittlichen Vergehen aufgebaut.“

„Auf einem Vergehen?“ forschte ich erstaunt.

„Auf einem Verbrechen, würde ich sagen, wenn ich nicht die großen Worte verabscheute!“ entgegnete der Freund.

Natürlich drang ich in Kain, mich in das Geheimnis einzuweißen, und da er zum Glück gerade in Erzählerlaune war, ließ er sich nicht allzulange bitten.

„Es ist schon lange her,“ hub er an, „da lebten in einem hiesigen Palaste ein alter, gichtbrüchiger Marquis und dessen blutjunges Töchterlein das traurige, bittere Dasein der verschämten Armut. Die beiden ungleichen Menschen waren die letzten Sprossen einer edeln und einst sehr mächtigen Familie, die in der Florentiner Geschichte mehr als einmal ein gewichtiges Wort gesprochen hat.“

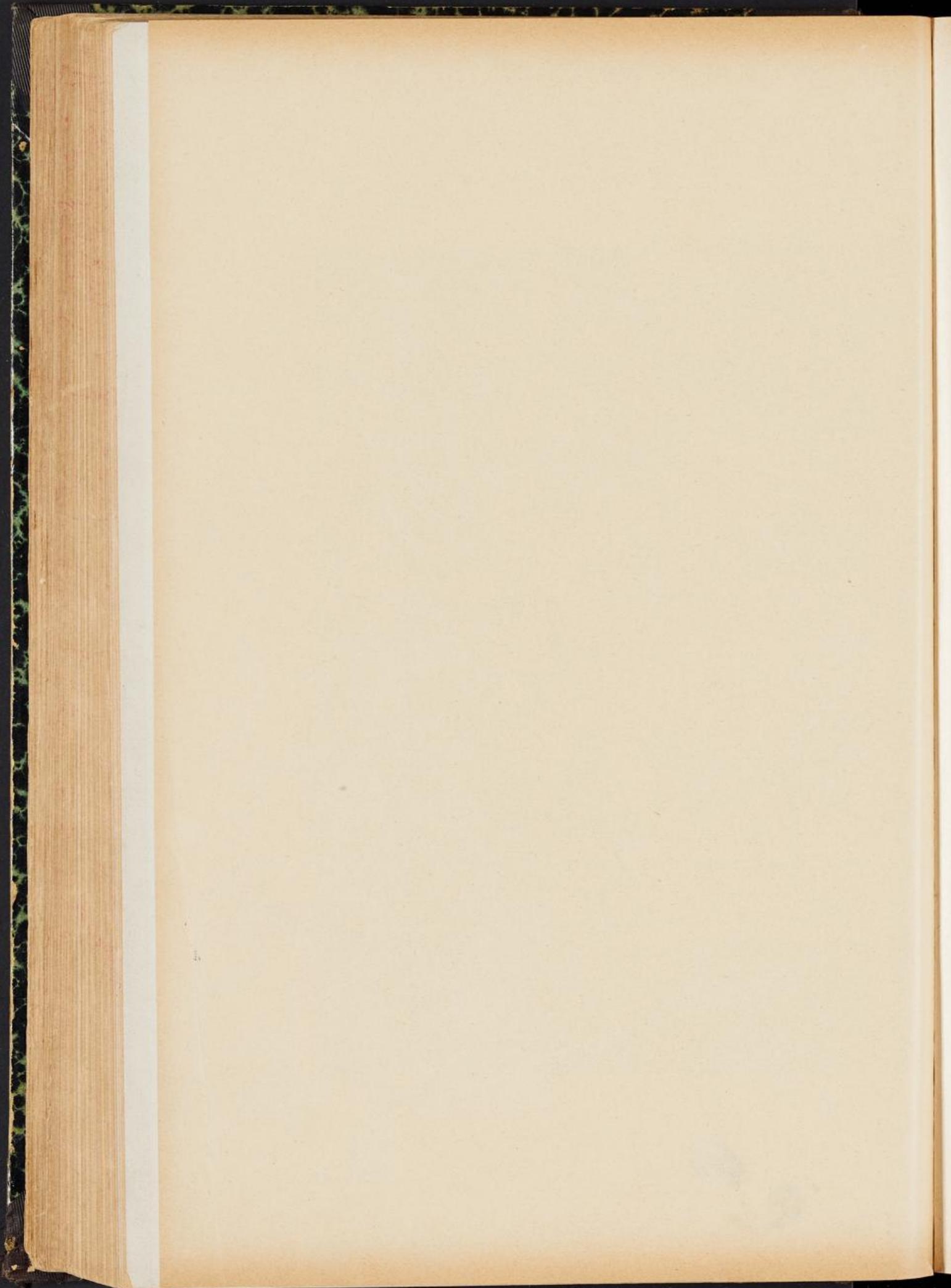
„Den alten Herrn traf keine Schuld an dem wirtschaftlichen Niedergang seines Geschlechtes. Er hatte das Schiff bereits mit einem klaffenden Leck ererbt. Daß er trotzdem bei der Wahl seiner Gattin mehr auf die Stimme seines Herzens und die Tradition seines Hauses gehört als auf eine reiche Mit-

t
v
t
t
s
g
e
e
l,
a
s
s
d
h
n
ir
n
r,
s
er
te
s
ht
n,
te
hl
s
id
es
en
nu
te
e=
de
ge
en
er
as
it.
en
a=
is
em
Er
ed
iin
a=
it=



Die drei Sinne. I. Gehör. Zug von Genssler von Julius Schmid.

Photographie von Julius Schmid, Wien in 1880.



gift geachtet — das kann ihm in meinen Augen nur zur Ehre gereichen. Kurz nach dem frühen Tode der Hausfrau brach der Ruin vollends herein.

„Zur Zeit, wo meine Erzählung spielt, war von dem schimmernden Glanze, der einst die Familie umstrahlte, schon längst nichts mehr übrig als der historische ehrliche Name und der bis an die Zinnen verschuldete und daher unverkäufliche Palast, hinter dessen massigen Quadern der Marquis sein Glend nicht minder stolz verbarg als seine Ahnen einst ihren Einfluß und ihre Schätze.

„Den ganzen Hausstand bildeten eine alte Magd und ein nicht minder alter Diener, der das Amt eines Kochs, eines Tafeldeckers und eines Kutschers in sich vereinte. Ja — auch das eines Kutschers. Denn obgleich die Küchenschränke oft ebenso leer waren wie die Geldkassette, beherbergten die gewölbten Stallungen noch immer ein Roß und die Remise zwei altmodische Kaleschen.

„Von seiner Equipage — so bescheiden und ärmlich sie auch war — vermochte sich der Marquis nicht zu trennen. Den ganzen Tag über saß er in seinem Zimmer und vertiefte sich in die ruhmvolle Geschichte seines Hauses. Aber gegen Abend kleidete er sich sorgfältig an und fuhr in die Cassinen, wo er am Arme seines Töchterleins bei den Klängen der Musik ein halbes Stündchen in den schattigen Alleen spazierte.

„Wenn er auf der Hin- und Rückfahrt durch die Straßen rollte — im eignen Gefährt — dann vergaß er die herbe Kläglichkeit seiner Lage. Mochte der Gaul auch abgetrieben und unschön, der Wagen altmodisch und schwerfällig sein — wenn nur die breite Borte am Roße des Kutschers sein Wappen trug, das einst in Florenz nicht weniger bekannt und geachtet war als die drei Kugeln der Medici.

„Solange seine Equipage nicht in der langen Wagenkette fehlte, die sich jeden Abend vom Ponte S. Trinita bis zur heutigen Piazzale del Re hinzieht, fühlte sich der Marquis, obgleich er längst jedem geselligen Verkehr aus pekuniären Gründen entzagt hatte, noch immer als Mitglied der glänzenden florentinischen Gesellschaft.

„Um diese Sonderlichkeit verstehen zu können, darf man weder den italienischen prachtliebenden Charakter noch den schwerwiegenden Umstand außer acht lassen, daß die Jugend des alten Herrn in eine Zeit gefallen war, wo die wappengeschmückten Wagen in der That die leitende Macht repräsentiert hatten. Unter den obwaltenden Umständen war sie freilich eine lächerliche Schwäche. Aber wie dem auch sei, die tägliche Korfsofahrt bildete nun einmal die einzige Lebensfreude des ehrlichen und rechtschaffenen alten Mannes, und er mußte sich dieses Vergnügens durch die härtesten Entbehrungen auf anderm Gebiete erkaufen.

„Sein Töchterlein stellte an das Dasein andre Anforderungen. Sie war ein munteres sechzehnjähriges Ding, dem vom Vater her der Hang zur Romantik, als Erbteil der Mutter aber ein gutes Stück hausbackenen Sinnes im Blute steckte. Die Rolle der großen Dame, die man sie zwei Stunden

des Tages in der Equipage spielen ließ, während sie die übrige Zeit tüchtig wirtschaften mußte, konnte ihr nicht genügen. Da war es nun kein sonderliches Wunder, daß sie, als das Liebesleben in ihrer jungen Brust zu keimen begann, ihr sehnsüchtiges Herz an einen Menschen verlor, dem die Natur den glänzendsten Adelsbrief der siegreichen Schönheit geschrieben.

„Dieser Mensch war Giovanni Beppe — der Statuenhändler. Damals war er noch nicht ein wohlbestallter Geschäftsmann, sondern nur Verkäufer in einer der großen Kunsthandlungen der Via Tornabuoni. Nun, du hast ihn ja gesehen und wirst wohl begreifen, daß dieser ergraute Apollo vor dreißig Jahren ganz dazu geeignet war, einem unerfahrenen jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen.

„Jeden Abend — zur Stunde, wo die Wagen aus den Cassinen in die Stadt zurückrollten — lehnte der schöne Giovanni in seiner Ladenthür. Wenn sich nun zwei Menschen alle Tage begegnen, so ist es die einfachste und natürlichste Sache der Welt, daß sie es schließlich gewahr werden, ob sie Gefallen aneinander gefunden. Allmählich entspann sich zwischen der kleinen Marchesa in der Equipage und dem schönen Florentiner die unschuldigte der Liebeleien, in verliebten Blicken seinerseits, in verlegenem Erröten ihrerseits bestehend.

„Das ging ein ganzes Jahr so fort, und es hätte wohl dabei auch sein Bewenden gehabt, wenn nicht der Zufall es gewollt, daß sich die alte Magd ein böses Fußleiden zugezogen. Wohl oder übel mußte der Marquis seiner Tochter gestatten, die kleinen Einkäufe des Haushaltes selbst und obendrein allein zu besorgen. Nur hatte sie ihm in die Hand versprechen müssen, die belebten Plätze und großen Verkehrsadern zu meiden.

„Lange Zeit gehorchte die kleine Marchesa auch gewissenhaft dem väterlichen Verbote. Aber als sie eines Tages zur Mittagsstunde von einer Besorgung heimkehrte, ließ sie sich verleiten, dagegen zu sündigen.

„Die Sonne brannte glühend heiß. Jedermann pflegte der Siesta. Die Straßen waren weniger belebt als zur vorgeückten Nachtstunde. Das verliebte Fräulein meinte daher dem Geiste ihres Versprechens ganz gerecht zu werden, wenn sie um diese Zeit auch ihren Weg durch die Via Tornabuoni nahm.

„Und das — das war ihr Verhängnis.

„Giovanni Beppe lehnte wie gewöhnlich unter der Ladenthür und rauchte seine Zigarette. Die Marchesa fühlte, wie sein Blick auf ihr ruhte. Das Blut schoß ihr in die Wangen, sie senkte das Köpfchen und eilte rasch vorbei, ohne ihn auch nur anzusehen. Aber in einiger Entfernung faßte sie wieder Mut und konnte es nicht unterlassen, sich nach dem heimlich Geliebten umzuwenden.

„Nur einen Augenblick! Aber gerade in diesem Augenblick löste sich die schlanke Gestalt des Jünglings aus dem Thürrahmen los und schritt langsam die Straße herab.

„Es war kein Zweifel — er folgte ihr! Diese Erkenntnis raubte der kleinen Marchesa vollends die

Besinnung. Verwirrt, erschrocken, bog sie, ohne zu überlegen, was sie that, in die nächste Seitenstraße ein. Sie fühlte nur das brennende Bedürfnis, sich seinen Blicken zu entziehen; sie wollte ehrlich entfliehen.

„Sie beschleunigte die Schritte, sie lief fast. Aber plötzlich sperrte eine Gartenmauer ihren Weg. Sie war in ein enges Sackgäßchen geraten. Nun wollte sie umkehren, aber schon bog Giovanni um die Ecke. Langsam, wie ein schönes, unerbittliches Verhängnis kam er auf sie zu.

„Ihm, der wohl wußte, daß diese Straße keinen Ausgang hatte, mußte die Flucht als eine Anforderung, dem Mädchen zu folgen, erscheinen. Das verlieh ihm höheren Mut, als er ihn sonst wahrscheinlich besessen haben würde.

„Er warf die Zigarette weg. Dann sprach er sie an — sanft, fast demüthig — mit lächelnden Lippen, von denen er wußte, wie gut sie ihn kleideten. Und sie — sie stand vor ihm, am ganzen Leibe zitternd, unfähig, auch nur ein Wort zu stammeln. So mußte sie seine verführerische Stimme hören.

„Was sprach er zu ihr? Das Banalste und Alltäglichsste. Um eine Blüte bat er sie aus dem kleinen Strauß, der an ihrem Gürtel befestigt war. Aber gerade der Umstand, daß er sie wie eine Bekannte behandelte, ihre langmonatliche Augensprache als etwas Selbstverständliches gar nicht erwähnte oder entschuldigte, verwirrte die kleine Marchesa vollends.

„Ein Fenster klirrte über ihren Köpfen. Eine dicke Frau in weißer Nachtsacke lehnte sich aus der Brüstung. Das brachte unser Fräulein zur Besinnung. Sie fand die Kraft zu entfliehen, aber es war zu spät, schon war sie dem Zauber verfallen.

„Als thörichtes junges Ding war sie in das Sackgäßchen eingebogen — mit einer sinnverwirrenden Leidenschaft im Herzen verliebte sie es wieder. Der wichtigste Wendepunkt im Leben eines Mädchens ist nun einmal die Stunde, in der ihm zum erstenmal von Liebe gesprochen wird.

„Das Folgende ergab sich von selbst.

„Es blieb nicht bei dieser ersten Begegnung. Die Verliebten sprachen sich noch sechs- oder siebenmal — immer in derselben schmalen, engen Gasse — immer nur wenige, flüchtige Minuten — immer in der heißen, süßen Mittagsglut.

„Aber diese kurzen Augenblicke bildeten von nun an die Marksteine im Leben der kleinen Marchesa. Den ganzen übrigen Tag ging sie im Traum wie eine Nachtwandlerin umher.

„Zur Unzeit war die alte Magd erkrankt, zur Unzeit ward sie wieder gesund. Der Brand loberte gerade am hellsten, als durch ihre Genesung den verschwiegeneu Stellbischen ein Ziel gesetzt wurde.

„Von Giovanni Beppe zu lassen, schien dem bethörten Mädchen ein Ding der Unmöglichkeit; die einzige Lösung dachte ihr die Ehe. Aber dermaßen verwirrt war sie denn doch nicht, um zu glauben, daß der stolze Marquis ohne weiteres seine Zu-

stimmung zu ihrem Bunde geben würde. Und da beschloß sie ganz einfach — zu fliehen.

„Der abenteuerliche Gedanke war ihr ausschließliches geistiges Eigentum. Giovanni erschrak sogar anfangs, als er die ernste Wendung erkannte, die diese Liebelei zu nehmen drohte. Dann aber ging er eifrig auf den kühnen Plan ein. Die Erwägung, daß eine Ehe mit einem Mädchen, das so vornehm in der eignen Equipage daherkam, für einen armen Handlungsgehilfen immerhin einen unerwarteten Glücksfall bedeute, mochte für seinen männlichen Entschluß ausschlaggebend gewesen sein.

„Ueber das Wie und Wo der Flucht war man sich bald einig. Am kommenden Sonntag sollte das Fräulein, während der Marquis seinen Spaziergang in den Laubgängen der Cassinen unternahm, Unwohlsein heucheln und im Wagen sitzen bleiben, dann aber — sowie der Vater außer Schweite — die Equipage verlassen und zu Giovanni eilen, der an einem bestimmten Plage ihrer harren und sie in einem Mietzfuhrwerke nach dem nahen Dörfchen Nifredi entführen würde. Von dort aus wollten sie ungesäumt die Einwilligung des alten, wackeren Herrn ersehen.

„Der Plan war so einfach, daß ein Mißlingen schlechterdings unmöglich erschien. Alles spielte sich auch ab, wie die klugen jungen Leute es vorausgesehen. Selbst der Himmel, der doch von Rechts wegen dergleichen Thorheiten nicht Vorschub leisten sollte, schien es gut mit den Verliebten zu meinen und zeigte an diesem Tage eine strahlende, lachende Helle.

„So saßen denn in einem armfälligen Zimmer des bescheidenen Dorfwirthshauses zu Nifredi die kleine Marchesa und der schöne Giovanni traulich bei ihrer Mahlzeit und freuten sich des gelungenen Streiches, als ganz unerwartet die vornehme, hagere Gestalt des alten Marquis im Thürrahmen erschien.

„Ein glücklicher Zufall hatte ihm die Spuren der Flüchtlinge entdeckt, und ohne einen Augenblick zu verlieren, hatte er in seiner Equipage die Verfolgung aufgenommen. Der Tochter war das junge Liebesglück so sehr in das Köpfchen gestiegen, daß sie nicht anders meinte, als der Vater werde nun gleich seinen Segen erteilen. Auf einige harte Worte, die sie vorerst zu hören bekommen würde, war sie allerdings gefaßt, aber selbst diese blieben ungesprochen.

„Erst, jedoch nicht unfreundlich wehrte der alte Herr ihre stürmische Ummarmung ab und befahl sanft: ‚Geh in das Nebenzimmer, mein Kind! Ich habe mit diesem Herrn hier ein Wort unter vier Augen zu reden. In einer Viertelstunde bin ich bei dir — und wir fahren dann gemeinsam nach Hause.‘

„Einen Augenblick zauderte die Marchesa und blickte unschlüssig bald auf den Vater, bald auf den Geliebten, der in anmutiger Haltung neben dem Tisch lehnte. Eigentlich hatte sie sich das alles ganz anders gedacht. Sie war ein mutiges Mädchen und hätte ganz gern ein wenig für ihr Glück gekämpft. Einen anregenden, liebevollen Kampf, in welchem der Sieg sicher winkt. Aber dazu schien es gar nicht zu kommen, denn daß in der ‚gemeinsamen‘

Heimfahrt Giovanni inbegriffen, dünkte ihr selbstverständlich.

„Die geschäftliche Ruhe der beiden Männer wirkte lähmend auf ihre Seele. Statt der schönen, warmgefühlten Worte, die sie gern gesprochen hätte, flüsterte sie ein bescheidenes: ‚Ja, Papa!‘ und gehorchte dem väterlichen Befehl.

„Damit sie die Unterredung nicht hören sollte, schloß der Marquis sorgfältig hinter ihr die Thür. Aber seine Vorsicht war trügerisch. Er, der sein ganzes Leben zwischen den mächtigen Mauern seines Palastes verträumt, rechnete in diesem erregten Augenblick nicht mit den dünnen Holzwänden einer elenden Trattoria.

„Das lauschende Mädchen vernahm jedes Wort ebenfogut, als ob sie im Zimmer anwesend gewesen wäre. Selbst der tiefe, schwere Atemzug, mit dem der Vater das Gespräch mit Giovanni eröffnete, klang wie eine Anklage zu der Lauschenden herüber.

„Und jetzt zu Ihnen, mein Herr!“ hub der Marquis an. „Meine Tochter hat sich in einer romantischen Schrunke gefallen. Sie haben ihr dabei hilfreich die Hand geboten. Ich enthalte mich aller Vorwürfe — aber Sie werden begreifen, daß die Sache hiermit beendigt sein muß!“

„Ich liebe Ihre Tochter,“ ließ sich Giovanni nun vernehmen, „und bitte . . .“

„Aber der alte Herr gestattete ihm nicht, seinen Satz zu beenden. ‚Lassen Sie die Poffen!‘ unterbrach er ihn barsch. ‚Sind Sie etwa in der Lage, die Kosten eines Hausstandes zu bestreiten? Ich — darüber seien Sie sich klar — kann meiner Tochter keine andre Mitgift geben als einen ehrlichen Namen.‘

„Wir würden ja nicht viel benötigen!“ lenkte der Jüngling sichtlich betroffen ein. „Nur eine kleine Summe, um ein eignes Geschäft zu gründen!“

„Ich bin gänzlich verarmt,“ entgegnete der Marquis. „Mit dem wenigen Gelde, das ich im Notfall aufbringen könnte, würde es Ihnen allein allenfalls gelingen, sich selbständig zu stellen, nie aber, eine Familie zu ernähren.“

„Wie meinen Sie das, Herr Marquis?“

„Ich will Sie für Ihre getäuschten Hoffnungen entschädigen. Nehmen Sie das Geld für das Versprechen, nie mehr mit meinem Kinde in Verkehr zu treten.“

„Die kleine Marchesa erbte hinter der Thür. Das wagte ihr Vater ihrem schönen Helben zu bieten! Sie meinte nicht anders, als daß sich Giovanni auf den Befeidiger stürzen und die Schmach auf der Stelle rächen würde. Schon wollte sie die Thür aufreißen, um sich schützend zwischen die beiden Männer zu werfen, aber da klang die einschmeichelnde Stimme des Geliebten an ihr Ohr.

„Ist es auch wahr, daß Sie gar keine Mitgift geben wollen?“ forschte er vorsichtig als kluger Geschäftsmann.

„Ich habe nie gelogen!“ entgegnete der Marquis. „Gehen Sie auf meinen Vorschlag ein, ja oder nein?“

„Eh — sara difficile!“ rief der Jüngling in jenem den Italienern eigentümlichen kurzen, lebhaften

Ton, der eine halbe Zusage enthält. Eine kleine Pause entstand. ‚Wieviel würden Sie geben?‘ fragte er dann unschlüssig.

„Und nun entspann sich ein widerwärtiger, kleinlicher Handel. Dem Entführer erschien die angebotene Summe zu gering, der Marquis erklärte, nicht mehr Geld flüssig machen zu können. Schließlich einigte man sich auf viertausend Lire, zahlbar am nächsten Tage. Zeit und Ort wurden verabredet.

„Dann verließ einer der beiden Männer das Gemach. War es der Geliebte? War es der Vater? Die arme kleine Marchesa im Nebenzimmer fragte nicht danach. Ihr war es gleich. In diesem Augenblick erschienen ihr beide Männer gleich verächtlich, gleich hassenswert.

„Sie war auf das schmale, harte Ruhebett, das längs der Wand hinlief, gesunken und preßte beide Hände gegen die Ohren, nur um nichts mehr hören zu müssen.

„Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht. Vielleicht waren es lange Stunden, vielleicht wenige Minuten. Als sie wieder zu sich kam, saß der Marquis neben ihr und kühlte ihr mit einem nassen Tuch die Schläfen. ‚Komm, fahren wir nach Hause!‘ sagte er einfach.

„Willenlos nahm das Mädchen seinen Arm. Vor dem Gasthose hielt die Equipage. Der Vater hob sein Kind in den Wagen. Dann rollte das altmodische, unschöne Gefährt davon, nach Florenz zurück.

„Es war eine helle, lautlose Sommernacht. Stumm und ernst saßen die beiden Menschen nebeneinander, jeder auf seiner Seite in die schlafende Landschaft starrend. Nur als die Straße durch ein dunkles, verschwiegenes Gehölz führte, löste sich der unheimliche Bann von dem Mädchen. Hart und thränenlos aufschluchzend, lehnte sie sich in die Kissen zurück.

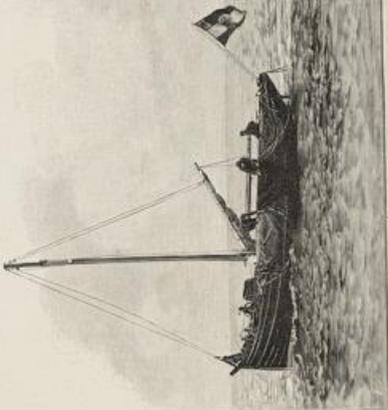
„Da beugte sich der Marquis über sie, zog sie fest an sich und raunte ihr mit bebender Stimme leise, ganz leise zu: ‚Ja, ja, mein armes Kind, die Menschen sind Bestien — nichts als Bestien!‘

„Sie verstand sehr wohl, was er damit sagen wollte. Plötzlich ahnte sie, daß er bei jenem schwachen Handel nicht weniger gelitten hatte als sie selbst, und daß er die Kraft, ihn so kaltblütig zu führen, aus einer langen Reihe stumm und stolz ertragener Demüthigungen geschöpft. Sie tastete nach seiner kühlen, welken Hand und preßte mitleidig und dankbar ihre fiebernden Lippen darauf. Dann saßen sie wieder stumm und ernst nebeneinander, jeder auf seiner Seite in die schlafende Landschaft starrend.

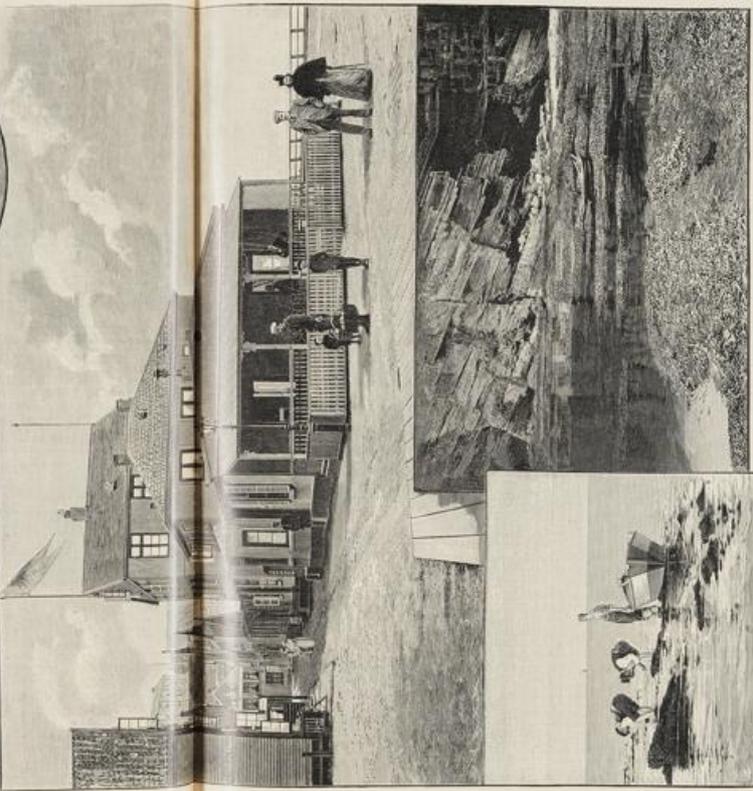
*

„Die nächsten Tage verbrachte die kleine Marchesa auf ihrem Zimmer. Eine volle Woche verging, ehe sie sich wieder mit der Führung des Haushaltes befaßte. Da fiel es ihr auf, daß der Vater seine tägliche Fahrt in die Cassinen aufgegeben hatte, und als sie darüber den Diener befragte, erfuhr sie, Pferd und Wagen seien schon am Tage nach jenem Ausfluge nach Nisredi verkauft worden. An die Nächsten, um ein Spottgeld.

Warten auf die Bären bei Karsenskipt.



Karshausen.



Bearwarteien mit den Bären.

Die Haupt-ethnologische Station auf Nevgotab.

Der Haupt-ethnologische Station.

Warten auf die Bären an der Station.

Die Haupt-ethnologische Station auf Nevgotab.

„Brennende Schamröte auf den Wangen, eilte die kleine Marchesa in ihr Kämmerlein zurück. Keiner brauchte ihr zu sagen, wofür der Vater das Geld benötigt hatte.

„Niemand wurde dieses Umstandes zwischen dem alten Herrn und seinem Kinde Erwähnung gethan. Der Marquis war bestrebt, das gebrachte Opfer in den Augen seiner Tochter durch heitere Fröhlichkeit zu bemänteln, und diese wieder kannte kein andres Ziel, als die letzten Jahre des Vaters zu verschönen und ihm durch Liebe seine Equipage zu ersetzen. Und das ist ihr ehrlich gelungen . . .“

Rain Sinoda schwieg. Er hatte erregt und leidenschaftlich gesprochen. Jetzt blickte er sinnend vor sich nieder.

„Hat dir die Marchesa Rodanelli diese Geschichte selbst gebeitet?“ fragte ich teilnehmend.

Der Freund fuhr empört auf: woher ich denn wisse, daß es sich um diese Dame handle? Er habe doch keinen Namen genannt. Den kleinen Zwischenfall und den wohlgezielten Fußstoß im Salon der Marchesa hatte Rain in seiner Zerstretheit gänzlich vergessen.

Als er nun erfuhr, wie er mich auf die richtige Fährte gesetzt, schien der gute Junge auf das äußerste bestürzt, daß er das Geheimnis seiner Gönnerin so schlecht gehütet habe. Nur mit Mühe gelang es mir, seine heftigen Selbstanklagen zu beschwichtigen.

„Zum Teufel auch!“ meinte er schließlich trotzig, „es ist kein triftiger Grund vorhanden, weshalb diese klägliche Geschichte verborgen bleiben mußte. Einmal im Leben ist wohl ein jeder von uns in ein gefährliches Fahrwasser geraten. Es kommt nur darauf an, daß man nicht Schiffbruch leidet, sondern beizeiten wieder mutig den rechten Kurs einschlägt. Und das hat die Marchesa redlich gethan. Du hast ja heute Gelegenheit gehabt, dich davon zu überzeugen. Sie ist stark und klug. Die trübe Episode ist spurlos an ihr vorübergegangen. Nur eine eigne Equipage hat sie nie mehr besitzen wollen; selbst dann nicht, als ihr bald nach dem Tode des Vaters ganz unerwartet eine große Erbschaft zufiel.“

Ich mußte jener ersten Begegnung im Bücherladen gedenken, und da stiegen denn doch bedenkliche Zweifel in mir auf, ob diese Abneigung gegen ein eignes Gefährt die einzige wunde Stelle sei, die jene traurige Erfahrung an unsrer geistreichen Wirtin zurückgelassen.

Es war ja vielleicht nur ein Zufall, aber obgleich wir bei Tisch sehr aufgeräumt und heiter gewesen, ein so recht herzliches Lachen hatte ich von der Marchesa nicht zu hören bekommen.

Ich machte Rain Sinoda auf diesen Umstand aufmerksam. Er nickte und erwiderte nachdenklich: „Siehst du, da hast du heute schon zum zweitenmal als blinde Henne ein Korn gefunden. Ich kenne die Marchesa Agathe nun doch schon über zehn Jahre, aber in dieser ganzen Zeit lachen — so recht von Herzen lachen — habe ich sie nie gesehen!“

Die königliche Biologische Anstalt auf Helgoland.

Mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen von Hofsphotograph Schenkly.

Von

Dr. Paul Hermann.

Die Gründung der Biologischen Anstalt auf Helgoland fällt in das Jahr 1892. Laboratorien an der Meeresküste, die die wissenschaftliche Erforschung des Meeres zum Zweck haben, bestehen an mehreren Punkten, besonders der englischen, französischen und italienischen Küste, schon seit längerer Zeit und wurden gemeinhin als zoologische Stationen bezeichnet, weil zur Zeit ihrer Entstehung gerade die Untersuchung über die Entwicklungsgeichte der marinen Tiere im Vordergrund des Interesses stand. Die berühmteste und am vollkommensten eingerichtete Station, die zu Neapel, verdankt vorzüglich der Energie eines deutschen Gelehrten, A. Dohrn, und der verständnisvollen Unterstützung der deutschen Regierungen ihr Aufblühen; ihre Lage an einem außerdeutschen Küstenpunkt ist dem Umstande zuzuschreiben, daß die Fauna der deutschen Gewässer, der Ost- und Nordsee, als eine weniger reichhaltige bezeichnet werden muß, und daß überdies die Universität Kiel bereits die Erforschung dieser Meeresabschnitte als ihre natürliche Aufgabe erkannt hatte und darin von der 1870 begründeten Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere, die ihren Sitz in Kiel nahm, auf das Thätkräftigste unterstützt wurde. Ein Punkt aber im deutschen Meeresgebiete war es, der von jeher das Interesse der deutschen Zoologen und Botaniker auf sich gezogen hatte, die kleine, im englischen Besitze befindliche Insel Helgoland, die an Mannigfaltigkeit und Reichtum der Tiere und Pflanzen alle andern Punkte weit übertraf. Wenn trotzdem alle Pläne, hier eine ausschließlich wissenschaftlichen Meeresuntersuchungen dienende Station ins Leben zu rufen, immer wieder beiseite gelegt werden mußten, so hatte dies vornehmlich seinen Grund in den Schwierigkeiten, die in der Zugehörigkeit zu einem fremden Staate lagen. Als daher Helgoland im Jahre 1890 in deutschen Besitz kam, wurde der alte Plan sofort wieder aufgenommen und mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften, der Deutschen zoologischen Gesellschaft und des Deutschen Seefischereivereins von der preussischen Regierung glücklich durchgeführt.

Die der Biologischen Anstalt zugetheilten Aufgaben zerfallen in solche der reinen Biologie des Meeres und solche der angewandten Meereskunde, das heißt praktisch-wissenschaftliche Untersuchungen im Dienste der deutschen Seefischerei. Die ersteren, die rein biologischen Aufgaben bestehen allgemein in der Untersuchung der Lebensverhältnisse in den deutschen Meeren, fürs erste in der Nordsee. Dieser Zweck, in dem weitgehenden und umfassenden Sinne, der in den Worten liegt, von ihr als Programm angenommen, umfaßt eine Reihe besonderer Aufgaben. Zunächst wurde die systematische Erforschung der Fauna und Flora des Helgoland umgebenden Meeresabschnittes in Angriff genommen und, soweit es die zur Verfügung stehenden Mittel bisher erlaubten, auch auf die Tier- und Pflanzenwelt der benachbarten Küstenstriche ausgedehnt. Nach der systematischen Bearbeitung des Materials, gleichermassen der Inventaraufnahme, die entsprechend dem geringeren Formenreichtum hier weniger Zeit in Anspruch nehmen wird wie in Neapel, kann dann jenes unererschöpfliche Gebiet betreten werden, das die Fragen der speziellen Morphologie und Anatomie, der Entwicklungsgeichte, der allgemeinen Biologie, der Physiologie und des Artbegriffes in sich faßt. Um von der Mannigfaltigkeit dieser Aufgaben eine Vorstellung zu geben, sei nur erwähnt, daß eine allgemeine Biologie die

Fortpflanzung, die Entwicklung und Ernährung, die Abhängigkeit von äußeren Bedingungen, die Lebensdauer, die Wanderungen von Tieren und Pflanzen, den Wechsel der Fauna und Flora in den verschiedenen Jahreszeiten, die Anpassung der Organismen und vieles andre zu berücksichtigen hat. Zu der Erforschung der marinen Lebensverhältnisse gehören aber auch die Fragen nach der physikalischen und chemischen Beschaffenheit des Meerwassers, nach den Meeresströmungen und dem geologischen Bau des Meeresbodens. Zu den bemerkenswerten Aufgaben der Biologischen Anstalt ist ferner die Beschaffung von lebenden und konservierten Seetieren und Pflanzen für wissenschaftliche Institute, Museen, Schulen und so weiter zu rechnen. Der Bestand von solchem wissenschaftlichen Material hat in den letzten Jahren einen recht bedeutenden Umfang erreicht.

Der zweite und in Zukunft immer wichtiger werdende Teil der Arbeiten der Biologischen Anstalt liegt, wie bereits gesagt wurde, auf dem Gebiet der praktisch-wissenschaftlichen Arbeiten im Dienste der Seefischerei. Es ist bekannt, welchen ungeheuren Aufschwung die Hochseefischerei in der Nordsee in den letzten fünfzig Jahren genommen und welchen erfreulichen, von Jahr zu Jahr steigenden Anteil auch Deutschland an ihr gewonnen hat. Die Möglichkeit einer Ueberfischung der Nordsee als Folge dieser kolossal gesteigerten Befischung namentlich mit dem großen Grundnetz oder Trawl liegt nach dem Urteil zahlreicher Sachverständiger sehr nahe, und schon beschäftigt man sich in den interessierten Küstenländern, namentlich in England, ernstlich mit der Erwägung, ob nicht durch internationale Schonregeln und rationelleren Betrieb der Fischerei der drohenden Gefahr vorgebeugt werden kann. Dabei erkennt man immer deutlicher, daß eine der ersten und unerlässlichen Vorbedingungen für einen gedeihlichen Betrieb der Hochseefischerei eine genaue, wissenschaftlich begründete Kenntnis der Naturgeschichte der nutzbaren Seefische ist, ihrer Ernährung, ihrer Wanderungen und ihrer Abhängigkeit von den physikalischen Bedingungen des Meeres. Die Notwendigkeit, solche Kenntnisse zu sammeln, rechtfertigt voll auf die Errichtung wissenschaftlicher Seefischerei-Laboratorien am Meere. Die Helgoländer Anstalt nimmt unter diesen speziell auf dem Seefischereigebiet arbeitenden Laboratorien jedenfalls eine der ersten Stellen ein.

Die Anstalt wird von einem Direktor, dem bekannten Zöthologen Professor Heinde, geleitet, der zugleich Mitglied der Kieler Kommission ist und sich durch seine Untersuchungen über die Naturgeschichte des Herings und seine Arbeiten auf dem Gebiete der Seefischerei einen Namen erworben hat. Er wird in seiner Aufgabe von drei Assistenten unterstützt, die gleichsam als Abteilungsvorstände fungieren und von denen der erste, Dr. Hartlaub, die wissenschaftliche Zoologie, der zweite, Dr. Ehrenbaum, die Seefischerei, und der dritte, Dr. Ruduck, die Botanik vertritt. Diese vier wissenschaftlichen Beamten arbeiten dauernd an der Durchführung des oben dargelegten vielseitigen Programms der Anstalt. Aber abgesehen davon, daß ihre Kräfte für ein so reich verzweigtes Gebiet, wie es die moderne Zoologie und Botanik ist, und bei dem die Arbeitsteilung so weit vorgeschritten ist, nicht ausreichen würden, soll die Helgoländer Station gleich ähnlichen Instituten an andern Küstenpunkten auch den Gelehrten des Binnenlandes eine Arbeitsstätte bieten, wo sie bequem und mit allen Hilfsmitteln eines größeren Universitätsinstituts ausgerüstet, ihren Studien obliegen können. Es sind deshalb an der Anstalt sieben „Arbeitsstische“ für fremde Gelehrte eingerichtet und mit allem Zubehör reichlich ausgestattet.

Die wissenschaftlichen Arbeitszimmer und die zu ihnen gehörigen Räumlichkeiten befinden sich in einem früheren Logierhause, das vom Staate zu diesem Zwecke angekauft und umgebaut wurde, an der Ostspitze des Unterlandes in

sehr günstiger Lage unmittelbar an der See. Auch das daneben liegende, früher der Post dienende Gebäude ist für die Zwecke der Biologischen Anstalt eingerichtet worden, seitdem die Post ihr sehr stattliches Heim in der Kaiserstraße bezogen hat.

Ein neues, mit allen modernen wissenschaftlichen Einrichtungen versehenes Institutsgebäude fehlt der Anstalt leider noch. Die jetzigen Gebäude und Erweiterungen derselben können nur als Provisorium angesehen werden, teils wegen der Kleinheit der Räume, teils und vor allem deshalb, weil die unentbehrlichen größeren Aquarieneinrichtungen mit direkter Seewasserleitung fehlen und ohne umfassenden Neubau nicht eingerichtet werden können. Gerade die Beobachtung lebender Tiere und Pflanzen muß ja zu den wichtigsten Aufgaben eines maritimen Laboratoriums gerechnet werden, das allgemeine biologische Probleme lösen will und unter andern auch die künstliche Aufzucht von Seetieren, speziell Nutfischen im Interesse der Seefischerei anstrebt.

Im übrigen kann die innere Ausstattung der Biologischen Anstalt eine befriedigende und für die gegenwärtigen Verhältnisse durchaus genügende genannt werden. Es fehlt weder an den nötigen optischen und technischen Instrumenten, wie Mikroskopen, Mikrotomen, mikro- und makrophotographischen Apparaten und all den speziellen Vorrichtungen und Werkzeugen, die bei der sehr entwickelten Technik der Untersuchungsmethoden erforderlich sind, noch an den zahlreichen Reagentien und Konservierungsflüssigkeiten; vor allem ist aber bereits jetzt eine reiche Bibliothek von etwa 2400 Bänden und zahlreichen Broschüren vorhanden, die außer einer Reihe allgemeinerer und speziellerer Einzelwerke auch 125 verschiedene Zeitschriften umfaßt. In dieser Hinsicht hat die Helgoländer Anstalt manches ältere Laboratorium überflügelt.

Ein guter Schritt vorwärts wurde in ihrer Entwicklung getan, als das Streben nach Erweiterung der Räumlichkeiten zur Einrichtung eines Museums führte. Das größere Konversationshaus, ein stattliches Gebäude an der Siemens-terrasse, wurde der Biologischen Anstalt von der Gemeinde zur Begründung eines „Nordseemuseums“ überlassen. Dieses Museum soll mit der Zeit eine vollständige wissenschaftliche Sammlung der Tier- und Pflanzenwelt der Nordsee umfassen, also ein Lokalmuseum der Nordsee und der benachbarten Meere werden, zugleich aber auch als Schau-sammlung dem zahlreich Helgoland besuchenden Badepublikum anschauliche Belehrung über das Leben des Meeres bieten. Freilich, ohne die Hochherzigkeit eines deutschen Gelehrten, des namhaften Botanikers Pringsheim, der 25 000 Mark für diesen Zweck stiftete, würde der Plan auch heute noch auf seine Ausführung warten. Nachdem im Jahre 1896 mit diesem Geld der Umbau des Hauses, zu dem auch ein hübscher Garten gehört, bewirkt und mit Hilfe eines weiteren staatlichen Zuschusses die erste Einrichtung bewerkstelligt worden war, konnte im vorigen Sommer der untere Saal dem öffentlichen Besuch übergeben werden. In ihm hat zunächst die berühmte und wissenschaftlich höchst wertvolle Sammlung Helgoländer Wandervogel Platz gefunden, die der verstorbene Regierungsekretär Gütke durch fünfzig Jahre hindurch gesammelt hat und die 1890 vom Reiche angekauft wurde. Voraussichtlich wird schon in diesem Jahre auch der obere große Saal dem Publikum zugänglich sein.

Sehr vorteilhaft ist die natürliche Lage der Station, mitten in einer Meeresbucht und ohne die Nachteile einer großen Stadt, deren Abwässer für das Tier- und Pflanzenleben sehr nachteilig sind. So ist es möglich, nicht nur gut entwickeltes Material zu sammeln, sondern daselbe auch auf das rascheste, oft innerhalb einer Stunde, nachdem der Wunsch danach geäußert wurde, zu beschaffen. Es sind

hier keine langen Dampfer- und Bootsfahrten nötig, wie beispielsweise in Kiel oder auch in Triest, wo durch große Hafenanlagen die nahegelegenen Tier- und Pflanzenbestände beeinträchtigt oder gar zerstört worden sind, das Arbeitsmaterial findet sich hier vielmehr im wahrsten Sinne des Wortes vor der Thür.

Die Beschaffung des frischen Untersuchungsmaterials, überhaupt die ganze wissenschaftliche und praktische Fischerei auf der See, wird von dem Fischmeister der Anstalt, Aue Jens Lorenzen geleitet, unter dem die dauernd von der Station beschäftigten und vortrefflich geschulten Fischer arbeiten. Als Exkursionsfahrzeuge dienen zwei Ruderboote, zwei Segelboote und ein seetüchtiger Petroleummotor, mit dem auch weitere Fahrten nach den friesischen Inseln und der Elbemündung unternommen werden.

Zum Schluß bitten wir den Leser, uns im Geiste auf einigen Exkursionen zu begleiten. Eines der interessantesten Terrains, sowohl in zoologischer wie botanischer Hinsicht, ist die sogenannte Westseite, das heißt jenes bei niedrigem Wasserstand trocken fallende Klippengebiet, das der senkrecht aufsteigenden Felswand im Südwesten vorgelagert ist. Besonders im Frühjahr, zur Zeit der tiefen Ebben, ähnelt es einem frischgepflügten Ackerfelde, das von zahlreichen, mit Wasser gefüllten Rillen der Länge und Quere nach durchzogen wird. Die Hauptmasse der Vegetation wird hier durch den Sägetang, *Fucus serratus*, gebildet, der in malerischen dunkelbraunen Büscheln die Felsen bekleidet, um nach den tiefer gelegenen Rissen allmählich von den bis vier Meter langen, hellbraunen, prächtig gewellten Bändern des Zuckertanges (*Laminaria saccharina*) oder den riesigen, palmenähnlichen Wedeln des Fingertanges (*L. digitata* und *L. hyperborea*) abgelöst zu werden. In den tieferen, auch bei Ebbe mit Wasser gefüllten Rillen gewahren wir das zierlich geteilte, dunkelbraune Laub der Meereiche (*Halidrys*), das besonders im Frühsommer von den freudiggrünen Büscheln einer *Cladophora* reizend geschnückt wird. Der oben erwähnte Sägetang wird nebst den Laminarien und andern *Fucaceen* an der norwegischen, schottischen und französischen Küste zu *Asche* (Kelp) verbrannt, die dann zur Jodgewinnung weiter verarbeitet wird. Auch auf Helgoland bestand noch in den fünfziger Jahren eine solche Kelpbrennerei, als aber später das chilenische Jod dem in Europa gewonnenen mehr und mehr Konkurrenz machte, mußten viele der kleineren Fabriken ihren Betrieb einstellen, und die einzige Tangindustrie, wenn man es so nennen soll, die wir gegenwärtig in Deutschland haben, beschränkt sich auf die Herstellung von Wundstiften, den sogenannten „*Stipites Laminariae*“ der Pharmakopöe, die aus den getrockneten und geschälten Stämmen einer bei Helgoland häufigen *Laminaria*-Art, der *L. hyperborea*, gedreht werden, und die, vermöge ihrer großen Quellungsfähigkeit, zur Erweiterung von Wundkanälen und ähnlichen Zwecken verwendet werden. *Laminaria hyperborea* gehört übrigens zu den wenigen ausdauernden Algen, die jährlich ihr Laub wechseln, und es liegt ein eigener Reiz darin, im Frühling, bei stillem Wetter, im Boote über diese jubmarinen Wälder dahinzugleiten, wenn das alte Laub abgeworfen ist und die gigantischen fächer- oder bandförmigen Laubmassen der Laminarien im frischesten, bei auffallendem Sonnenlichte blau opalisierendem Gelbbraun erglänzen. Sind es doch, abgesehen von den oft abenteuerlichen Formen, gerade die Farben der Tange, die jeden überraschen, der zum erstenmal an der Meeresküste weilt, und nicht selten begegnet man einem ungläubigen Lächeln, wenn beim Vorzeigen getrockneter Algen das satte Karminrot und das leuchtende Braun als die natürliche Färbung der Meeresalgen erklärt wird.

Sehr erhöht wird der Reiz dieser unterseeischen Wiesen, Gebüsche und Wälder durch die mannigfaltigen Tierformen,

von denen sie belebt werden. Hier flüchtet sich in behender und durch die seitliche Fortbewegung komischer Grandezza ein Lachsenkrebs unter ein Tangbüschel, dort gleitet ein Seeftichling, besorgt und zur Verteidigung entschlossen, um das aus dem Laube der Meereiche gebaute Nest; an einer andern Stelle sehen wir den von den Eingeborenen Hoppot genannten Seehasen (*Cyclopterus lumpus*) träge am Boden liegen, einen durch seine ungestalteten Formen und großen Dimensionen auffälligen Fisch, der sich mit einem saugscheibenförmigen, am Bauche sitzenden Organe am Boden festsaugt und von den Fischern vermittelt einer kurzen, mit eisernem Haken versehenen Harpune heraufgeholt wird. Er gilt als einer der trägsten Fische, dem es so sehr an Intelligenz fehlt, daß er nicht einmal sein eignes Element kennt und bei Ebbe oft aufs Trockene gerät. Zur Zeit der Paarung ist das Männchen rot, das Weibchen blau gefärbt, aber nur das Fleisch des Männchens gilt bei der Bevölkerung als Lederbissen. Schieben wir auf einigen Felsplatten den Seetang beiseite, so werden wir hie und da durch den Anblick prachtvoller, rot- und blaustrahliger Rosetten überrascht, den Tentakelkränzen der meist in Vertiefungen des Gesteins sitzenden Seerose (*Actinia crassicornis*). Eine Verwandte derselben, die Lucernarie, wohnt auf den braunen Zweigen der Meereiche, die sie mit ihrem Fuß umklammert, während die in vier von Tentakelknöpfchen gekrönten Zipfel ausgezogenen Glocken nach unten herabhängen. Zuweilen glückt es uns wohl auch, eine der schönen Nactischnecken (*Doris*) zu erbeuten.

Sind unsre Augen vom Spähen ermüdet, so lassen wir den Blick über die grotesken Felsbildungen gleiten, an denen die zerklüftete Westseite so reich ist. In der Nähe der Nordspitze fällt uns eine etwas vorpringende Felswand durch ihre weiße Färbung auf, und näher kommend sehen wir dort Tausende von Vögeln auf den galerieförmigen Felsgesimsen dicht aneinandergedrängt sitzen oder unter betäubendem Geschrei bald sich in ganzen Scharen von der Klippe ins Meer stürzen bald wieder zu ihr emporflattern. Es sind Lummern, eine nordische, zu den Allen gehörige Vogelart, die hier einen ihrer süblichsten, in jedem Frühjahr wieder aufs neue von ihnen bevölkerten Brutplätze haben. Auf dem flachen Lande sehr unbehilflich, ist die Lumme ein ziemlich gewandter Flieger und ein ausgezeichnete Schwimmer und Taucher; wer daher Gelegenheit hat, das Berliner Aquarium zu besuchen, der veräume nicht, die Schwimmkünste der dortigen Helgoländer Lummern zu bewundern. Die kurzen Flügel wie große Schwimmsfloßen benutzend, schießen, rudern und flattern sie pfeilschnell durch das Wasser, während ihr ganzer Körper infolge der anhängenden Luft in goldenem Glanze schimmert. Nur kurz mag noch erwähnt sein, daß Helgoland durch seine Vogelwelt einen Weltruf genießt, da zur Zeit des Vogelzuges im Frühjahr und Herbst alle Arten von Vögeln, vom Fluge erschöpft oder mit widrigen Winden kämpfend, den einsamen Fels als Ruhepunkt zu benutzen pflegen. Zahllose Vogelarten, darunter auch einige sibirische und nordamerikanische Gäste, wurden hier beobachtet, und dem berühmten Ornithologen Gätke, dessen Vogelsammlung, wie oben erwähnt, jetzt im Nordseemuseum aufgestellt ist, gelang es auch, einige Exemplare der äußerst seltenen Rosenmöwe (*Larus Rossii*) zu erbeuten, die im äußersten Norden brütet, und von der größere Scharen Nansen zum erstenmal bei seiner Nordpolfahrt auf 86 Grad nördlicher Breite beobachtet hat.

Wer an warmen Augustabenden zur Zeit des Neumondes bei Helgoland eine Fahrt im Ruderboot unternimmt, wird auch die oft beschriebene Erscheinung des Meerleuchtens hier ganz besonders schön beobachten können. Ein kleines, infusorienartiges Tier, *Noctiluca miliaris*, das, mit dem feinen Netz herausgefischt, wie feinförniger Sago an der

Oberfläche des Wassers schwimmt, ist die Ursache dieses Leuchtens, Glühens und Glühens in den uns umgebenden, von den Ruder schlägen aufgewirbelten Fluten.

Auf der Reede hat die Biologische Anstalt einige Hummerfakten liegen, gefüllt mit Hummern, die wissenschaftlichen Beobachtungen über Wachstum, Häutung, Ei-Abgabe und so weiter dienen. Helgoland ist bekanntlich der einzige Fischereiplatz Deutschlands, wo der Hummerfang betrieben wird; zum Fangen dienen die sogenannten Timers, glockenförmige, mit Ballast beschwerte Körbe, die einen reusenförmigen Eingang besitzen und, mit Köder, meist toten Fischen, besetzt, zwischen die Klippen gesetzt werden. Nach Angabe von Dr. Ehrenbaum werden jährlich etwa 60 bis 70 000 Stück Hummern im Wert von 50 bis 60 000 Mark gefangen, und um diese Erwerbsquelle auf ihrer Höhe zu halten, das heißt einer Ueberfischung vorzubeugen, sind von der Biologischen Anstalt eingehende Untersuchungen angestellt worden, die, abgesehen von andern Maßregeln, auch zu der Festsetzung eines Minimalmaßes von 9 Centimeter Brustpanzerlänge für den Verkauf von Hummern geführt haben.

Wollen wir uns die praktische Fischerei ansehen, für die die Anstalt mit den mannigfaltigsten Fischereigeräten ausgerüstet ist, so müssen wir den Motor auf einer seiner Ausfahrten begleiten, freilich ein Vergnügen, bei dem es für den Binnenbewohner nicht ohne den üblichen Tribut an Neptun abzugeben pflegt. Bei solchen Fahrten pflegt nämlich die Kurre gesetzt zu werden, ein großes, am sogenannten Kurrenbaum befestigtes Netz, das auf dem Boden entlang geschleppt wird und in dem sich die grundbewohnenden Fische wie Schollen, Steinbutt, Seezungen, Kabeljau und Schellfische fangen. Während der Motor zwei bis drei Stunden in langamer Fahrt das schwere Netz nachschleppt, sind, besonders bei etwas rauher See, seine Bewegungen äußerst unruhig; um so größer ist dann aber die Freude, wenn das Netz endlich aufgewunden wird und außer einer reichen Ausbeute an Nutzfischen auch zahlreiche See-Igel, Seesterne, Schlangensterne, Schwämme, Einsiedlerkrebse, einige Tintenfische und andre Götter herausbringt.

Stumme Liebe.

Wir gehn zu Spiel und Tanz wir zwei,
Du lächst wie ein fröhliches Kind dabei.
Du schaust mir sorglos ins Angesicht:
Daß ich dich liebe, ahnst du nicht.

Du lächst mit den andern viel mehr als mit mir,
Und bin ich gegangen, was gilt es dir?
Du trägst all mein Glück, all mein jubelndes Sein, —
Meine stumme Liebe trag' ich allein. Carl Bulke.

Zu unsern Bildern.

In der Neujahrsnacht 1813/14 überschritt die schlesische Armee unter Blücher den Rhein bei Caub, zwischen Bingen und Coblenz. Den „Marschall Vorwärts“ in dieser Neujahrsnacht zeigt uns das Bild. Es ist ein elendes Quartier, das der flackernde Kandelaber erleuchtet. Auf dem plumpen Tisch wird die Karte Frankreichs entrollt. Ein Ordnamanzoffizier von den Totenkopfhutjahren hat eine Meldung gebracht. Blücher ist in patriotischer Wallung, er hat die Marschroute der Armee auf französischem Boden gezeigt. Jetzt ruht sein Finger auf dem Punkt, der Paris markiert. Sein Auge flammt. Denn erst in Paris darf der Friede geschlossen werden, nachdem man den entthronten Kaiser verjagt hat. Neben Blücher Gneisenau, der Chef seines Generalstabs, der feinste Kopf in der schlesischen Armee. Bei Caub entschied sich das eigentliche Schicksal

Frankreichs. Die verbündeten Heere, die den Rhein überschritten, hatten der feigen Vorsicht entsagt — sie fürchteten den verwundeten Löwen nicht mehr. Wie glänzend sich auch Napoleons Feldherrntalent gerade jenseits des Rheins bewährte, mit der Ueberschreitung des Rheins bei Caub war der Vann der französischen gloire endgültig gebrochen.

Eine zoologische Merkwürdigkeit veranschaulicht F. Schmitzberger auf seinem Bilde „Dachse, verendetes Wild annehmend“. Meister Grimbart stand bisher in dem Rufe, daß er verendetes Wild verschmähe, aber zu ihrem Erstaunen sollten der Künstler und sein Weidgenosse erfahren, daß es nicht immer der Fall ist. In später Abendstunde schoß der letztere auf dem Anstande einen Rehbock, und das Dunkel verhinderte, sofort dem flüchtig gehenden Wilde zu folgen. Bei der Suche am andern Morgen fand man nur traurige Ueberreste, und die zahlreichen Dachsjuren ließen keinen Zweifel über die Mißthat.

Das Ammergebirge, der wenigst besuchte Teil des bairischen Gebirges, erstreckt sich zwischen Loisach und Lech in einer Länge von circa 30 Kilometern. Dadurch, daß die Königsschlösser Linderhof, Hohen Schwangau und Neuschwanstein in seinem Gebiet liegen, und das Hauptjagdrevier des Prinzregenten Luitpold von Bayern dortselbst sich befindet, ist es bisher keinem alpinen Vereine dorthelbst gestattet worden, im Ammergebirge irgend welche Anlagen anzubringen. Deshalb sind die herrlichen Gipfel der Gruppe wenig besucht und oft schwer zugänglich. Der höchste Gipfel des Ammergebirges ist die Kreuzspitze bei Linderhof (2185 Meter). Die Besteigung dieses Berges bietet neben hochromantischer Scenerie während des Aufstiegs und unvergleichlich schöner Gipfelansicht die seltene Annehmlichkeit, daß hoch oben im Felsgewände, nur eine halbe Stunde unter dem Gipfel, eine herrliche kleine, aber nie versiegende Quelle, das Adlerbrünnl, aus dem Fels sprudelt. Der steile Gipfel im Hintergrunde unsers Bildes ist der 2178 Meter hohe Geierkopf, der bereits auf tirolischem Gebiet liegt.

In den Mandovertagen und bei den Übungen der Lustschifferabteilung auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin wird, wenn starker Wind weht, immer der sogenannte „Drachballon“ verwandt. Er steht seiner länglichen Gestalt wegen und der durch seine unteren Anhängel bedingten schrägen Lage halber viel ruhiger in bewegter Luft als die runden Ballons, die derartig hin und her geworfen werden, daß Beobachtungen mit Instrumenten nicht auszuführen sind. Der Aufstieg mit dem „Drachballon“ hat aber auch seine Schwierigkeiten. Dreißig bis vierzig Mann halten die Gondel und den Ballon an den Haltetauen, aber trotzdem dauert es geraume Zeit, ehe der Offizier und die Instrumente in die fortwährend hin und her gekantete Gondel geschafft sind. Der riesige Ballon geht unter starkem Brausen auch fortgesetzt auf und nieder in der Richtung seiner Längsachse, so daß die Soldaten an den Tauern immer abwechselnd meterhoch in die Luft geführt werden. Mancher Neuling läßt dabei wohl auch sein Tau fahren, da er eine Lustreise fürchtet, und wird dann nicht schlecht von den älteren Kameraden gehänselt. Ist der Ballon endlich freigelassen, so steigt er ganz ruhig und kerzengerade in die Luft. Dieses interessante Schauspiel lockt natürlich Hunderte von Zuschauern auf das Tempelhofer Feld.

Von Julius Adams heiterer Reihenfolge „Die fünf Sinne“ führen wir heute das erste Bild vor: „Gesicht“. Drollig malt sich in den Mienen der jungen Rädchen das Erstaunen über den bunten Falter, der fliegen kann und doch kein Vogel ist. In den nächsten vier Heften werden wir die launigen Darstellungen zum Abschluß bringen.



Neues vom Bücherfisch.

Von

Paul von Szczeпаński.

Seinem Roman „Der Büttnerbauer“, in dem Wilhelm von Polenz die Gefahren schilderte, von denen der bäuerliche Grundbesitz gegenwärtig bedroht wird, hat der aus eigenen Erfahrungen schöpfende Verfasser jetzt einen zweiten Agrarier-Roman, „Der Grabenhäger“ (Berlin, W. F. Fontane & Co.), folgen lassen, für den die augenblickliche Lage des Großgrundbesitzes den Stoff gegeben hat. Auch den Großgrundbesitz sieht Wilhelm von Polenz bedroht, aber er unterscheidet sich in seinen Ansichten sowohl über die Art der Gefahr wie über die Mittel der Abhilfe sehr wesentlich von dem typischen „notleidenden Agrarier“ der Gegenwart, der noch niemals reuig an seine eigne Brust geschlagen hat, sondern die Gründe für die Schwierigkeiten, mit denen auch der Großgrundbesitz seit zwei Jahrzehnten wieder zu kämpfen hat, immer nur außerhalb des Kreises der Besitzer sucht und findet. Man geht jedenfalls nicht fehl, wenn man des Verfassers eigne Anschauungen mit denen identifiziert, die er seinem Herrn von Klaven in den Mund legt, der sich über die agrarische Bewegung der letzten Jahre, die er als gewöhnliche Parteipolitik charakterisiert, folgendermaßen ausspricht: „Diese Bewegung hier sollte doch etwas mehr sein, — wenigstens war das anfangs meine Hoffnung — etwas Ehrliches und Keimliches sollte sie sein. Anstatt dessen haben wir eine Partei mehr bekommen. Wenn ein Mensch von der Notwendigkeit überzeugt ist, daß in den ländlichen Dingen Wandel eintreten muß, so bin ich es. Aber es ist hier wie überall: nichts schadet der guten Sache mehr als ein verfehlter Reformversuch. Hier haben wir wieder mal so eine mit vielen Hoffnungen und gutem Willen und großen Versprechungen vom Stapel gelassene Expedition, die niemals ihr Ziel erreichen wird. Und wissen Sie, warum? Weil man die Ziele nicht hoch genug gesteckt hat. Die Getreidepreise sollen gehoben werden. Schön! Ich bin dabei. Der Landwirt soll einen gerechteren Preis erhalten für seine Produkte. Nur gerechtfertigt! Aber man soll sich nur nicht einbilden, daß wir damit gerettet sind. Das sind Fragen zweiter Ordnung im Vergleich zu der wirklich brennenden Not unsers Berufes und Standes. Auf die Börse, das Spekulantentum, das mobile Kapital wird weidlich geschimpft, wie Sie vorhin erst gehört haben; überhaupt am Räsonnieren und am Entrüsten fehlt's nicht, und dabei

verschließen wir die Augen vor den eignen Fehlern. Leider, leider dürfen wir gar nicht mit gutem Gewissen auf die Auswüchse des Kapitalismus schimpfen, denn wir sind ja selbst seine eifrigsten Anhänger. Unsere Weltanschauung ist gerade so materialistisch wie die der andern auch. Da thut Reform not. Von innen heraus muß die Genesung kommen. Was jetzt geschieht, ist weiter nichts als ein Herumdoktern an den Symptomen, dem Sitz des Leidens will niemand zu Leibe gehen. Und nimmt sich jemand heraus, die Schäden des Standes aufzudecken, dann wird er verkezert. Gesichtspunkte — Ideale! — Wer davon anfängt, gilt als unpraktischer, weltfremder Schwärmer. Nur wer den Leuten sagt, wie sie ihre Einnahmen vermehren können, ist ein Genius.“ — Auch darüber läßt Wilhelm von Polenz keinen Zweifel, was ihm in erster Linie die Ideale des Landmannes sein sollten: die Liebe zur Scholle, das Sich-eins-fühlen mit dem Grund und Boden, der dem Besitzer eignet. Auf diesem Gefühl der Zusammengehörigkeit baut sich ihm alles Ethische des landwirtschaftlichen Berufes auf. Das wohl hat Polenz beweisen wollen, als er in den Mittelpunkt seines Agrarromans einen Mann stellte, der nicht von Beruf Landwirt, sondern von Beruf Militär ist, der als ein Fremder auf seinem angeerbten Besitz erscheint und dort erst heimisch werden muß. Aber mit dieser Wahl seines Helden hat Polenz zugleich einen der Kernpunkte der agrarischen Frage angegriffen, wie ich glaube. Denn dieser tüchtige, eine aussichtsreiche militärische Laufbahn plötzlich zu dem Zwecke, den väterlichen Besitz in eigne Bewirtschaftung zu übernehmen, quittierende Offizier ist eigentlich der Typus des modernen Großgrundbesitzers. Es ist traditionell für den Landadel geworden, daß nicht nur die jüngeren Söhne, sondern auch die ältesten, die einmal das väterliche Gut übernehmen sollen, so lange in der Armee dienen, bis der väterliche Besitz frei wird. Sie widmen die Jahre, die sie zu Hause überflüssig sind, dem Staat. Es fragt sich nur, ob sie zu Hause wirklich überflüssig sind, diese ältesten Söhne, und ob sie diese dem Staate gewidmeten Jahre nicht im eignen, im Familieninteresse und im Interesse der Landwirtschaft besser anwenden könnten. Zweifellos, daß der Staat an diesen späteren Großgrundbesitzern eine Anzahl sehr tüchtiger Offiziere besitzt, die die Armee ungern missen würde. Aber

auch ebenso zweifellos, daß das Offiziercorps diesen kleinen Bruchteil seines Erbes, den die Söhne des adligen und bürgerlichen Großgrundbesitzes bilden, die damit rechnen müssen, selbst einmal den väterlichen Grundbesitz zu übernehmen, müssen könnte, ohne in seiner Qualität Schaden zu leiden. An allen den Mifständen, die die traditionelle, im Aufsteigen jah unterbrochene militärische Carriere für den späteren Grundbesitzer im Gefolge hat, krankt Herr von Kriebow, der Besitzer von Grabenhagen, der im Mittelpunkt des neuen Romans von Wilhelm von Polenz steht. Er krankt noch stärker daran als viele andre Grundbesitzer von gleichem Lebensgange, weil schon sein Vater Großgrundbesitzer, aber kein Landwirt war. Das Gefühl der Verantwortung für seinen Besitz ist ihm verloren gegangen, er hat ihn ganz betrachten gelernt wie etwas, das nur deshalb zu schätzen ist, weil es eine Rente abwirft; eine Rente, die ihm ohne eigne Arbeit in den Schoß fällt, die er in der Residenz in angenehmen dienstlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen verzehrt und die er sogar überschätzt. Denn für die Bedürfnisse des Herrn hat der Administrator immer Geld zur Verfügung gehabt, — das beste Mittel, um den Herrn an die hervorragenden wirtschaftlichen Eigenschaften des Administrators glauben zu machen und ihn davon zurückzuhalten, sich selbst in die Verwaltung einzumischen. Der Zeitpunkt, den Abschied zu nehmen und sich auf seinen Grundbesitz zurückzuziehen, erscheint Herrn von Kriebow gekommen, bald nachdem er sich verheiratet hat. Das Gesellschaftstreiben ist ihm lästig geworden; er fühlt das Bedürfnis nach größerer Unabhängigkeit; er verspricht sich von Grabenhagen einen angenehmen Landaufenthalt, Befriedigung seiner Jagd- und Pferdepassion, eine nicht aufreibende, aber freundliche Geselligkeit, eine in Gemeinschaft mit einer geliebten Frau genossene Idylle und, falls diese Idylle ein paar tote Stunden aufweisen sollte, „Beschäftigung“. An Arbeit hat Herr von Kriebow nicht gedacht, als er sich entschloß, sich nach Grabenhagen zurückzuziehen. Gelernt hat er weder zu wirtschaften noch zu rechnen; dafür aber bringt er als das Resultat seiner bisherigen Lebensführung eine Menge von Ansprüchen mit, die auf dem Lande ebenso unmotiviert wie schwer und kostspielig zu befriedigen sind. Die Tagelöhner von Grabenhagen sind ihm fremd geworden; er glaubt auch seinen Verpflichtungen gegen sie vollkommen zu entsprechen, wenn sie für ihre Arbeitsleistungen von ihm nach Uebereinkunft bezahlt werden. Zwischen ihm und ihnen steht als Zwischeninstanz der Inspektor, der Herrn von Kriebows volles Vertrauen besitzt, — nicht weil er ihn als absolut vertrauenswürdig erprobt hat, sondern weil er ihm bisher das Leben und die Nutzung seines Gutes so bequem wie möglich gemacht hat. Herr von Kriebows junge Frau bringt für die Aufgaben einer ostelbischen Gutsherrin ebensovienig Vorbildung mit wie ihr Gatte. Die Verhältnisse sind ihr ganz fremd, da sie dem westdeutschen Schloßadel entstammt, einer Gegend, die unter ganz andern Bedingungen sich entwickelt hat und lebt. Aber sie hat vor ihrem Gatten etwas sehr Wichtiges voraus: den größeren sittlichen Ernst, mit dem sie die Dinge betrachtet. So findet sie, trotzdem ihr alles viel fremder ist als ihm, doch schneller als er den rechten Standpunkt gegenüber den Menschen wie den Verhältnissen. Er legt, ein Resultat seines langjährigen Verkehrs in der Berliner Gesellschaft, ein starkes Gewicht auf Neußerlichkeiten; sie sucht unter den Neußerlichkeiten nach dem Kern und dieser ist bestimmend für ihr Endurteil. Daß unter diesen Umständen Herr von Kriebow viel Lehrgeld zu bezahlen hat, ehe er sich den Verhältnissen, die er sich so einfach und bequem vorgestellt hatte, gewachsen fühlen kann, ist klar. Aber die Wandlung, die mit dem Augenblicke beginnt, wo in dem Gutsherrn das Verantwortungsgefühl für seine

Scholle und die, die sie mit ihm bewohnen, erwacht, wo das Gefühl des Besitzes sich in die Heimatsliebe verwandelt, ist auch überzeugend veranschaulicht. Natürlich ist der Typus des Helden, wenn er auch als der in den Vorbedingungen seiner Entwicklung häufigste im Mittelpunkte des Romanes steht, nicht der einzige Typus des modernen Gutsherrn, den Wilhelm von Polenz schildert. Die Umgebung von Grabenhagen, auf die Herr und Frau von Kriebow in ihrem Verkehr angewiesen sind, bietet Gelegenheit genug, um eine Vorträtgalerie der verschiedenartigsten Charakterköpfe zu zeichnen. Lebenswahr sind sie alle, diese Landwirte oder vielmehr Gutsherrn — denn Landwirte in der wahren Bedeutung des Wortes sind sie nicht alle — wie sie sein sollen und wie sie nicht sein sollen. Auch der an der Börse reich gewordene Kapitalist, der sich einen Großgrundbesitz zulegt, um seine gesellschaftliche Stellung zu fundamentieren, fehlt nicht unter ihnen. Uebrigens, nebenbei gesagt, halte ich den güterkaufenden Banquier für eine der geringsten Gefahren, die dem Agrarier drohen. Denn entweder werden seine Nachkommen wirkliche Landwirte — und ein Zuwachs von kapitalkräftigen Genossen kann dem ländlichen Grundbesitz nur willkommen sein — oder, und das wird der häufigere Fall sein, der ehrgeizige Banquier entledigt sich seines Besitzes wieder, nachdem er ihn mehr Geld gekostet hat als er sich vor dem träumen ließ. In letzterem Falle ist Geld unter die Leute gekommen, was in solchen Fällen auch kein volkswirtschaftliches Unglück ist. Daß die Landwirte sich alle von den in dem Roman entwickelten landwirtschaftlichen Fundamentalsätzen überzeugen lassen werden, will ich nicht behaupten. Viele werden, glaube ich, der Meinung sein, Wilhelm von Polenz wirtschaftete noch zu sehr aus dem Vollen, das heißt, er stelle die Lage des ländlichen Großgrundbesitzes noch zu rosig dar. Aber selbst wenn diese Meinung die richtige wäre, sollte die Mahnung des Autors: „Helst euch selbst und helst euch gründlich, indem ihr eure Ziele höher steckt.“ Beachtung finden. Gelesen zu werden verdient der Roman unter allen Umständen, denn er gehört zu den seltenen Romanen, die darauf Anspruch machen können, mehr als Unterhaltungslektüre zu sein, und die doch das Bedürfnis nach Unterhaltung vollauf befriedigen.

Auch in dem in demselben Verlage erschienenen Roman „Steirische Schlösser“ von Karl Baron Teresani ist viel von dem bedrohten ländlichen Grundbesitz die Rede und von den Schwierigkeiten, mit denen auch in Steiermark der Landwirt zu kämpfen hat. Aber der ehrliche Leser gewinnt doch den Eindruck, daß der Held des Romanes nicht an diesen Schwierigkeiten scheitert, sondern an seiner Energielosigkeit. Herr von Hoyer ist Besitzer der Plaz, eines steirischen Schlosses, dessen feudaler Anstrich und entzückende Lage einem durch die Fabrikation von seidenen Tüchern reich gewordenen Großindustriellen in die Augen gestochen haben. Da er sich gutwillig zum Verkauf nicht entschließen will, — was eigentlich das Verständigste wäre, denn er hat für die Landwirtschaft gar kein Interesse und nicht Vermögen genug, um einen reinen Luxusbesitz halten zu können — eröffnet der Millionär mit allen Mitteln des Geldes einen Kampf gegen ihn, um ihn zum Verkauf zu zwingen. Die Plaz ist ein reiner Luxusbesitz. Ein altes, gut erhaltenes Feudalschloß, das der Großvater des Herrn von Hoyer gekauft und in dem er, einer Liebhaberei folgend, eine Sammlung von mittelalterlichen Kunst- und Gebrauchsgegenständen zusammengetragen hat. Sie mit modernen Ansprüchen zu bewohnen, erfordert viel mehr Mittel, als der dazu gehörige wenig umfangreiche Grundbesitz selbst unter günstigeren Verhältnissen würde aufbringen können. Wäre Herr von Hoyer der Abkömmling des alten Geschlechts, das die Plaz erbaut hat und durch Jahrhunderte mit ihr auf das engste verknüpft ist,

so würde man die Fähigkeit, mit der er sich an ihren Besitz klammert, besser verstehen können, und die Teilnahme für ihn würde größer sein. So aber kam ihn der Leser weniger für einen Gefühlsmenschen halten, der über idealistischen Träumereien die Wirklichkeit vergißt, als für einen ziemlichen Thoren, der seine Verhältnisse nicht klar zu überblicken vermag und eine gute Chance aus der Hand giebt, — die seltene Möglichkeit, einen Besitz, der dem Besitzer eine Last geworden ist, nicht nur zu seinem praktischen, sondern zu seinem idealen Wert loszuschlagen. Denn so strupplos auch der baronisierte Herr Kolbe in der Wahl seiner Mittel ist, eines muß man ihm doch lassen: er zeigt niemals das Bestreben, die Notlage des Herrn von Hoyer auch zu einem Herunterdrücken des Kaufpreises auszunutzen. Das ist ein anerkennenswerter Zug, denn er ist bei baronisierten und nicht baronisierten Millionären durchaus nicht selbstverständlich. Alles das aber ist nicht als Einwand gegen Torrejanis Roman gesagt, sondern lediglich zur Begründung meiner Ansicht, daß gerade der Held dieses Romans die Sympathien des Lesers nicht in dem Maße hat, wie der Verfasser vielleicht erwartete. Der Leser kommt nicht darüber hinaus, daß Herr von Hoyer zwar ein sehr liebenswürdiger und angenehmer Mensch und das ist, was man einen anständigen Charakter nennt, daß er aber doch mehr oder weniger zum Stamme der Drohnen gehört. Auch in der Heldin werden, wie ich vermute, die meisten Leser nur eine Romanfigur sehen, die sie sich nicht ganz deutlich in die Wirklichkeit überlegen können: ein junges Mädchen, das als halbes Kind noch, durch einen verkrüppelten Vater welt- und menschenfremd geworden, in die Erzählung einspringt, von Herrn von Hoyer in ein Kloster zur Erziehung gegeben wird, als der Vater die Tochter sitzen läßt, und aus dem Kloster austrückt und auf die Platz eilt, weil sie von den mißlichen Verhältnissen ihres Gönners gehört und sich in ihr die fixe Idee festgesetzt hat, sie sei, eine zweite Jungfrau von Orleans, berufen, wenn auch nicht Frankreich, so doch Herrn von Hoyer aus seiner fatalen Situation zu erretten. Daß sich die Phantasie des jungen Mädchens bis zu dieser Vorstellung erhebt, ist dem Verfasser sehr wohl gelungen, glaubhaft zu machen. Daß der Ketterin aber auch wirklich das Rettungswerk glücken würde, wenn Herr von Hoyer selbst nicht durch seine Indifferenz und Schwerfälligkeit alle ihre Anstrengungen vereitelte, — das erscheint dem Leser romanhaft. Romanhaft übrigens, ohne das Interesse an dem Roman zu beeinträchtigen. Denn das Schicksal des Herrn von Hoyer und die Anstrengungen, die Geraldine macht, um ihn vor seinem Schicksal zu bewahren, bilden nur den roten Faden, an dem Baron Torrejani interessantere Begebenheiten und interessantere Menschen aufgereiht hat. Sind Held und Heldin Idealfiguren, die nicht übermäßig interessieren, weil der Held zu wenig Initiative, die Heldin zu viel und zu glückliche Initiative hat, so sind die Nebenfiguren Menschen, an deren Zeichnung Baron Torrejani zeigt, wie er lebenswahr in jedem Strich sein kann, wenn er die Lebenswahrheit nicht der sogenannten „spannenden Handlung“ unterzuordnen für notwendig hält. Und es sind Menschen der verschiedensten Gattung, die Baron Torrejani vor uns hinstellt. Fürst Rittersperg Vater und Sohn, die Grandseigneurs der Gegend, die Familie von Hoyer auf der Platz, eigentlich nur Mutter und Sohn, aber vervollständigt durch den alten Verehrer der Mutter, den Maltejer Grafen Leppotitz und die alte Gräfin Hespergh, die letzte des alten Geschlechtes, das die Platz erbaut, und die, gänzlich verarmt, von den Hoyers mit durchgefüttert wird, sich aber immer noch als die einzige rechtmäßige Bewohnerin des Schlosses fühlt, der Bauer Boronik mit seiner Familie, Wirtschaftsbeamte und Arbeiter, Stadtherren und Geistlichkeit. Vor allem aber die baronisierte Familie Kolbe, Vater, zwei Töchter

und eine sehr schöne Erzieherin und Hausdame in arg schiefer Stellung zwischen Vater und Töchtern. Mir ist dieser Kolbe weitaus die interessanteste Persönlichkeit des Buches gewesen, trotzdem er auch zugleich die unangenehmste ist. Ein Mensch, der Millionen verdient hat und der in der Ueberzeugung lebt, für Geld sei alles zu haben. Als Hausierer ist er aus Deutschland nach Steiermark eingewandert und hat als solcher den „Geschmack“ der Landbevölkerung studiert. Diesem Geschmack entsprechend fabriziert er im Lande vielgetragene seidene Tücher, schlägt alle Konkurrenten aus dem Felde und erwirbt ein sehr großes Vermögen. Aller Luxus des Proletariats umgiebt ihn, aber befriedigt ihn nicht auf die Dauer, denn ihn packt der Ehrgeiz, eine Position zu haben. Das älteste und besterhaltene Feudalschloß des Landes reizt ihn, und da Herr von Hoyer thöricht genug ist, ihm die Platz nicht gutwillig abzutreten, kauft er einweitlen das Nachbargut Grabisch, von dem aus er die Platz im Auge behalten kann, und um die Platz herum alles, was nur an Grund und Boden zu haben ist. Und nun beginnt das Schikanieren. In einer endlosen Reihe von Prozessen sucht er dem Besitzer der Platz Wege und Wasser abzusperren und ihn auf diese Weise mürbe zu machen. Ein kurzer Waffenstillstand tritt ein, als eine der Töchter des baronisierten Herrn Kolbe und Herr von Hoyer sich füreinander zu interessieren scheinen, — auch der Weg, durch eine solche Verbindung in den Besitz des Schlosses zu gelangen, scheint Herrn Kolbe gangbar. Als aus der Heirat nichts wird, beginnt der Kampf von neuem. Und als Kolbe endlich Sieger ist, verzichtet er auf alle Vorteile des Sieges — um eines Mädchens willen, das seine brutale Begierde reizt und das er durch diesen Verzicht gewinnen zu können glaubt. Kolbe ist nicht einer jener Geldmenschchen, die ihrem Ehrgeiz ein Stück von sich selbst zu opfern willig sind. Brutal von Natur, läßt er auch die Gesellschaft, in der festen Fuß zu fassen sein höchster Ehrgeiz ist, seine Brutalitäten fühlen. Und die Gesellschaft läßt sich diese Brutalitäten gefallen, um der Kolbeschen Millionen willen. Sie verzeiht dem Eindringling Dinge, die sie keinem der Ihrigen verzeihen würde: die struppelosen Belästigungen des Herrn von Hoyer, ganz offenkundige Beziehungen zu der schönen Gouvernante seiner Töchter, Doppelpjängigkeit und Wortbruch, das prozenhafte Herauswerfen des Goldes, wo er sich einen Erfolg davon verspricht, und die schamlose Knausererei, wo Geldausgeben keinen direkten persönlichen Nutzen oder kein direktes persönliches Vergnügen verspricht. Glücklicherweise ist dieser Millionär Kolbe kein Typus; denn selten steigt sich der Größenwahn einer brutalen Natur bis zu diesem Grade; aber er ist eine mit außerordentlicher Feinheit betrachtete und in allen Zügen unheimlich lebenswahr wiedergegebene Individualität.

Pierre Lotis neuester Roman „Kamuntcho“ (deutsch von C. Philipparie, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) spielt in den Pyrenäen. Wie alle Romane des französischen Dichters giebt er eine fein ausgeführte Charakterstudie und ein stimmungsvolles Bild von Land und Leuten. Hart an der spanischen Grenze liegt das Dorf, in dem Kamuntcho mit seiner Mutter lebt. Von seinem Vater weiß er nichts. Die Mutter hat sich mit ihrem Kinde in ihr Heimatdorf zurückgezogen, als sie empfand, daß die Liebe des Vaters dieses Kindes, den sie draußen in der großen Welt kennen gelernt, zu erkalten begann. Unter einer Bevölkerung, die von Landwirtschaft und Schmuggel lebt, wächst der Knabe heran. Noch halbwüchsig, schließt er sich den Schmugglern an und fährt mit ihnen ein abenteuerliches Nachtleben, das reich an Gefahren ist und ihm fargen Lohn bringt, denn den Hauptgewinn streicht der Führer der Schmugglerbande ein. Dabei stählen sich seine Muskeln und schärft sich sein Auge — er wird ein

Meister des nationalen baskischen Ballspiels, das ganze Pyrenäendörfer zum Wettkampf gegeneinander auf den Spielplatz führt, alt und jung, Männer und Frauen zu leidenschaftlich sich erwärmenden Zuschauern hat und dem Sieger Ruhm und Gewinn bringt. Eine Kinderfreundschaft mit der Nachbarstochter Graziella entwickelt sich zu einer tiefen, innigen Jugendliebe, trotzdem die Mutter der Geliebten an der dunkeln Herkunft Ramuntchos Anstoß nimmt und von einer Verbindung ihrer Tochter mit ihm nichts wissen will. Während Ramuntcho in einer im Norden Frankreichs gelegenen Garnisonstadt seine drei Jahre bei der Armee dient, gelingt es der Mutter Graziellas, die letztere zu dem Entschluß zu bewegen, in ein Kloster zu gehen und den Schleier zu nehmen. Zurückgekehrt, findet er seine Altersgenossen glücklich und verheiratet, auch den Bruder Graziellas, der ihm immer ein guter Freund gewesen ist, wenn es ihm auch an Energie fehlte, um dem Einfluß der Mutter mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Dieses Glück der Altersgenossen läßt Ramuntcho sein eignes Unglück doppelt schwer empfinden. Er kann die Geliebte nicht verloren geben, trotzdem sie ihm hinter Klostermauern unerreikbaar scheint. Er wird sie aus dem Kloster entführen, so beschließt er, und mit ihr, deren Liebe er sich auch jetzt noch sicher glaubt, jenseits des Ozeans eine neue Heimat suchen. Der Bruder der Geliebten sagt ihm seine Unterstützung zu, und beide machen sich auf den Weg. Von den großen Schwierigkeiten, auf die sie bei der Ausführung ihres Unternehmens gerechnet haben, stellt sich ihnen keine entgegen. Sie finden das Kloster offen, unbewacht und die freundlichste Aufnahme bei den alten Nonnen. Die freuen sich, einmal Leute von draußen zu sehen, von ihnen in ihrer stillen, friedlichen Einsamkeit Neues zu hören, und auch Schwester Marie Angelita, die vormalig Graziella hieß, freut sich des Wiedersehens mit dem Bruder. Ob auch des Wiedersehens mit dem Geliebten? Nichts an ihr verrät, daß die Vergangenheit sie noch zu beunruhigen vermag; der „weiße Frieden“ des Klosters hat sie so ganz umspinnen, daß sie gar nichts von den Gedanken zu ahnen scheint, mit denen ihr Bruder und Ramuntcho hier eingedrungen sind. „Die Thür bleibt offen, die Fenster bleiben offen. Das Haus und alle Gegenstände bewahren ihr Aussehen völligen Vertrauens, völliger Sicherheit gegen Entweihung oder Gewaltthat. Noch zwei andre, sehr alte Schwestern kommen herbei, rücken einen kleinen Tisch in die Mitte, decken für zwei Personen und bringen für Arrochloa und seinen Freund ein kleines, frugales Abendessen: Brot, Käse, Kuchen und reife Trauben von ihrer Gartenmauer. Sie richten dies mit einer fast jugendlichen Fröhlichkeit, mit fast kindlichem Geplauder her, und alles bildet einen sonderbaren Gegensatz zu dem heißblütigen Ungestüm Ramuntchos, das jedoch schweigt und sich zurückgedrängt fühlt — zurückgedrängt mehr und mehr in die Tiefen der Seele. Wider ihren Willen, den Bitten nachgebend, setzen sich die beiden Freunde zu Tisch, einer dem andern gegenüber, und essen zerstreut die einfachen, auf dem blütenweißen Tisch Tuch stehenden Speisen. Ihre breiten, an Lasten gewöhnten Schultern drücken sich an die Rückenlehne der kleinen Stühle, und das schwache Holz kracht. Die Schwestern kommen und gehen stets mit demselben leisen Geplauder und kindlichen Lachen, das etwas gedämpft unter der Vermummung hervortönt. Nur sie, die Schwester Marie Angelita, bleibt stumm und unbeweglich neben dem sitzenden Bruder stehen und legt ihre Hand auf seine wuchtige Schulter. Schlank und fein steht sie da, gleich einer Heiligen auf einem alten Kirchenbilde. Duster beobachtet Ramuntcho die beiden. Er hatte vorher Graziellas Gesicht nicht sehen können, so sehr umrahmt und versteckt es die Haare. Bruder und Schwester gleichen sich immer noch. In den langen, mandelförmigen Augen, die jedoch mehr

wie je verschieden im Ausdruck sind, bleibt etwas unerklärlich Ähnliches, leuchtet dieselbe Flamme, die den einen einem abenteuerlichen Leben und der steten Übung der Muskelkraft, die andre mystischen Träumen, der Kasteiung und Abtötung des Fleisches entgegenführt. Allein sie ist ebenso zart und schwächlich geworden, wie er kräftig ist. Ihre runde Gestalt, ihre starken Hüften sind geschwunden, das schwarze Gewand fällt gerade herab wie eine Umhüllung, die nichts Menschliches mehr zu umgeben scheint. Zum erstenmal jetzt sehen die Braut und der Bräutigam, Graziella und Ramuntcho einander ins Gesicht, ihre Augen sind einander begegnet. Sie senkt nicht mehr den Kopf vor ihm, aber es ist, als ob sie ihn aus weiter Ferne ansähe, wie hinter einem undurchdringlichen weißen Nebel, wie jenseits eines Abgrundes, jenseits des Todes. Sanft giebt ihr Blick zu verstehen, daß sie wie abwesend ist, entrückt in stille und unahnbare Ferne. Und schließlich schlägt Ramuntcho besiegte die feurigen Augen vor dem jungfräulichen Blick nieder.“ Ramuntcho und sein Freund gehen endlich, ohne ihr Vorhaben, bei dem sie sich vorgenommen hatten, jede Schwierigkeit zu überwinden, und bei dem sie ihnen nicht die geringste Schwierigkeit entgegengestellt hat, ausgeführt zu haben — sie fliehen beinahe, froh, den Ort hinter sich zu haben, dessen weltabgewandte Stille ihre Thatkraft lähmt, — der eine, um sein häusliches Glück in den baskischen Bergen wieder aufzujuchen, der andre, um jenseits des Ozeans zu vergehen. Es ist ein sehr unerwarteter Ausgang, den der Roman nimmt; aber er ist sehr überzeugend, und in der poetischen Schönheit der Schilderung des Außerlichen wie des Seelenzustandes der Beteiligten gehört er zu dem Wirkungsvollsten, das Pierre Loti geschaffen hat.

Die alte Erfahrung, daß das gleiche Stoffgebiet häufig mehrere Dichter gleichzeitig beschäftigt, bestätigt sich auch jetzt wieder. Ich glaube nicht, daß Wolfgang Kirchbach, Hermann Sudermann und Richard Voß sehr intime äußere oder innere Beziehungen zu einander haben; trotzdem deutet Kirchbach das Neue Testament, Sudermann dramatisiert die Geschichte Johannes des Täufers, und Richard Voß schildert in seinem Roman „Der neue Gott“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) das erste Erzittern der Götter Roms vor der neuen Lehre Christi. Gegen die Handlung des Voßschen Romans wird sich mit guter Begründung alles das einwenden lassen, was sich überhaupt gegen das Fortspinnen der Schicksale biblischer Persönlichkeiten sagen läßt: Was wir in der Bibel von ihnen hören, erzählt uns von den Höhepunkten ihres Lebens; der Dichter kann da nur noch im Vergleich zu diesen Höhepunkten Unwesentliches hinzufügen. So erzählt uns Voß zum Beispiel von Jaira Töchterlein, daß sie einen Hauptmann von der Leibwache des Tiberius geheiratet habe. Wie er's erzählt, klingt es auch gar nicht unwahrscheinlich oder wenigstens nicht unmöglich. Aber die Jungfrau, die dem Leser immer vor Augen steht als diejenige, die Christus von den Toten auferweckte, wird selbst bei ihren Zeitgenossen für ihr späteres Schicksal wenig Teilnahme gefunden haben. Ich bin überzeugt, wenn sie sich, die Voßsche Phantase als der Wirklichkeit nachgegangen vorausgesetzt, an der Seite ihres Hauptmanns auf der Straße zeigte, wird niemals einer der Vorübergehenden zu dem andern gesagt haben: „Du, das ist die Tochter des Jairus, die die gute Partie gemacht hat,“ sondern immer nur: „Das ist die, die tot war und durch ein Wunder wieder lebendig geworden ist.“ Anders stehen wir Nachgeborenen auch nicht dazu, wie mir scheint. Bedenklicher ist es vielleicht noch, wenn Voß die Maria Magdalena, an der der Herr die große innerliche Wandlung vollführt hat, in einen Paroxysmus der Seelenliebe zu dem Herrn verfallen läßt, der in seinem innersten Kern sich von bacchantischer Raserei nicht viel unterscheidet.

Jedenfalls glaube ich, daß die ersten christlichen Märtyrer, wenn sie nicht stiller gelebt hätten und stiller gestorben wären als diese Böhische Maria, unmöglich einen so großen Einfluß auf das Volk ausgeübt haben würden, wie sie ihn in Wirklichkeit ausgeübt haben, und sicher nicht so viel Nachfolge gefunden hätten. Sehr viel überzeugender als den Geist des ersten Christentums hat Voss den Geist des korrumpierten Heiden- und Römertums geschildert; da ist er vortrefflich unterstützt von seiner genauen Kenntnis Italiens, von seiner weitschweifenden Phantasie und von seiner malerischen, in Farben schwebenden Darstellungs-gabe.

„Mann und Weib“ nennt Goswina von Verlepsi einen Band gesammelter Novellen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), die alle fünf das Zusammengehen oder Auseinanderstreben der Geschlechter zum Vortwurf haben. Ich sage absichtlich nicht: „den Kampf“ der Geschlechter. Denn Goswina von Verlepsi steht offenbar nicht auf dem fortgeschrittenen Standpunkt, daß die Beziehungen der Geschlechter zu einander im Grunde feindselige seien, und daß jedes darauf ausgehe, das andre zu unterdrücken. Im Gegenteil lehren drei von den Novellen ganz überzeugend, wenn sie auch gar nicht lehrhaft geschrieben sind, daß ein Handinhandgehen der beiden jedes stärker macht und der eigentliche Zweck der Schöpfung ist. Auch die vierte, „Vendetta“, die den Band einleitet, lehrt das, wenn der berühmte Wiener Künstler und die berühmte Wiener Künstlerin, die darin sich eifersüchtig betrogen, auch nicht zu einem vollen Friedensschluß und gegenseitigen Bündnis gelangen; denn sie wird sich durch ihn erst thatsächlich des vollen Umfanges und der ganzen Tiefe ihres Talentbes bewußt, und er fühlt es wohl, daß er sich das einzige wahre Glück hat aus der Hand gleiten lassen, nachdem er sie verloren hat. Nur eine der Novellen, „Ein Maitag“, läßt ein unglückliches Mädchen an ihrer Liebe und an der Unzuverlässigkeit des Mannes, dem sie vertraut hat, zu Grunde gehen. Alle fünf Novellen sind ganz außerordentlich fein in der Stimmung und Charakteristik und von einer Vornehmheit der Darstellung, wie sie von unsern Erzählerinnen nur noch Marie von Ebner-Eschenbach erreicht.

Sehr stimmungsvoll durchgeführt ist auch eine Erzählung „Der lustige Lieutenant“ von Wilhelm Krag (deutsch von Eugen von Enzberg, Berlin, F. Fontane & Co.), und das Schicksal des Helden, eines lebenslustigen, ein wenig leichtsinnigen Kavallerie-Offiziers, den die Liebe zu einem glücklichen Musterehemann umwandelt, der seine Frau vergöttert, bis er sie plötzlich in den Armen seines Freundes findet, und der an dieser trüben Erfahrung zu Grunde geht, läßt den Leser nicht ohne Teilnahme. Aber ganz erschüttert und ganz befriedigt — diese scheinbar sich widerstreitenden Gefühle finden ja in der Brust eines gefühlvollen Lesers nicht selten ein gemeinsames Plätzchen — legt man das Buch doch nicht aus der Hand. Man fragt sich vergebens: „Wie konnte das nur so kommen?“, und der Verfasser giebt auf diese Frage keine Antwort. Er zeigt uns nur den lustigen Lieutenant, wie man glauben

muß, in der Liebe zu ihrem Gatten auch glückliches Weibchen und den Freund, der, durch den Tod seiner Frau hart betroffen, von dem Lieutenant zu längerem Besuch eingeladen wird. Und dann, ohne daß der Leser vorbereitet wird, ohne daß er Unheil ahnt oder sich anbahnen sieht, kehrt der Lieutenant eines frühen Morgens von der Jagd zurück und überrascht die Frau und den Freund in einer Situation, die keiner Aufklärung bedarf. Daß er, der betrogene Ehemann, nicht neugierig ist, zu erfahren, wie diese Wandlung der Gefühle seiner Frau begonnen hat, und wie der Freund sein Vertrauen verraten konnte, das ist erklärlich und begreiflich. Aber ebenso begreiflich ist es auch, daß der Leser sich nur ungern mit der einfachen Thatsache zufrieden giebt, daß er nach einer psychologischen Erklärung verlangt.

In einem Bande „Deutsche Königsstädte“ schildert Alfred Lichtwark, der Direktor und Schöpfer, wie man ihn wohl nennen könnte, des Hamburger Museums, in geistvollen Aufsätzen künstlerische und historische Eindrücke, die er in Berlin, Potsdam, Dresden, München und Stuttgart empfangen hat. Am meisten Eindruck hat der Artikel über Potsdam auf mich gemacht, vielleicht nur deshalb, weil eine so klare Zusammenfassung der künstlerischen und historischen Bedeutung Potsdams selten gegeben worden ist, die Stadt vielmehr immer noch als ein Ausflugsort gilt, den man von Berlin aus bequem in zwölf Stunden erschöpfen kann. Und daß Lichtwark nicht nur der Kunst in Potsdam, sondern auch der Natur in Potsdam gerecht wird, ist ein besonderer Vorzug dieser Arbeit. Daß aber auch sehr geistvolle Leute zu falschen Schlüssen gelangen können, wenn sie von falschen Voraussetzungen ausgehen, beweist Lichtwark in seinem Artikel über Stuttgart. Er wird da dem Schloßplatz in seiner Schönheit vollkommen gerecht, aber wenn er an den den Schloßplatz einschließenden Gebäuden Geschichte demonstriert und den Königsbau und den Königin-Olgabau als feinerne Zeugen des Bürgerthums, das „heute gemeinsam mit dem Fürsten die Gewalt in Händen hat“, dem alten und neuen Schloß gegenüberstellt, so begeht er einen Irrtum. Beide Bauten verdanken ihre Entstehung königlicher Munificenz und dem königlichen Wunsche, die Umgebung des Schloßplatzes architektonisch würdig abzuschließen, und beide sind fürstlicher Besitz. Das erstere erbaute der verstorbene König, und es gehört zum Kronfideikommiß; den Königin-Olgabau ließ die Herzogin Vera von Württemberg aus der ihr zugefallenen Hinterlassenschaft der Königin Olga, der letztwilligen Verfügung der Verstorbenen entsprechend, erbauen. Auch die musterhaft gehaltenen Anlagen des Schloßplatzes sind durchaus ein Beweis königlicher Munificenz. Die städtischen Plätze Stuttgarts sind dagegen von einer Schmucklosigkeit, die von keiner andern Stadt Deutschlands erreicht werden dürfte, und die Bourgeoisie, die nach Lichtwark gemeinsam mit dem Fürsten die Gewalt in Händen hat, fühlt sich noch immer befriedigt von einem Rathhause, das ein erstaunlich unwürdiger Repräsentant dieser Gewalt ist.





Freiherr Hermann von Loebel,
der neue Minister für Galizien.



Nach einer photogr. Aufnahme von A. Wisky in Bern.
Eugen Ruffy,
der schweizerische Bundespräsident für 1898.

Freiherr Hermann von Loebel, der neue Minister für Galizien.

Der neue Minister für Galizien entstammt einer jener schwäbischen Kolonistenfamilien, die unter Kaiser Joseph II. nach Galizien berufen wurden. Am 29. Dezember 1835 in Sambor geboren, absolvierte er daselbst das Gymnasium und studierte die Rechte in Lemberg. 1857 trat er in den Staatsdienst bei der galizischen Statthalterei ein, wurde 1871 zum Bezirkshauptmann und zwei Jahre darauf zum Vorstände des Präsidialbureaus der galizischen Statthalterei ernannt. In dieser Stellung wurde er zunächst Statthaltereirat und erhielt 1880 den Titel eines Hofrates. Am 4. September 1883 wurde Loebel, inzwischen in den Ritterstand erhoben, zum Vizepräsidenten der galizischen Statthalterei ernannt. Am 14. November 1888 erfolgte seine Berufung auf den Statthalterposten in Mähren, ein Jahr später erhielt er die Geheimratswürde und im Jahre 1891 die Eisene Krone erster Klasse. Am 1. November 1893 wurde Loebel auf sein Ansuchen unter Ver-

leihung des Freiherrntitels in den Ruhestand versetzt, aus dem er jetzt wieder in den aktiven Dienst berufen worden ist. Während seiner Thätigkeit in Mähren wurde ihm eine objektive, unparteiische Amtsverwaltung, die auch die deutsche Bevölkerung zufriedenstellte, nachgerühmt.

Eugen Ruffy.

Der neue schweizerische Bundespräsident ist am 2. August 1854 zu Vanerette bei Lutry im Kanton Waadt geboren. Durch gründliche Studien in Lausanne, Heidelberg, Leipzig und Paris vorgebildet, trat er schon in jungen Jahren in die Öffentlichkeit; bereits 1885, also erst 31 Jahre alt, präsidierte er dem waadtländischen Großen Rat, 1889 dem schweizerischen Nationalrat. Im Dezember 1893 in den Bundesrat gewählt, leitete er zunächst das Justizdepartement, sodann dasjenige des Innern, und jetzt mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit zum Bundespräsidenten ernannt, ist er zugleich mit der Leitung der äußeren Angelegenheiten betraut.

„Klar zum Gefecht!“

Erlebnisse an Bord S. M. S. „Charlotte“ vor
Port-au-Prince in Haiti.

Von
Rudolf Schneider, Marinepfarrer.

Mit zehn Abbildungen.

Seiner Majestät Schiff „Charlotte“ lag Anfang November im Hafen Porto Grande auf der Kap-Verdeischen Insel St. Vincent, als wir zuerst von der Lüderschen Angelegenheit zu Port-au-Prince aus italienischen Zeitungen erfuhren. Wir machten der Sache aber keine besondere Wichtigkeit bei und segelten am 10. November mit kräf-

zum 15. Dezember, wie der Tagesbefehl lautete, da Zweck und Ziel der Fahrt naturgemäß geheim bleiben sollten. Indessen wußten die Leute an Land mehr, als wünschenswert war.

Am 2. November, nachmittags vier Uhr, ging das „Treffen“ in See. Sobald die Schiffe den Hafen verlassen hatten, machten die Kommandanten Offiziere und Besatzung mit dem Zweck der Kreuztour bekannt und schlossen mit einem dreifachen Hurra auf Seine Majestät den Kaiser, das einen begeisterten Wiederhall in jedem Herzen fand. Ja, das war einmal etwas für unsre Leute! Das Feuer patriotischer Begeisterung ergriff Mann für Mann, bis zum kleinsten Schiffsjungen und jüngsten Kadetten. Jeder war stolz, das alles miterleben zu dürfen. Unaufhörlich schallten in der



Nach E. Gentil Tuppenhauer's Werk „Die Insel Haiti“ (Veipzig, J. A. Brockhaus).

Haitianische Polizei.

tiger achterlicher Brise nach St. Thomas in Dänisch-Westindien. Hier wurde uns die deutsche Verwicklung mit der Regierrepublik Haiti ausführlicher und ernster geschildert. Die haitianischen Blätter führten eine höchst aufreizende und hochmütige Sprache wider Deutschland. Man glaubte in St. Thomas allgemein nicht an eine friedliche Beilegung. Der Kommandant, Kapitän zur See August Thiele, hatte bereits geheime Befehle von Berlin, S. M. S. „Stein“ sollte am nächsten Tage nach unsrer Ankunft in St. Thomas, entgegen der Segelordre, zu uns stoßen und beide Schiffe zusammen nach Haiti gehen, um dem vom deutschen Geschäftsträger, Grafen Schwerin, an die haitianische Regierung gestellten Ultimatum den nötigen Nachdruck zu verleihen.

Am 1. November übernahm der ältere Kommandant, Kapitän zur See August Thiele, auf Befehl des Oberkommandos der Marine das Kommando über das aus diesen beiden Schiffen gebildete „Treffen“, zu einer Kreuztour bis

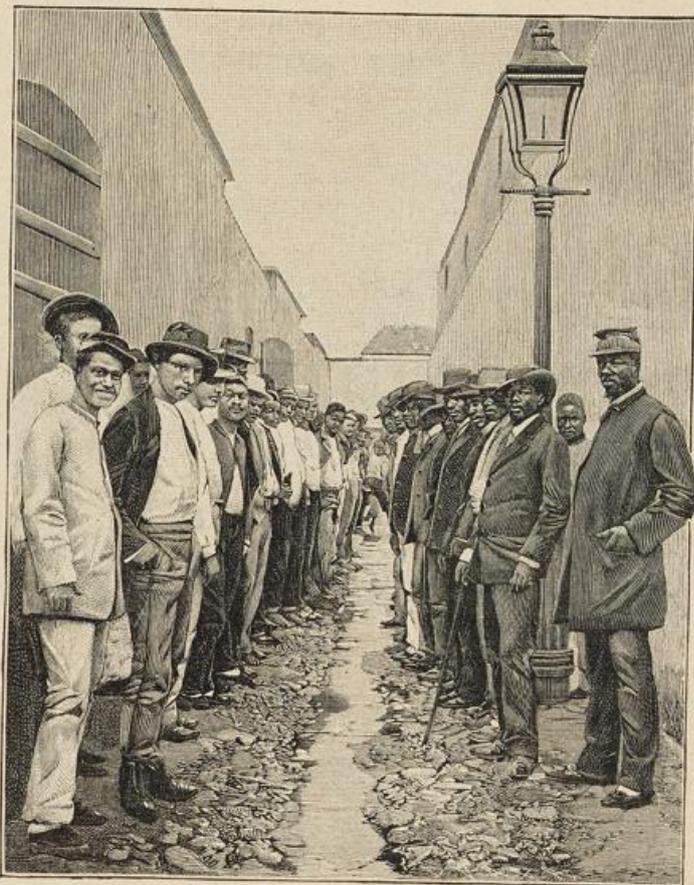
freien Zeit patriotische Lieder und vaterländische Gesänge durchs Schiff. Beim Seitengewehrschleifen wollte jeder helfen; der Büchsenmacher konnte sich kaum der aufgedrungenen Hilfe erwehren.

Am 4. Dezember morgens nahm S. M. S. „Charlotte“ in Porto Plata den deutschen Geschäftsträger, Grafen Schwerin, nebst seiner Gemahlin an Bord. Graf Schwerin glaubte, daß der Präsident, unter dem Druck der Bevölkerung stehend, nicht nachgeben, sondern daß uns aller Wahrscheinlichkeit nach blutiger Ernst bevorstehen würde.

Am 5. Dezember kamen wir in haitianische Gewässer und machten uns in der Nacht zum 6. Dezember gefechtsklar, um einem etwaigen Ueberfall der haitianischen Flotte erfolgreich begegnen zu können. Um sechs Uhr früh am nächsten Morgen stand jeder auf seiner Klarischißstation. Aus der dämmernden Ferne tauchten die im Hafen von Port-au-Prince liegenden Schiffe hervor. Man sah zwei große

Handelsdampfer mit der deutschen Flagge, die auf Requisition des Auswärtigen Amtes in Berlin zur Aufnahme der deutschen Flüchtlinge aus der Stadt bestimmt waren, und ganz dicht an die Stadt herangezogen die haitianische Kriegsflotte, bestehend aus vier ungepanzerten Schiffen.

Etwa 2700 Meter von der Stadt entfernt, die am Ende einer schönen, großen Bucht, an einer sanft ansteigenden Höhe liegt, warfen die Schiffe Anker und ließen je zwei Kutter zu Wasser, unter deren Schutz der Parlamentäroffizier, Lieutenant zur See Vene, sich behufs Ueberbringung des Ultimatum's an Land begeben sollte. Mit einem Träger der weißen Parlamentärflagge, der von zwei Matrosen mit aufgezogenem Seitengewehr flankiert wurde, schritt er dem Hafenskapitanat zu und übergab dort mit kurzen Worten das Ultimatum als ein sehr eiliges Schriftstück für Seine Excellenz den Präsidenten der Republik. Nach Empfang einer Einhandigungsquittung zog er die Uhr aus der Tasche und sagte dem verdutzt dreinschauenden Hafenskapitan, General Destouches, in französischer Sprache: „Jetzt ist es acht Uhr, um neun Uhr ist das Dokument beim Präsidenten, bis ein Uhr haben Sie Zeit. Adieu!“ Diese militärische Kürze, ohne den von Haitianern beliebten Redeschwall nichtsagender Worte, hat dem Hafenskapitan nicht minder imponiert als ihn erschreckt. Auch hat er sich darüber



Nach einer Momentaufnahme.
Im Gefängnißhof zu Port-au-Prince (Haiti).



Nach einer Momentaufnahme des Verfassers.
Schleifen der Seitengewehre zur Gefechtsbereitschaft.



Nach einer Momentaufnahme des Verfassers.
Die Kommandanten der Schulschiffe begeben sich an Land.

aufgehalten, daß unser Kommandant „den jüngsten Lieutenant, der noch nicht einmal einen Bart habe“ (beides nicht richtig!) als Parlamentär geschickt habe, und daß dieser „petit blanc“ ihm, dem General gegenüber so frei und gleichsam im Befehlstone redend — brutal nennt das der Haitianer! — gegenübergetreten sei. Auch des Parlamentärs Offiziers letzte Anordnung an die von Offizieren geführten Kutter, sie sollten sofort das Feuer eröffnen, sobald sie Schüsse in der Nähe hörten oder er das Signal dazu mit der Batteriepeife geben würde, hatte sich sehr bald unter der neugierig gaffenden Menge herumgeprochen und ihres niedererschmetternden Eindrucks nicht verfehlt.

Das Schriftstück enthielt das schon vom Grafen Schwerin geltend gemachte Ultimatum der deutschen Regierung, das aber der Kommandant nun in bedingungsloser Form auf Befehl Seiner Majestät unter dem Schutz der Kanonen unserer Kriegsschiffe zum Ausdruck brachte. Der Präsident der Republik wurde darin kurz und bestimmt in deutscher und französischer Sprache aufgefordert: 1. Eine Entschädigungssumme von 20 000 Dollars in Gold für die ungerechte Einferkung des deutschen Reichsangehörigen Emil Lüders an Bord S. M. S. „Charlotte“ niederzulegen. 2. Ein Ent-

schuldigens schreiben an den Kommandanten als den Vertreter Seiner Majestät des Deutschen Kaisers zu richten. 3. Dem p. Emil Lüders die Rückkehr zu gestatten und seine Sicherheit zu garantieren. 4. Die deutsche Flagge zu salutieren. 5. Den deutschen Geschäftsträger, Grafen Schwerin, in feierlicher Audienz zu empfangen.

Die Ultimatumfrist von vier Stunden, die den Haitianern als viel zu kurz schwer auf die Seele fiel, wollte an Bord gar nicht zu Ende gehen. Die Spannung stieg von Minute zu Minute. „Wenn die Kerle bloß nicht sofort nachgeben, sondern uns wenigstens ein paar Granaten gestatten wollten!“ Dieser

Wunsch ging von Mund zu Mund. Inzwischen hatten auch die beiden deutschen Dampfer „Slavonia“ und „Galicia“ mit deutschen Flüchtlingen den Hafen verlassen und gingen auf den ihnen von unserem Kommandanten angewiesenen Ankerplatz außer Schußweite, ebenso der einlaufende französische Dampfer. Nur mit einem kleinen Koffer verließen, verließen unsere Landsleute und sämtliche Weiße Haus und Hof und Geschäft. Uns brachten die Flüchtlinge im Vorüberfahren allerhand Neuigkeiten aus der Stadt; einige Herren kamen mit bestimmten Nachrichten und genauen Plänen von der Stadt an Bord und machten dem Kommandanten



Nach einer Momentaufnahme des Verfassers.
Landungsbrücke und Hafentapitanat in Port-au-Prince.

schätzenswerte Mitteilungen über die Lage des Pulvermagazins, die Stellung der über Nacht aufgefahrenden Batterie und anderes mehr. Mit Freuden begrüßten wir die Kunde, daß der Präsident das Ultimatum nicht annehmen wolle. Die Stimme des amerikanischen Ministerresidenten Mr. Paul, der allein von den diplomatischen Vertretern widerstanden hatte, war für den Entschluß des Präsidenten ausschlaggebend gewesen. Er mag wohl auch die Ankunft des avisierten amerikanischen Kreuzers mit diplomatischer Zweideutigkeit dem Präsidenten verheißt haben, wodurch derselbe eine nicht zu unterschätzende Rückenstärkung gewinnen mußte. Aus diesem Grunde lehnte auch der Kommandant jegliche Verlängerung der Ultimatumfrist, die das diplomatische Corps erbat, rundweg mit dem Hinweis auf den Befehl Seiner Majestät des Kaisers ab: „Ich kann und will nicht. Um ein Uhr eröffne ich das Feuer, wenn meine Forderung bis dahin nicht erfüllt ist oder nicht zum Zeichen dieser Absicht eine weiße Flagge sichtbar wird.“ Der englische Ministerresident hatte eine vierundzwanzigstündige, der amerikanische sogar eine zweiundsechzigstündige Frist zur sicheren Unterbringung der beiderseitigen Schutzbesohlen beansprucht. Es war zu spät, ihre höchste Verzweiflung und ihren blaffen Schreck beim Anblick der in Waffen starrenden Besatzung und der

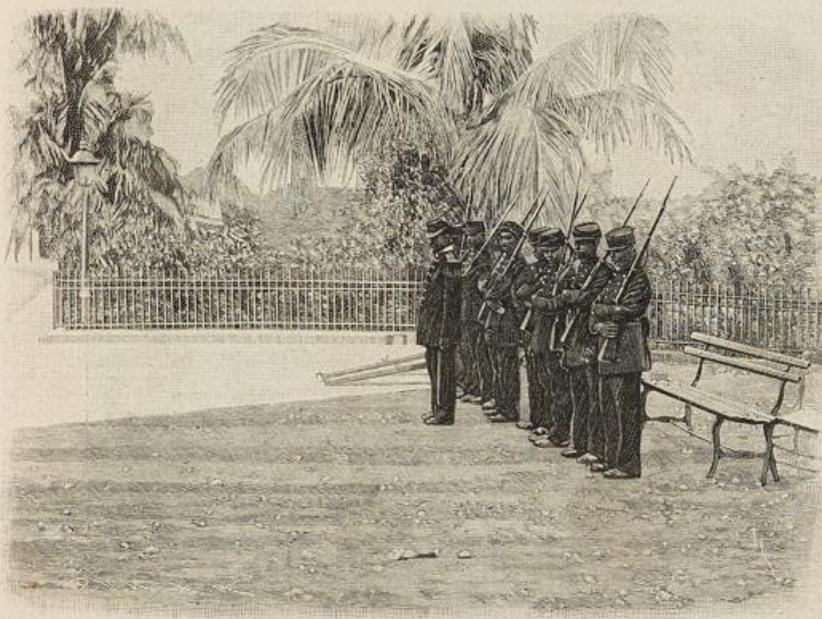


Nach einer Momentaufnahme des Verfassers.
Empfang des diplomatischen Corps an Bord S. M. S. „Charlotte“.

flargelegten Granaten zu beobachten. Zufällig wurde ein Geschütz irgendwie bewegt, als sie gerade längs der S. M. S. „Charlotte“ herandampften, aber da faßte einige jähre Schrecken; der französische Vertreter rief aus Leibeskräften: „Le corps diplomatique, le corps diplomatique“ während einer Unterredung mit dem Kommandanten.“

12 Uhr 30 Minuten sollte der erste Marnschuß ge feuert werden, 12 Uhr 59 Minuten zwei hintereinander, darauf eine Minute Pause — die letzte Galgenfrist für die Haitianer — und nach Ablauf derselben das Bombardement eröffnet werden, zuerst auf ein Kriegsschiff, dann

auf das hoch über der Stadt ragende Fort National, auf das Palais National und andre Regierungsgebäude, auf das Pulvermagazin und endlich, wenn die Regierung noch nicht zum Nachgeben mürbe genug gemacht wäre, auf einige von Weissen unbewohnte Straßen. Die Wirkung einer Granate wäre unter den leichtgebauten Holzhäusern eine furchtbar verheerende gewesen. Unmöglich konnte die haitianische Regierung es dazu kommen lassen. An Bord gab es um 11 Uhr Mittag ohne heruntergeschlagene Waden und Bänke; man aß im Marschiffanzug mit umgeschulten Waffen, wo man gerade Platz



Nach einer Momentaufnahme des Verfassers.
Haitianische Ehrenwache vor dem Palais des Präsidenten.

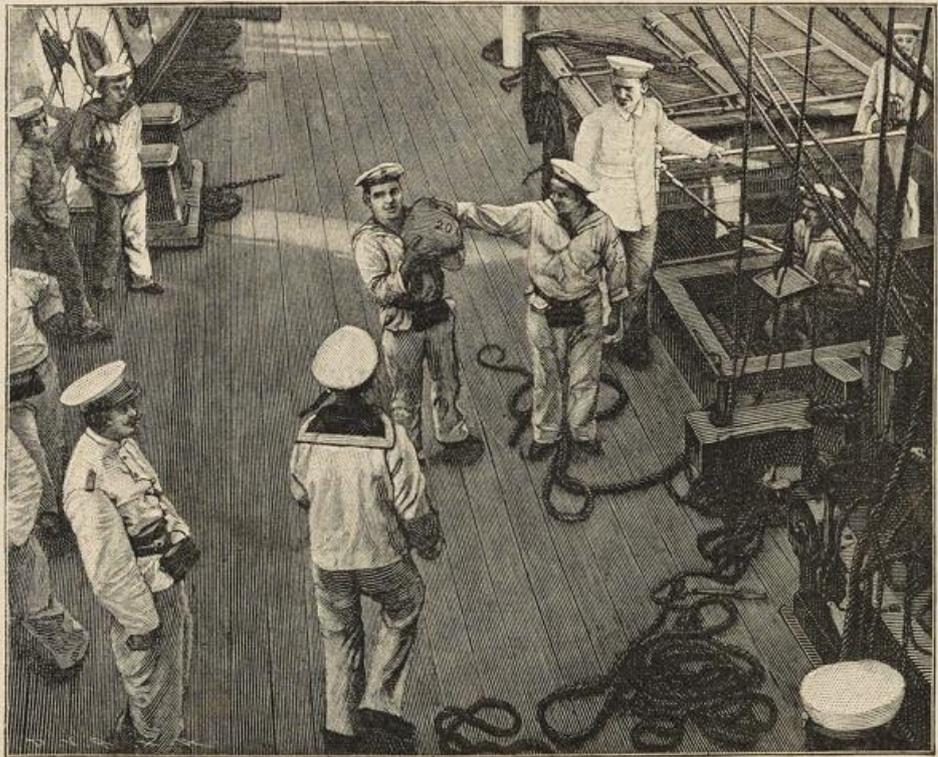


Nach einer Momentaufnahme des Verfassers.
Ausfahrt der Kommandeure der beiden Schulschiffe bei dem Präsidenten von Haiti.

Kraft und Stärkung im Kampfe der Ehre und einen glücklichen Ausgang desselben erbittend, bildete den Schluß der Vorbereitungen zum Geſecht. Unmittelbar darauf wurde der Anker gelichtet, und beide Schiffe ſetzten ſich in Bewegung, ruhig und majestätisch in der Entfernung von 2500 bis 3000 Meter vor der Stadt auf und ab dampfend. Das wirkte an Land. Man hatte bis zum letzten Augenblick nicht mit dem blutigen Ernst von unſrer Seite gerechnet, der Präſident hatte gehofft, die Verwicklung mit dem Kommandanten in ſeinem Palais beim Glas Champagner zu regeln, wozu der Hofapellmeiſter die „Wacht am Rhein“ eingeübt und der Hofmarſchall drei Kiſten Champagner ins Palais hatte ſchaffen laſſen. (Auf dieſe Weiſe

ſollten die Haitianer Verwicklungen ſchon öfter „arrangiert“ haben.) Wie weggepudt verſchwanden die Leute von den Straßen. Mengſtlich harreten ſie der Dinge, die kommen ſollten, in Kellern und Kirchen. Schon der Anblick der

ſollten die Haitianer Verwicklungen ſchon öfter „arrangiert“ haben.) Wie weggepudt verſchwanden die Leute von den Straßen. Mengſtlich harreten ſie der Dinge, die kommen ſollten, in Kellern und Kirchen. Schon der Anblick der



Nach einer Momentaufnahme des Verfassers.
Der Beutel mit der von Haiti geforderten Entſchädigung von 20 000 Dollars Gold.

einlaufen, über Erwarten großen Schulschiffe in der Frühe des Morgens hatte sie in ihrem mutigen Vorjah, nicht zu weichen und zu wanken, beträchtlich erschüttert. „Das sind ja gar nicht so kleine Schiffe, diese Schulschiffe!“ hatte man staunend und erschreckt gerufen. Ob sie wohl geglaubt hatten, wie ein Wigblatt dazu bemerkte, daß die Schulschiffe eben Schiffe seien, die noch in die Schule gehen?! Die stattliche Größe der Schulschiffe stellte das moralische Gleichgewicht ihrer verletzten Eitelkeit wieder her und söhnte sie einigermaßen mit dem Deutschen Kaiser aus, der unverzeihlicherweise ihre nationale Würde durch Entsendung von Schulschiffen behufs Erzwingung seiner Forderungen „mißachtet“ habe.

Mit der Uhr in der Hand verfolgte man von Bord aus jede Bewegung an Land. Die Aussicht, daß es doch noch zum Kampf kommen würde, wuchs von Minute zu Minute, in gleichem Maße die Begeisterung. Die Leute

kann doch noch losgehen!“ — in diesem Gedanken und Wunsch suchte man an Bord seinen letzten Hoffnungsanker. Da — ein Boot mit weißer Flagge wird sichtbar — der Parlamentär wird über das Wie und Was Auskunft bringen. Der Kommandant geleitet denselben in seine Kajüte, wo General Destouches in Begleitung seines Adjutanten die Vereiterklärung des Präsidenten zur Erfüllung des Ultimatus unserm Kommandanten überreicht. Das hochmütige Selbstbewußtsein des schwarzen Präsidenten und die lächerliche Selbstüberhebung der haitianischen Minister hatten nicht ohne eine sich selbst salvierende Begründung das Schriftstück hergegeben. Man habe ein Gemetzel, dem jeder noch anwesende Weise zum Opfer gefallen wäre, verhüten wollen! Der Kommandant bedauerte diese Begründung und forderte zur Garantie für eine befriedigende Erledigung die beiden haitianischen Kriegsschiffe „Grête à Pierrot“ und „Capris la Mort“, um mit den flacher



Nach einer Momentaufnahme des Verfassers

Graf und Gräfin Schwerin mit Marine-Offizieren vor ihrer Villa in Port-au-Prince.

stehen auf ihren Marschiffstationen klar, der Zeiger der Uhr will gar nicht vorwärts rücken, noch sind's 20 Minuten; jetzt 15, 10, 8, 5 Minuten: da — es war 12 Uhr 55 Minuten — steigt an der Flaggenstange des Palais National eine Parlamentärflagge — ein Bettuch ist's in Ermanglung einer Flagge gewesen — hoch über Deck schallt das Kommando: „Mar bei Nachbordanker! — Aus der Kette! — Boje über Bord! — Fallen Anker!“ Es war, als wollte der Anker nicht in die Tiefe rutschen, zögernd schien der Befehl vollführt zu werden, niemand wollte es glauben, daß unser „Mar zum Gefecht“ nur eine interessante Episode mit ernstlichen Vorbereitungen werden sollte. „Das haben uns wieder die Diplomaten verbrüddelt!“ — so suchte man unter der Befahrung seiner Wut über den fehlgeschlagenen Waffengang Luft zu machen. Und es war auch nicht unrichtig. Denn nur unter dem Druck des diplomatischen Corps hatte der Präsident sich so schnell zu dem Entschlossen, was er doch früher oder später hätte thun müssen. „Aber die Sache ist ja noch nicht zu Ende, es

gehenden Schiffen durch größere Annäherung an die Stadt um so nachhaltiger auf die Erfüllung seiner Forderungen drücken, sowie bei einem etwaigen Gemetzel schneller eingreifen zu können. Um 4 Uhr sollte das Gold an Bord sein oder die haitianischen Schiffe die Flagge streichen, worauf dieselben von unsern Leuten bis zur völligen Erledigung der Sache besetzt und bedient werden sollten.

Man war davon überzeugt, daß sie nur die Sache hinschleppen wollten, denn man wußte, daß das Geld bereits auf der Bank deponiert war. Kurz vor 4 Uhr ging Seiner Majestät Schiff „Charlotte“ ankerauf und legte sich mit ihrer Breitseite den Schiffen in einer Entfernung von 500 Metern gesichtslos gegenüber. Ein paar Minuten vor 4 Uhr erschien der Parlamentär mit den geforderten 20 000 Dollars Gold und einem devoten Entschuldigungsschreiben, — unsre Aufgabe war beendet.



Nach einer Aufnahme von Hesphtograph Beauit in Sibaua.

Die Kinder des rumänischen Thronfolgerpaares.

Für müßige Stunden.

Musikalisches Rätsel.

Verdi	
Gluck	
Mosstini	
Auber	
Cherubini	
Schumann	
Meyerbeer	
Stotow	

Man trage in die freien Felder je ein Bühnenwerk des daneben stehenden Komponisten ein. Die Anfangsbuchstaben der Werke sollen einen modernen Komponisten ergeben.

Homonym.

Es kann uns von rotem und bleichem,
Von lächelndem, bebendem Munde
Willkommen, erschreckend erreichen,
In guter, in unsel'ger Stunde.
Wir müssen es wahren und hüten,
Denn Schaden erleiden darf's nimmer,
Und leicht, wie die zartesten Blüten,
Verliert es den glänzenden Schimmer.

M. Sch.

Worträtsel.

Ich ward verklagt von einem Freunde,
Der sich von mir beleidigt meinte;
Man stellte uns vor jenen Ort,
Den dir besagt das Rätselwort.
Wird von ihm Kopf und Fuß gestrichen,
Ist alle Feindschaft rasch entwichen,
Dann siehst du uns — glaub's s'berlich —
Die Hände reichend: er und ich.

F. H.

Rösselsprung-Königszug.

ei-							hand
wie-	der	mich	wei-	seh'	blou-	de	
rührt	ne	ih-	euch	ich	de	ich	
lie-	der	gend	wie-	of-	lot-	lef'	
ber	liegt	ju-	ten	der	mir	ü-	
mit	ü-	hin-	hat-	ner	ten	ber	
her-	teru	der	mel	mei-	ro-	ten	
weiß-	den-	ber	fern-	fern	kommt	von	
und	ein	jes	hand	dust	gel-	ben	
lei-							ein

Worträtsel.

Mit S von einer großen Klasse
Besondere Spezies vor sich stellt,
Die in der Tonart ihrer Klasse
Sich macht bemerkbar in der Welt.

Doch wenn ein O das S erfährt,
Weshalb eine Wandlung sich vollführt!
Ein Dichter, den weit höher schätzte
Man seinerzeit als ihm gebührt,

Er scheint, und nach dreihundert Jahren
Wer gönnt's ihm nicht, doch wer versteht,
Dass solches auch einmal erfahren
In deutschen Landen ein Poet!

M. Sch.

Umstellrätsel.

Würdiger Schüler des Meisters, der ihm der sicherste Führer,
Leuchtet sein Name als Stern glanzvoll am Himmel der Kunst.
Wunderbar ist's ihm gelungen, dem Ideale die Wahrheit
Stets zu vermählen, und gab' wohl es ein schöneres Ziel?
Viel zu früh naht ihm der Tod, doch in den erhabnen Gestalten,
Die er so herrlich uns schuf, lebt er, unsterblich wie sie.
Folgst du ein e und versehest richtig die übrigen Zeichen,
Wandelt zum Handwerker sich nun ein begnadet Genie;
Aber vermischt sich ein l, so bildest du leicht aus dem Worte
Was in verschiedenster Art lustig die Jugend begehrt.
Raubst du statt e oder l ein i jetzt und mischst die Lettern,
Birgt wohl das garte Gespinnst kaum noch die Lösung vor dir.

M. Sch.

Dichter-Verschiebrätsel.

S t i e l e r
M o e r i k e
B u e r g e r
R e d w i t z
H e r w e g h
G u t z k o w
L e s s i n g
W i e l a n d

Oberstehende Namen sind so zu verschieben (in gleicher Ordnung),
dass eine Senkrechte den Namen eines weiteren Dichters ergibt.

Silbenrätsel.

Die nichts die letzten, auch nichts eins und drei,
Sind oft getnehtet, doch in Wahrheit frei,
Oft freier als die andern, die da schalten
Und für das Ganze sich, für Götter halten.

B.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6, Seite 104:

Des Bilderrätsels: Einmal in der Leute Mund, kommt
man übel wieder heraus!

Des Worträtsels: Belegt.

Des Silbenrätsels: Schaumünze.

Der dreißibigen Charade: Almosen (Alfen, Mofen, Senses).

Des Homonym's: Genossen.

Des Anagramm's: Stab — Bast.

Ueber Rand und Meer. III. Okt.-Heft. XIV. 7.

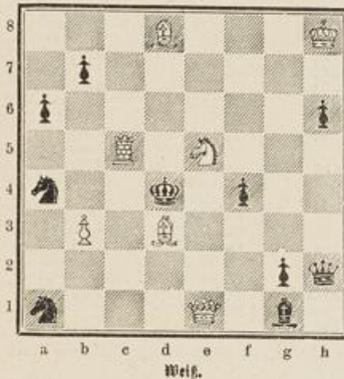
Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-
Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer
zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe IV.

Von E. F. Claus in London.

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

**Auflösung der Auf-
gabe I S. 105:**

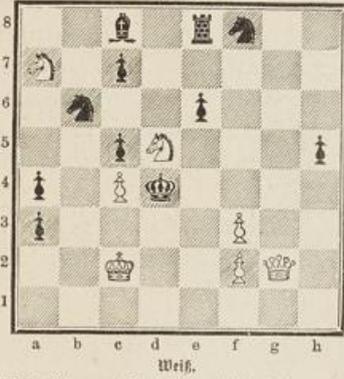
- W. 1. Ld5-h1
S. 1. Ke5-f4
W. 2. Dd7-d4+
S. 2. Kf4-g3, g5
W. 2. Se3-f1, Dd4
g4 matt.
A.
S. 1. f6-f5
W. 2. Dd7-g7+
S. 2. Ke5-f4, d6
W. 3. Se3-d5, Dg7
-e7 matt.
B.
S. 1. beliebig anders
W. 2. Dd7-e7+
S. 2. Ke5-d4
W. 3. Se3-f5 matt.

Aufgabe V.

Von Otto Fuh in Hannover.

(„Sammler“.)

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

**Auflösung der Auf-
gabe II S. 105:**

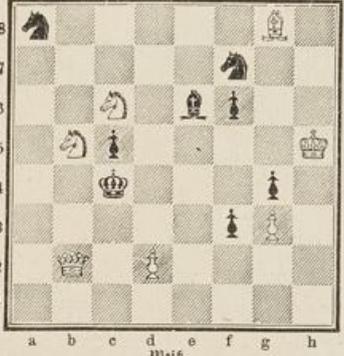
- W. 1. Le4-d3
S. 1. Ke5-d4
W. 2. Dg6-e4+
S. 2. Kd4-e5
W. 3. De4-e3 matt.
A.
S. 1. d6-d5
W. 2. Se7-e6+
S. 2. Ke5-f4
W. 3. Dg6-h6 matt.
B.
S. 1. Ke5-f4
W. 2. Se7-d5+
S. 2. Kf4-e5
W. 3. Dg6-e4 matt.
C.
S. 1. beliebig anders.
W. 2. Dg6-g7+
S. 2. Ke5-f4, e5
W. 3. Se7-d5, Ld3-
f5 matt.

Aufgabe VI.

Von E. F. Petersen in Slagelse.

(„Nationaltidende“.)

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

**Auflösung der Auf-
gabe III S. 105:**

- W. 1. Ke6-a4
S. 1. Ka3xa4
falls nach b2,
so 2. De6xb3+
nebt 3. Sd6-
e4 und 4. Dd3
-b2 (bezw. auch
d1) matt.
W. 2. Sd6-b5!
S. 2. Ka4xb5
W. 3. De6-d6
S. 3. a6-a5, Kb5-
e4, a4, b3-b2
W. 4. Dd6-e6, b4 matt.
A.
S. 2. b3-b2
W. 3. De6xa6+
S. 3. Ka4-b3
W. 4. Sb5-d4 matt.
B.
S. 2. Ka4-a5
W. 3. Sb5-e7 und
W. 4. De6xa6 matt.

Partie Nr. IV.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Berlin am 21. September 1897.

Damenbauernspiel.

Weiß: H. Charouf (Budapest).

Schwarz: H. Süchting (Bratrade bei Gatin).

Table with chess moves for Partie Nr. IV. Columns: Weiß, Schwarz, Weiß, Schwarz. Moves include 1. d2-d4, 2. e2-e3, 3. Sg1-f3, etc.

- 1) e5-e4 wird hier empfohlen, ist jedoch von zweifelhaftem Werte...
2) Dieser Bauer kann, weil er vereinzelt wird, weniger halten...
3) Damit leistet Weiß einen nachhaltigen Angriff ein...
4) Bei 15. Lg5-e7 Tf8-d8 16. Le7-d6 kommt nichts heraus...
5) Begegnung der Drohung 17. Sb3xd4, ermöglicht aber einen starken Angriff auf den König...
6) Auf Sd7-f8 konnte jetzt 18. Dd1-h5 g7-g6! 19. Dd5-h5 Le8-d7...
7) Falls Kg8-h8, so gleichfalls 20. Lh7-e4, da 20. Sg5xf7?...
8) Bänder gut wäre 20. Lf4xe5 Dd8xg5 21. Dh5xg5...
9) Besser Kf8-g8 21. Le4xe6 b7xe6 22. Lf4xe5 Dd8xg5...
10) Etwas besser war Kc7-d6...
11) 27. Ld8xb6 Se5-f4? 28. g2xf3 Lg4xf3? 29. Kg1-f1 Ta8-g8...
12) 28. Tc1x01 Tg8-e8 im Erfolg mindestens zweifelhaft...
13) Bei Se5-f4? 28. g2xf3 Lg4xf3? 29. Lf6xg7 Ta8-g8 30. Sb3-d2! Tg8xg7? 31. Kg1-f1 Lf3-g2? 32. Kf1-e2 bleibt Weiß gleichfalls im Vorteil...
14) Trost der verschiedenfarbigen Käufer erzwingt Weiß nun den Gewinn...
15) Hier steht der Käufer für Angriff und Abwehr am besten...
16) Falls jetzt d4-d3, so nicht etwa 51. Kh4-g5 wegen Ld1xb5, wohl aber einfach 51. Le7-b4 nebst 52. Lb4-c3?.

Partie Nr. V.

Gespielt im Industrieverein zu Kopenhagen im Dezember 1897. („National-tidende“).

Spanische Partie.

Weiß: J. Iversen. - Schwarz: N.

Table with chess moves for Partie Nr. V. Columns: Weiß, Schwarz, Weiß, Schwarz. Moves include 1. e2-e4, 2. Sg1-f3, 3. Lf1-b5, etc.

- 1) Dieser Zug, der sich schon bei Lucena (1497) findet, war früher unter den härtesten Meistern sehr üblich...
2) Nach kräftiger ist 4. d2-d4, welcher Zug später die Verteidigung Sg8-e7 in Nichtredit gebracht hat...
3) Der Käufer ging besser nach e6. Der Lezzug gibt dem Anziehenden Gelegenheit zu einer hübschen Opferkombination...
4) Auf Sd4xb3 kann 10. Se5xg4 Sb3xa1 11. Sg4-f6? g7xf6 12. Sd5xf6 matt die Folge sein.

Briefmappe.

Redaktionselles:



Die Halbmonatsschrift „Aus fremden Jungen“ hat sich allmählich zu einem geradezu unentbehrlichen Organ für alle die entwickelt, die sich über die hauptsächlichsten modernen Strömungen in der Weltliteratur fortwährend unterrichten lassen und zu diesem Zweck die bedeutendsten und charakteristischsten neuen literarischen Erzeugnisse des Auslandes kennen lernen wollen. Zu

dem eben begonnenen neuen Jahrgang erscheint zunächst der neueste Roman von Emile Zola „Paris“, der unzweifelhaft die gewaltigste aller bis-herigen Schöpfungen des großen französischen Romanciers ist. An Paris wird sich der letzte Roman des kürzlich verstorbenen Alphonse Daubet „Die Stücke der Familie“ anschließen, sowie größere Werke von W. Feldmann, G. af Geijerstam, Herra, Karl Gwald, F. Kadow und verschiedenen andern. Während die genannte Halbmonatsschrift nur hervorragende Werke ausländischer Autoren in musterghiltigen Uebersetzungen bringt, bietet dagegen die „Deutsche Roman-Bibliothek“ die neuesten Werke deutscher Schriftsteller. Sophie Junghans, die gefeierte Dichterin, entwirft in ihrem Roman „Ein Kaufmann“ ungewöhnlich festliche Bilder aus dem industriellen Leben der Großstadt und kennzeichnet namentlich den Gründungs- und Baujahre; ferner finden wir noch eine interessante Erzählung „Heini“ von Gustav Johannes Krauß. Das erste Heft beider Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

R. M. in U. Ein zuverlässiger Führer durch die gesamte Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur ist der in 31. Auflage erschienene Zeitungs-katalog und Inzertionskalender von Rudolf Woffe. Ueberichtlich angeordnet, enthält der Katalog ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, sowie aller wichtigen Blätter des übrigen Auslandes. Er informiert den Inzertenten über die Verbreitung, Erscheinungsweise, Tendenz der einzelnen Organe, über Inzertions- und Reklamepreise. Spaltenbreite, Spaltenzahl und über die der Anzeigenberechnung als Basis dienende Grundgröße der Blätter nach dem beigelegten Normal-Maßstab. Die Redakteure sind nach dem vortheilhaftesten Anzeigen durch typographische oder illustrative Mittel am vorteilhaftesten ausstattet, so daß der Blick des Lesers unwillkürlich auf die betreffenden Anzeigen ertheilt werden. Vielleicht erhalten Sie solche von Herrn Dr. G. Krause, Herausgeber der „Ghemiter-Zeitung“ in Göttingen.

F. K. Der Ton ruht auf der ersten Silbe. Treuer Abonnent in N., Bayern: O. W. in Ung.; Peter J. in Sch., Rußland; O. W. in Westf. Herzlichen Gruß und Dank! Joseph S. in S., Oesterreich. Am besten wenden Sie sich an den Buchhändler, der Ihnen die betreffenden Werke und deren Preise genau bezeichnen wird.

R. M. in S. Wenden Sie sich an die Stellenermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins zu Leipzig, Hobe-Strasse 35. Der Verein hat im verflochtenen Jahre über 900 Mitgliedern Stellen verhandelt.

Trene Abonnentin in N. Viel genauere Auskunft, als wir sie erteilen können, erhalten Sie in Ihrer Stadt. Am besten wendet sich Ihr Sohn an die Lehrer des von ihm besuchten Polytechnikums.

Friedrich G. in D., Rumänien. Verbündlichen Dank, aber den Austausch von Anfahrtskarten können wir nicht vermitteln. Th. P. in Glasgow. Wir können Ihnen leider keine Auskunft geben, da der Verfasser inzwischen gestorben ist und unsere sonstigen Er-fundigungen kein Ergebnis hatten.

H. v. B. in N., W. S. in Bayreuth. - H. M. 1; M. v. M. in Wien, Lonyy S.-s., Rußland. Mit Dank abgelehnt. G. G. in P. Wir haben Ihren Brief an keine Adresse befördert. H. v. B. in L. Ein solches Werk ist in dem von Gertrud Friebe herausgegebenen Werkbuch für junge Mädchen vorhanden (Stutt-gart, Schwabacher). In genauer Einteilung bietet es Raum für das Ein-tragen solcher Notizen, die für die jungen Fräulein praktischen Wert haben oder eine liebe Erinnerung festhalten.

R. M. G. in G. Ueber Titulaturen und Anreden gegenüber Ver-ehörten, Fürsten und andern hochgestellten Personen erteilt genaue Aus-kunft „Rürschners Jahrbuch für 1898“ (Eisenach und Leipzig, Hermann Hilger). Das Werk ist auch sonst eine Fundgrube der Kostüm- und über die verschiedensten Verhältnisse des öffentlichen und bürgerlichen Lebens.

E. S. in Elberfeld. Geheißliche Adressen läßt sich Ihr Wunsch Erny in Troppau. In vollem Umfange läßt sich Ihr Wunsch nicht verwirklichen, aber soweit wir vermögen, soll er erfüllt werden. W. J. in Butareh. Schönsten Dank für Ihren Gruß! Die Ge-dichte leider nicht verwendbar.

Walter S. in Prag; Reinhard T. in Kr.; L. in G. Mit Dank abgelehnt.

H. B. G. in R. Von Ihren Gedichten wollen wir die ergreifende „Heimkehr“ unsern Lesern nicht vorenthalten:

O daß es Wahrheit ist, Heute nach Jahresfrist Kommt - erretet von Todesliß - Er, dem du Treu schuldig bist. Drinnen im pranten Saal Bei froher Menschen Zahl Freiert mein Sonnenstrahl Fröhlich Prinz Karneval. Wie laßt der Rosenmund? Was thut dies Auge kund? Was dieser Plitter bunt? Freude in Herzens Grund! Grausame Meeresflut, Warum verschlang mich nicht deine Wut? Wohlau, sei du mir gut. Ich weiß dir, kalte Braut, mein Blut! Einß als ich nahm den Stab, Schwur Lieb sie übers Grab, Und jetzt am Todesstog Sie lustig scherzen mag. Behüt Gott Liebchen fein, Mögeß du glücklich sein, Ade auch treu Mütterlein Dort unter Weidenstein.

Sigfrid B. in S., Schweden. 1. Jules Verne. „Reise um die Erde in 80 Tagen“ (geb. M. 1.-), „Reise um den Mond“ (M. 1.-), „Die Kinder des Kapitän Grant“ (M. 3.-). 2. Das in Deutschland be-liebteste Werk Zolas ist „Der Zusammenbruch“ (3 Bände, broch. M. 5.-, geb. M. 8.-); weiter zu empfehlen sind „Das Geld“ (2 Bände, broch. M. 5.-, geb. M. 6.-), „Doctor Pascal“ (2 Bände, broch. M. 5.-, geb. M. 6.-), „Vourdes“ (3 Bände, broch. M. 6.-, geb. M. 8.-), „Rom“ (3 Bände, broch. M. 6.-, geb. M. 8.-). „Der neueste Roman „Paris“ erscheint im neuen Jahrgang der Halbmonatsschrift „Aus fremden Jungen“.

3. Italienische Konversations-Grammatik von Sauer und Cattaneo (Verlag von J. Groß in Heidelberg), geb. M. 3.60. Vom Verlag und durch jede deutsche Buchhandlung zu beziehen. 4. Dem Graphologen übergeben. 5. Etwa vierzehn Tage.

G. W. in Bln. Die Watermanschen Füllfedern können vor Ihnen mit bestem Gewissen empfohlen. Die Konstruktion derselben weist neben die anderer ähnlicher Federhalter wesentliche Verbesserungen auf. Die zu den Füllhaltern passenden Goldfedern mit Iridiumspitze können Sie je nach Ihrer Hand in verschiedenen Abstufungen erhalten. Sollten die Watermanschen Füllfedern in den Papierhandlungen Ihrer Stadt nicht vorrätig sein, so wenden Sie sich nur an die deutsche Vertretung der Waterman-Company, das Geschäft von Reuter & Siede, Berlin W. Markgrafstrasse 38. Auf Verlangen stellt Ihnen diese Firma auch eine illustrierte Preisliste unentgeltlich zu.

G. D. in G. Die Liebe zu den Tieren zu fördern, namentlich auch bei der Jugend, sind die Schriften des Berliner Tiereschutzvereins trefflich geeignet (Verlag von H. Veitinger, Berlin, Königgräberstrasse 108). Von neu erschienenen Schriften nennen wir den von vielen Abteilungen begleiteten Kalender des Vereins, sowie die ebenfalls illustrierten Werke: „Feschtüchlein“, die Erzählung „Naro und der Blinde“ und die Gedichtsammlung „Unserer Vögelin Rot“. Die Letztere dieser gemüthvollen Bändchen wird manch gutes Samenorn in die Herzen des jungen Volkes pflanzen.

A. S. in D. Am besten unterrichten Sie sich aus dem Buche „Der praktische Farben-Decorateur“ von Eduard Kreuer, vormals Zeichenlehrer am Gymnasium in Wiesbaden (ebenda, Lichtenfelds & Bröding). Das von vielen Zeichnungen und Farbentabellen begleitete Buch giebt nach den Gegebenen der Farbenharmonie Anleitung zur Ausstaffierung und Tapetierung von Schaulokalen, Anstellungskammern und so weiter.

Junge Hausfrau in S. Gute Anleitung erhalten Sie durch das Buch der Baronin von Hohenhausen: „Wie geben wir unsere Gesellschaften?“ (Stuttgart, Schwabacher Verlag). Ueber alles, was nur in diesen Gesellschaften fällt, erzählt die Verfasserin eingehende Anekdoten, Anekdoten in dem wohl geschriebenen Werk unterhalten.

G. H. v. in San Francisco. Schönsten Dank für Ihre freundlichen Grüße und Glückwünsche, die wir herzlich erwidern. Hoffentlich finden auch meine neuen Kissenversorfsarten Ihren Beifall.

H. R. in St. Minden. Sie sind ein hochgeachtetes Sportgeschäft, hauptsächlich in Berlin: Vereiter & Co., Kurfürstendamm 235, und M. Gernann, Ritterstraße 23.

D. F. in N. Na einem langh gefühlten Bedürfnis abzuhefen, ist jetzt auch ein Taschenbuch für Reiter erschienen (Leipzig, J. Sengbusch). Es führt den Titel „Alle Reiter“ und enthält außer Liedern (mit Noten) eine Auswahl von Ansprachen und sogar ein paar Theaterstücke. Wer häufig in dem Büchlein hündert, wird sich ohne Frage zu einem lebenswichtigen Schwerverdienter auf der Reithahn ausbilden.

R. in Moskau. Nur durch den Arzt dürften Sie entsprechende Auskunft erlangen. Für Ihre freundliche Anerkennung besten Dank.

R. A. in W. Postkarten mit Anklagen von Verblehem verbleht gegen Einbindung des Betrages Kassor Immanuel Döthel dafelbst. Das Stück kostet 50 Pfg., vier Stück in verschiedener Zusammenstellung M. 1.80. Der Betrag fließt dem evangelischen Waisenhaus in Verblehem zu. D. H. in Arnheim. Nein.

A. L. in G. Eine genaue Anleitung zum sportmäßigen Betreiben des Schneeschuhlaufens und Rennwolfsfahrens giebt die unter diesem Titel herausgegebene, von vielen Abbildungen begleitete Schrift von Max Schneider (Berlin, Winterportverlag, Kleinbeerntstraße 9).

A. H. in S. Die Bureaus des deutschen Reichskommissars für die Weltausstellung in Paris befinden sich jetzt: Berlin, Selpzigerstraße 121.

Abonnent in der grünen Steiermark. Ganz nett für den Privatgebrauch, doch nicht reif für die Öffentlichkeit.

Reichstreue in Gera. Auch uns wäre es so lieber gewesen, aber wir mußten das Bild doch bringen, wie die Situation dem Künstler sich in Wirklichkeit gezeigt hat.

Pirol in L. Leider nicht verwendbar. Wir bitten um Angabe der genauen Adresse behufs Rücksendung.

Richtige Lösungen fanden ein: Joh. B. Stoppel in Hamburg, Frau Nola Hedinger in München, Frau Ida Kremer in Rostock i. S. (Dank und Erwidern!), Kurt v. D. in G. Archibald Doffy in Brisbane, Dr. Georg Keller in Boston, „Alma und Elvira“ in Bonn, „Henriette“ in Vöckl, Adolf Bräuninger in Konstanz, Anna Swarowska in Wien, W. Hubert Gräßinger in München, Elisabeth v. M. in D. Will Waller in Heiderabad, Leonie Pfütner in Regenz, „Motelblümchen“ in Gobleng, H. R. in St. Ingbert, Leonie und Stephanie“ in Lambach, Emmy v. St. in W. Maud Vintjeon in Boston, „Gustava“ in Stockholm, Adner Beh in Williamsport, O. v. M. in Zürich, „Sajida“ in Warshaw, Sarah v. St. in Jassy, „Wilhelm und Corle“ in Urm. H. Lichtenberg in Hannover (Gruß bestens erwidert!), „Barbaca“ in Kopenhagen, Coangelina v. B. in Briän, „Edi und Nizzi“ in Gijshin, Laura Adler in Olesko, Wilhelmine Pfalling in Mostat, Dr. A. in Zürich, „Adrienne“ in Marseille, Fred Kaufmann in Baltimore, Gräfin v. R. Z. in P. Z. in Paris, „Haus und Muff“ in Hamburg, Dr. Wandel in Triest, Frau Henriette Helbling-Eshudy in Zürich (Herzlichen Dank für Ihre lebenswichtigen Wünsche und Grüße, die bestens erwidert werden!) Lea Waratin in Lemberg, Mona v. P. in W. Dr. Pfander in Berlin, „Georgette in New York, Wilhelm Harisch in Wiga, „Röbi“ in Bern, Ida K. in Strippau, Ada v. K. in H. Rita Rajzjudi in Turin.

Gesundheitspflege.

J. M. R. Moskau. Ihrer Beschreibung nach ist der Leidende ein hochgradiger Neurastheniker. Da seither bei häuslicher Behandlung aller Erfolg ausblieb und schon so Verschiedenes vergeblich angewendet wurde, so möchte ich raten, ihn auf einige Zeit in eine Nervenkuranstalt zu verbringen. In Russland sind mir allerdings keine bekannt. Sollten Sie aber den Leidenden nach Deutschland verbringen wollen, so können Ihnen verschiedene Adressen genannt werden.

R. K. in G. Gegen Ihren heftigen Schnupfen empfehlen wir Ihnen, von einer zehnprozentigen Mentholchloroformlösung mehrmals täglich einige Tropfen auf der Hohlhand zu verreiben und den Dampf tief einzuatmen. Innerlich werden viel dreimal täglich 20 Tropfen von dem Extractum Hydrastis canadensis fluidum gegeben. Dr. F.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro dreispaltige Nonpareille-Zeile 1 M.



Vorzügl. Musik-Instr. j. Art bezieht man am vorteilh. direkt a. d. grösst. württb. Musik-Instr.-Fabr. v. Rob. Barth, K. Hoflieferant, Stuttgart. Preislisten grat. (Bitte f. welche Instr.)

1000 Briefmarken, ca. 180 Sorten 60 Pfg., 100 verschied. überseeische 2.50 M., 120 besp. europäische 2.50 M. bei G. Zehmeyer, Nürnberg. Katalogliste gratis.

Grieder's Seidenstoffe

mit Garantiechein sind die Besten, im Tragen unverwundlich, weil färbefeste Färbung. reizende Neuheiten nur direkt erhältlich zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei ins Haus. Laufende von Anerkennungschriften. Von welchen Farben wünschen Sie Muster?

Seidenstoff-Fabrik-Union Adolf Grieder & Cie., Kgl. Holl., Zürich (Schweiz).

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut. KALODERMA KALODERMA-GELÉE :: KALODERMA-SEIFE Gesetzlich geschützt unter No 12815. F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE. Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

**GAEDKE'S
CACAO**

nach eigenem patentirten Verfahren hergestellt
ist anerkannt als
der bekömmlichste von allen
und daher
von ärztlichen Autoritäten
besonders empfohlen.

Garantie für Echtheit nur in
Original-Packungen:
3 Kronen 2 Kronen 1 Krone
Mk. 2,80. Mk. 2,40. Mk. 2.-
per 1/2 Kilo-Packung.
Überall käuflich.
Fabrikant: P.W. GAEDKE, Hamburg.

Kleide Dich
bei
Aug. Polich, Leipzig.

Du findest dort die grösste
Auswahl in
**Herren-, Damen-, Kinder-
kleidern und Wäsche**
so vorzüglich und preiswert,
dass es sich lohnt, die Preis-
Liste zu fordern.

CACAO-VERO
entölt, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Kon-
ditoreien, Kolonial-, Delika-
tessen- u. Droguengeschäften.

Billige Romane. Verzeichnis hierüber auf Ver-
langen kostenlos u. postfrei von
der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

MIGRÄNIN
gegen
Kopfschmerzen jeder Art.

In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme
Dosirung. Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flacons
à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch
Farbwerke Höchst a. M., Deutschland.

Berliner Zeitung Deutschlands.

Unter Berücksichtigung des reichen Inhalts
und der geistigen Frische, die
billigste deutsche Zeitung.

Im täglichen Feuilleton er-
scheinen die neuesten
Romane u. Novellen
hervorragender
Autoren.

Berliner Zeitung
und Handels-Zeitung m. ersten Anzeigenteil.
heißt „Der Tag“.
„Der Tag“ enthält: „Mittelungen über Landwirth-
schaft, Gartenbau und Hauswirtschaft“.

Man
abonnirt
bei allen Post-
anstalten Deut-
schen Reichs vierel-
jährlich: 5 M. 25 Pf. für
d. II. u. III. Monat eines
jeden Quartals: 3 M. 50 Pf.
für den III. Monat: 1 M. 75 Pf.
Für das Ausland beträgt das
Abonnement 4 M. 70 Pf. pro Monat.
14 M. pro Quartal inkl. Porto für post-
freie Zustellung unter Kreuzband. Tafelbe-
tann jederzeit begonnen werden durch Ein-
sendung des Abonnementsbetrages direkt an die
Exp. d. „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

Probe-Nummern gratis und franco.

13 mal
wöchentlich erscheinend

50 Jhr. 700 Hefte

Zur Pflege der HAUT ist
das beste Produkt
die **CRÈME SIMON**
Nur echt mit der Unterschrift: **Simon**

Unübertroffen für den
TEINT
und für die Toilette
des Gesichts
und der
Haende

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

In unserm Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Künstlerfahrten. Humoresken von **Albert Roderich**. Mit 51 Illustrationen
von **C. Selmer**. Elegant gebunden Preis **M. 2.-**
Ein Buch voll vieldeligen, unwiderstehlich zur Geistesleistung reizenden Humors mit gleich drohigen,
durch fröhliche Lebenslust sich auszeichnenden Illustrationen. Jeder Leser, der das Künstlerpaar liebt
und lange auf ihren urlaunigen Künstlerfahrten begleitet, wird durch die ergötzlichen Abenteuer in die
heiterste Stimmung versetzt werden und die beiden Kumpane für alle Zeiten in Erinnerung behalten.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.